THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
170
Av3pG
1891

Die Freuden des Lebens

Die

Freuden des Lebens

von

Sir John Lubbock

Dritte Auflage

Berlin

Verlag von Friedrich Pfeilstücker

1891

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

170
Av3 p G
1891

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Inhalt:

Erster Teil.

		Seite
1. Kapitel.	Die Pflicht glücklich zu sein	1
2. Kapitel.	Das Glück der Pflicht	17
3. Kapitel.	Ein Bücher-Hymnus	30
4. Kapitel.	Bücherwahl	40
5. Kapitel.	Der Segen der Freundschaft	57
6. Kapitel.	Der Wert der Zeit	64
7. Kapitel.	Reisefreuden	72
8. Kapitel.	Die Freuden des Heims	85
9. Kapitel.	Die Wissenschaft	94
10. Kapitel.	Erziehung	111

Zweiter Teil.

1. Kapitel.	Ehrgeiz	125
2. Kapitel.	Wohlstand	135
3. Kapitel.	Gesundheit	142
4. Kapitel.	Liebe	156
5. Kapitel.	Kunst	168
6. Kapitel.	Poesie	183
7. Kapitel.	Musik	195
8. Kapitel.	Die Schönheiten der Natur	207
9. Kapitel.	Die Leiden des Lebens	229
10. Kapitel.	Arbeit und Ruhe	238
11. Kapitel.	Religion	246
12. Kapitel.	Die Hoffnung auf Fortschritt	261
13. Kapitel.	Die Bestimmung des Menschen	274

1007051

Aug.-Dr.-g. Prof. Littman

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DAVIS

Erstes Kapitel.

Die Pflicht glücklich zu sein.

„Wenn ein Mensch unglücklich ist, so trägt er selbst die Schuld. Gott hat alle Menschen zum Glück geschaffen."

Epiktet.

Das Leben ist ein großes Geschenk. Wenn wir in die Jahre kommen, in denen der Verstand reift, müssen wir uns fragen: Was ist der Hauptzweck unseres Daseins? Nicht jeder huldigt dem Grundsatz von „dem größten Glück für die größte Anzahl",*) aber jeder wird zugeben, daß wir verpflichtet sind, nach Kräften am Wohle unserer Nächsten mitzuarbeiten. Von mancher Seite wird freilich unsre eigne Berechtigung, ja unsre Fähigkeit zum Glück geleugnet. Und selbstredend darf auch unser Streben nicht ausschließlich dahin gerichtet sein. Wer das Glück voll Egoismus sucht, wird es überdies niemals finden. Das Leben soll uns viel Freude bringen, aber diese

*) Die bekannte Utilitätsformel.

Freuden dürfen nicht zur Herrschaft über uns gelangen; thun sie es, so geben sie uns der Sorge preis und „in welch' gefährliche, elende Abhängigkeit begiebt sich der, welcher bald der Freude, bald der Sorge — diesen zwei ungetreuen und grausamen Verbündeten! — die Macht über sich einräumt?"*)

Es will mir scheinen, als müßte die Welt besser und heller werden, wenn uns die Lehre von der Pflicht, glücklich zu sein, ebenso eifrig eingeprägt würde, als die Lehre vom Glück, das in der Pflichterfüllung liegt. Schon zu unserm eignen Heil würden wir uns dann bestreben, so frohsinnig zu sein, wie wir irgend vermöchten, und damit ein gutes Teil zum Glück der andern beizutragen.

Wohl hat jeder unter uns schon empfunden, daß ein heiterer Freund einem sonnigen Tage gleicht, der alles ringsumher mit Glanz erfüllt. Fast immer ist es uns selbst anheimgegeben, ob wir diese Welt zu einem Palast oder zu einem Gefängnis gestalten wollen.

In melancholischen Gedanken liegt ein selbstsüchtiger Reiz; wir halten uns für Opfer des Schicksals; wir brüten über Kümmernissen, die mehr oder weniger eingebildet sind. Heiter und freundlich sein, bedarf oft einer Anstrengung; es gehört eine Art Kunst dazu, sich selbst glücklich zu erhalten, und in dieser Beziehung, wie in mancher andern, sollten wir so streng über uns wachen, wie wir es sonst nur über andre zu thun gewöhnt sind.

Unsre Nation hat einen Hang zum Trübsinn. Man sagt unsern Landsleuten nach, daß sie selbst in der Freude

*) Seneca.

schwermütig seien. Hoffentlich beruht das auf einer oberflächlichen, wenn nicht gar falschen Beobachtung. „Fröhliches England", heißt ein altes Wort! Möchte es von neuem zur Wahrheit werden. Wer die echte Melancholie sucht, muß sich gen Osten wenden. Kann etwas trüber klingen als die Zeilen, mit denen Omar Khajam seine Stanzen beginnt:

Wir wohnen hienieden nur kurze Zeit,
Wir finden nichts als Kummer und Leid,
Keines Rätsels Lösung die Augen sehen,
Nur Reue uns foltert und dann heißt's gehen!

oder:

Die Stimmen sind wie von wandernden Winden,
Die Ruhe suchen und Ruhe nicht finden.
Ja, dem Winde gleich ist des Menschen Zeit,
Ein Klagen, ein Seufzen, ein Sturm, ein Streit.

Wäre das Erdendasein thatsächlich so trübe, so leiderfüllt, kein Wunder, wenn wir Nirwana — das Ende allen Kummers — selbst um den Preis des Bewußtseins eintauschen möchten.

Aber giebt es kein andres Ideal, keine gesunde, männliche, edlere Hoffnung?

Das Leben soll nicht nur gelebt, es soll auch recht gelebt werden. Wohl wandert mancher „ziellos durch die Welt, dem Strohhalm gleich, der auf den Wassern gleitet: er rudert nicht, er läßt sich treiben."*)

Goethe erzählt uns, daß er mit dreißig Jahren den Entschluß faßte, das Leben nicht mehr halb, sondern in all seiner Schönheit und Ganzheit auszunutzen:

*) Seneca.

Im Wahren, Guten, Schönen
resolut zu leben.

Nicht die Zeit, Gedanken und Thaten vielmehr sind das Maß des Lebens. Hell, voll Anregung und Glück soll und kann es dahin fließen. Mit Recht sagt das italienische Sprichwort: „Nicht alle können auf der Piazza wohnen, aber jedem scheint die Sonne."

Wenn wir unser Bestes thun, wenn wir aufhören, unsre kleinlichen Sorgen zu hegen und zu pflegen, wenn wir mutvoll die Dinge betrachten, nicht nur von der guten, sondern von allen Seiten; wenn wir ausnutzen, was uns an Segnungen umgiebt — dann muß uns die Erkenntnis kommen, daß das Leben doch ein herrliches Erbteil ist.

Aber wie wenige machen von ihren wundervollen Vorrechten Gebrauch, von den Gnadengaben, die sie empfingen! Unser ist des Weltalls Pracht und Schönheit, sobald wir danach verlangen; weit dehnen sich die Grenzen, die unserm Streben nach Vervollkommnung gezogen sind; wir besitzen die Macht, Frieden zu schaffen, den Sieg davon zu tragen über Schmerz und Kummer.

Dante weist auf einen Fehler hin, der leicht verhängnisvoll werden kann, auf das Versäumen des rechten Augenblicks:

Gewalt übt man an sich mit eigner Hand
Und seinem Gut — um fruchtlos zu bereuen,
Sind drum zum zweiten Binnenkreis gesandt,
Die, selber sich zu töten, sich nicht scheuen;
Die so im Spielhaus all ihr Geld verthan,
Und dort weinten, statt sich zu erfreuen.

Ruskin verbreitet sich über dasselbe Thema. Er

gedenkt dabei besonders der Herrlichkeit der Schöpfung, die wir so oft als etwas Selbstverständliches hinnehmen, die wir so selten erkennen und noch seltener genießen!

„Die heiligen Männer, die uns zur Liebe gegen Gott ermahnen," so klagt er, „verweilen zu wenig bei jenen Dingen, in denen sich seine Gnade am reichsten und unmittelbarsten zeigt. Sie sprechen vom Brot, von Kleidung und Gesundheit — das alles teilen wir mit der gesamten Kreatur —, aber sie spornen uns nicht an, Gott für die Herrlichkeit seiner Werke zu danken, obgleich nur wir allein von allen Geschöpfen diese Herrlichkeit zu empfinden vermögen. Sie schicken uns in unser Kämmerlein zu stillen Stunden der Einkehr, aber sie senden uns nicht, gleich Isaak, hinaus ins Feld zur Abendzeit; sie lehren uns die Pflicht der Selbstverleugnung, aber nicht die Pflicht der Freude." „Und doch," wie er an einer andern Stelle sagt, „hat jeder auf der Reise durch das Leben die Wahl, je nach seinem Thun, alle Stimmen der Natur in einen Lobgesang zu vereinigen oder sie niederzuhalten, zu ersticken zu einem schrecklichen Schweigen der Verdammnis, sodaß die Steine reden und der Staub gegen uns aufstehen muß!"

Wer müßte nicht mit Sir Henry Taylor bekennen: unsre Vergangenheit ist voll von unausgenutzten Gelegenheiten. „Und wer sich seines Daseins nicht freut," sagt Sir T. Browne, „ist in meinen Augen, trotz Fleisch und Blut, ein Gespenst."

St. Bernhard geht sogar so weit, zu behaupten: „Nichts kann mir Schaden bringen, als ich selbst! Nur das Leid, das ich großziehe, ist mein Begleiter; niemals

bin ich wirklich unglücklich, außer durch meine eigenen Fehler."

Heidnische Moralisten lehren dieselbe Auffassung. „Der Mensch," sagt Marc Aurel, „ist von den Göttern mit allen Mitteln versehen, die ihn vor dem wirklich Bösen schützen können. Was nun des Menschen Inneres nicht verderben darf, wie darf es sein ganzes Leben vergiften?"

Epiktet spricht dasselbe mit ähnlichen Worten aus: „Wenn ein Mensch unglücklich ist, so trägt er selbst die Schuld. Gott hat alle Menschen zum Glück geschaffen."

„Ich bin immer mit dem zufrieden, was geschieht," sagt er irgendwo, „denn ich denke, Gottes Wille ist besser als mein eigner." Und dann an andrer Stelle: „Wünsche nicht, daß die Dinge geschehen, wie sie dir gefallen, aber wünsche sie dir so, wie sie thatsächlich sind. Dein Leben wird dann einem ruhigen Strome gleichen. Wer etwas verlangt, was ihm nicht zukommt, verliert, was ihm zu eigen gehört."

Wenige, vielleicht keiner, vermögen so weit zu kommen wie St. Bernhard. Das, wodurch wir leiden, ist Schmerz, Krankheit, Angst; der Verlust, die Liebloſigkeit, die Fehler, ja die Gleichgültigkeit derer, die wir lieben. Durch ein einziges häßliches Wort wird oft ein ganzer Tag verschleiert und umdüstert.

Von Hegel heißt es, daß er seine Phänomenologie des Geistes am 14. Oktober 1806 zu Jena vollendete, ohne von der Schlacht zu wissen, die um ihn tobte. Schließen wir uns freilich so gegen die Sorgen unsrer Umgebung ab, so können wir nicht mehr mit ihr empfinden. Wir nehmen keinen Teil an ihrem Glück und verlieren

mehr, als wir gewinnen. Wer das Mitgefühl abschwört und sein Herz mit kalter Selbstsucht panzert, beraubt sich selbst der schönsten und reinsten Freuden seines Daseins. Unempfindlich werden gegen Schmerz heißt auch die Fähigkeit zur Freude verlieren.

Wie manches sogenannte Übel ist nichts andres als ein verkapptes Glück. Voreilig bejammert man die Widerwärtigkeiten, die man noch nicht übersehen kann, und verkennt die Segnungen, die darin verborgen liegen. Freude und Schmerz sind nach Plutarch die Nägel, die Geist und Körper aneinander heften.

Der Schmerz warnt vor Gefahr; deshalb gehört er zu den Notwendigkeiten des Daseins. Ohne ihn, ohne die Warnung durch das Gefühl würden die Segnungen, die uns umgeben, leicht zum Unheil werden. Laien halten oft die inneren Organe des Körpers für die empfindlichsten. Sie irren sich. Die Haut ist der Wachtposten der Gesundheit. Sie ist immer da, immer aufmerksam, stets bereit, den nahenden Feind zu verkünden, während das Fleisch und die inneren Teile in gesundem Zustande annähernd ohne Empfindung sind.

„Wir sprechen von der Wurzel des Übels," sagt Helps. „Was heißt eigentlich Übel? Wir glauben, daß Leiden und Prüfungen dem Menschen zum Besten dienen, aber wir verneinen, daß sie auch an sich selbst gut sind. Freilich ist das eine Wissenschaft, die errungen werden muß. Wir sind keine Götter, und unser Erkennen fußt auf der Erfahrung. Alles ist gut, was geschieht, es giebt kein Übel, wenigstens nicht in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung."

So viel ist gewiß: „The vale best discovereth the hill“*) und „Pour sentir les grands biens, il faut qu'il connoisse les petits maux.“**) Kein Leben kann eitel Glückseligkeit bleiben, wir müssen nur für die Erhaltung des Gleichgewichts sorgen.

„Trübsal wendet sich leicht zum Segen,“ sagt Seneca, „und der Weg zur Ehre geht oft über Trümmer.“

Helmholtz dankt einer schweren Krankheit die Anregung zum Studium der Naturwissenschaften. In den Herbstferien des Jahres 1841 wurde er von einem typhösen Fieber befallen. Als Student erhielt er im Krankenhause freie Pflege, und als er genas, hatte er von seinen geringen Mitteln so viel erspart, daß er sich ein Mikroskop anschaffen konnte.

Castelar meint, daß „Savonarola unter andern Verhältnissen ein guter Ehemann und zärtlicher Vater geworden wäre, aber die Geschichte hätte seinen Namen nicht gekannt, und im Sande der Zeit und den Seelen der Menschen würde sein Wirken niemals tiefe Spuren hinterlassen haben. Da nahte ihm das Unglück, es preßte sein Herz zusammen, es machte ihn mit der Schwermut der kummervollen Gemüter bekannt. Aber derselbe Schmerz, der die Dornenkrone für ihn wand, setzte ihm auch den Kranz der Unsterblichkeit aufs Haupt. Sein Hoffen war auf die Frau gesetzt, die er liebte, und als ihre Familie ihn endgültig zurückwies — zum Teil seines Bekenntnisses, zum Teil seiner Person wegen — da glaubte er, der Tod sei über ihn gekommen, und siehe, es war die Unsterblichkeit.“

*) Bacon. — **) Rousseau.

Des Übels Vorhandensein ist nicht zu leugnen; seinen Grund zu finden, hat den menschlichen Geist viel beschäftigt. Die Wilden erklären es durch die Gewalt böser Geister. Die Griechen glaubten an den Neid der Götter. Andre Völker dachten sich ein gutes und ein böses Prinzip, die einander entgegenwirken und deren freundlicher und feindlicher Macht die Menschen abwechselnd verfallen.

Die Freiheit des Willens scheint das Dasein des Übels zu bedingen. Wenn uns eine freie Wahl gelassen ist, so muß das meiste von dieser Wahl abhängen. Nach dem innersten Wesen der Dinge kann zwei und zwei nicht fünf sein. Epiktet läßt Jupiter zu den Menschen sprechen: „Ich vermochte es nicht, euern Körper und alles, was zu euch gehört, frei zu schaffen vom Hang zum Unrecht, deshalb gab ich euch einen kleinen Teil von mir selbst."

Und dies göttliche Geschenk sollten wir voll Weisheit gebrauchen. Es ist in Wahrheit unser höchster Schatz. „Deine Seele ist kostbarer als alles, was du besitzest. Laß sehen, wie du sie beschützt und gehütet hast! Denn du bist ein weiser Mann und wirst nicht dulden, daß man ein so kostbares Ding mißachtet und verdirbt."*)

Ist demnach also das Übel nicht gänzlich zu vermeiden, so steht es doch bei uns, ob wir glücklich oder unglücklich sein wollen, genau so, wie uns die Wahl gelassen ist zwischen einem guten und nutzbringenden oder einem bösen und vergeblichen Leben. „Die Zeit befreit den Thoren, den Weisen die Vernunft von seinem Kummer."*) Nur durch sich selbst wird ein Mensch wahrhaft unglück-

*) Epiktet.

lich. Wir sind, wenn nicht die Meister, so doch die Schöpfer unsrer selbst.

Nicht die großen Schicksalsschläge, nicht Krankheit und Tod sind es, die in unser Dasein den meisten Schatten werfen; das thun vielmehr die kleinen Nadelstiche. Wie viel vom Ungemach des Lebens ist an sich unbedeutend und könnte leicht vermieden werden!

Ganz anders würde das Glück manches Hauses sich gestalten ohne die thörichten Zwistigkeiten oder „Mißverständnisse", wie man sehr bezeichnend sagt. Der Makel fällt auf uns, wenn wir gereizt und übellaunig sind. Dagegen, daß fremde Gereiztheit und Mißstimmung uns unglücklich macht, sollen wir uns wappnen, was freilich nicht ganz leicht ist. Wenn nicht durch Schuld, so doch durch Unwissenheit haben wir viel herbeigeführt, was uns quält.

Verhältnismäßig suchen die Kümmernisse uns seltener auf, als wir sie. Viele Menschen reiben damit ihr Leben auf. Mit Recht sagt La Bruyère: „Die Mehrzahl der Menschen arbeitet den größten Teil ihres Lebens daran, sich für den Rest elend zu machen."

Auch leiden wir schwer unter den Vorempfindungen des Unheils. Noah empfing die Prophezeiung der Flut jahrelang vorher; Jerusalem fiel in den Weissagungen des Jeremias, ehe es belagert wurde; wir aber werden gar oft von der Furcht eines Unglücks gefoltert, das niemals hereinbricht. Häufig hören wir von Menschen, die unter der Last der Arbeit zusammenbrechen. Ich möchte behaupten, daß es in neun von zehn Fällen nicht

Überanstrengung, sondern Sorge und Bangigkeit ist, was sie niederwirft.

„Nos maux moraux," sagt Rousseau, „sont tous dans l'opinion, hors un seul, qui est le crime; et celui-la dépend de nous: nos maux physiques nous détruisent, ou se détruisent. Le temps, ou la mort, sont nos remèdes."

Das gilt natürlich nur von Erwachsenen, bei Kindern liegt der Fall anders. Man spricht so viel von der „glücklichen Kindheit", mir scheint das ein Irrtum. Kinder sind oft übertrieben ängstlich und zartbesaitet. Der Mann soll Herr und Meister seines Schicksals sein, das Kind ist der Willkür seiner Umgebung unterthänig. Der berühmte Pferdebändiger Rarey hat die Erfahrung gemacht, daß ein böses Wort den Puls des Pferdes um zehn Schläge in der Minute beschleunigt. Welchen Eindruck muß dies Wort nun auf ein Kind machen.

Die übermäßige Ängstlichkeit der Jugend verdient nicht scharfen Tadel; aber sie ist eine Gefahr, gegen die gekämpft werden muß: „Im Wohnzimmer und in der Kajüte werden die Schreckniſſe des Sturmes am lebhaftesten empfunden."

Gar häufig werden wir eine Beute des wirklichen Übels, weil wir uns vor dem eingebildeten schützen wollten. „Wer mit wenig nicht zufrieden ist," sagt Epiktet, „wird mit nichts zufrieden sein. Wie oft mühen wir uns für das, was keine Befriedigung giebt. Mehr als wir brauchen, ist mehr als wir nötig haben, und wird eine Last für den Träger."*)

*) Seneca.

Mit geringen Ausnahmen schaffen wir Menschen uns selbst einen hohen Berg zweckloſen Jammers, belasten wir uns auf unsrer Erdenreise mit einem toten Gewicht unnützen Gepäcks! Je größer aber die Last, je geringer die Behendigkeit! In dem reizenden Märchen „Alice through the Looking glass“ wird der weiße Ritter beschrieben, wie er sich für seine Reise mit allerhand Krimskrams ausstattet. Er nimmt eine Mausefalle mit, falls ihn einmal nachts die Mäuse stören sollten, und einen Bienenkorb, falls ihm ein Bienenschwarm begegnete.

Hearne erzählt von seiner Reise nach der Mündung des Kupferminenflusses, daß die Expedition wenige Tage nach ihrem Ausgang von Indianern überfallen wurde. Der größte Teil ihrer Habe wurde ihnen abgenommen, und Hearne sagt darüber: „Mit dem erleichterten Gepäck war unser nächster Reisetag bei weitem angenehmer!“ Ich darf allerdings nicht verschweigen, daß die Indianer auch philosophische Werke raubten, die man in diesem Falle wohl einen Ballast nennen darf.

Weise ist der Rat Marc Aurels, wie man dem nahenden Mißgeschick begegnen soll: „Denke bei jedem Verdruß, daß ihn haben kein Unglück, ihn mit Würde ertragen aber ein Glück ist!“ Unser eigner Schmerz schafft uns mehr Leid als seine Ursache! Wir tragen schwerer an dem Kummer, den eine Sache in uns erweckt, als an der Sache selbst. Wie sehr lassen wir uns z. B. durch häuslichen Zwist aufregen und verwirren.

Und doch sollten wir uns in neun von zehn Fällen durch Tadel u. s. w. nicht verstimmen lassen. Ist ein ungünstiges Urteil gerecht, muß es uns zur willkommenen

Warnung dienen. Ist es ungerecht, wie darf es uns verletzen? „Ich muß sterben," sagt wiederum Epiktet. „Aber muß ich drum klagend in den Tod gehen? Ich soll in Ketten gelegt werden! Aber muß ich es jammernd dulden? Ich soll in die Verbannung gehen! Aber kann mich jemand hindern, daß ich es mit Freudigkeit thue und voll zufriedenen Sinns? Aber ich werde dich ins Gefängnis werfen! Mensch, was sprichst du? Meinen Körper vermagst du einzukerkern, doch über meine Seele besitzt selbst Zeus keine Gewalt."

Noch einmal, wenn wir nicht glücklich sein können, so liegt gewöhnlich an uns selbst die Schuld. Sokrates lebte unter den dreißig Tyrannen. Epiktet war ein armer Sklave, und wie viel verdanken wir ihm doch! „Ist es möglich, daß eines Menschen Leben leicht dahinfließen kann, wenn dieser Mensch nackend ist, ohne Haus, ohne Herd, armselig, ohne Sklaven und ohne Stadt? Seht, Gott hat einen Mann zu euch gesandt, der euch zeigen soll, daß es möglich ist. Blickt mich an, ich bin ohne Stadt, ohne Haus, ohne Güter, ohne Sklaven; ich habe weder Weib noch Kind, noch Zelt, nichts als Himmel und Erde und ein schlechtes Gewand. Und was mangelt mir? Bin ich nicht ohne Kummer, bin ich nicht ohne Furcht? Wann blieb mir ein Wunsch unerfüllt, wann traf mich, was ich vermeiden wollte? Habe ich je mit Gott oder Menschen gehadert? Habe ich einen Menschen auch nur getadelt? Wer sah mich mit trauerndem Antlitz? Wie begegne ich denen, die ihr fürchtet und bewundert? Behandle ich sie nicht gleich Sklaven? Sieht nicht jeder in mir seinen Herrn und Meister?"

Laßt uns bedenken, wie viel uns zu teil wird, was Dank verdient! Wenige unter uns wissen die täglichen Segnungen zu würdigen. Wir betrachten sie als Kleinigkeiten, „aber Kleinigkeiten machen die Vollkommenheit aus, und Vollkommenheit ist keine Kleinigkeit," wie Michel Angelo sagt. Weil sie immer um uns sind, vergessen wir sie, und doch sollen für jeden von uns, wie für Paters Helden Marius, „diese und andre geringe Gaben, wie Brot und Wein, Obst und Milch, eine poetische und wie ehedem moralische Bedeutsamkeit erhalten. Das würde auch geschehen, wenn wir nur den Schleier der Alltäglichkeit von diesen Dingen ziehen könnten, die an sich so ganz und gar nicht ‚gewöhnlich' sind."

„Sorget," mahnt Isaak Walton, „sorget, daß die täglichen Gnadengaben des Schöpfers nicht hingenommen werden wie etwas Gemeines ohne Preis und Dank! Vergesset nicht, ihn zu loben für alle unschuldige Lust und Freude, die uns das Dasein gab, seit wir es begrüßten! Was würde ein Blinder um den Anblick lachender Ufer, Wiesen, Blumen und Quellen geben, und das sind, gleich vielen andern, die Gnadengaben, deren wir uns täglich erfreuen."

„Nicht große Reichtümer, nein, geringe Bedürfnisse bedingen die Zufriedenheit," lehrt Epikur. Wir haben freilich mancherlei Bedürfnisse, aber die vernünftigen werden uns immer gewährt werden.

Die Natur streut mit vollen Händen aus, was der Mensch zum Glücklichsein bedarf. „Zusehen, wie das Korn wächst und die Knospen aufbrechen, mit Pflugschar und Spaten zu arbeiten, zu lesen, zu denken, zu lieben,

zu beten, das ist's, was des Menschen Glück ausmachen kann," sagt Ruskin.

„Ich bin in die Hände der Räuber gefallen," sagt Jeremy Taylor. „Was nun? Sie haben mir Sonne und Mond, Feuer und Wasser gelassen, ein Weib, das mich liebt, viele Freunde, die mich bedauern, manche, die mir helfen! Mir ist die Möglichkeit geblieben, mich durch Gespräche zu unterhalten, und gegen meinen Willen durfte mir niemand mein fröhliches Antlitz, meinen heitern Sinn und mein gutes Gewissen nehmen. Und der Mensch, der so viel Ursache hat zur Freude, er klammert sich freiwillig an Leid und Trübsal und kauert dumpfbrütend nieder auf seiner kleinen Hand voll Dornen!"

„Der denkende Mensch, der Sonne, Mond und Sterne schaut, der sich der Erde und des Meeres freut, wie kann der sich einsam oder gar hilflos fühlen."*)

„Das Paradies ist überall," sagt Luther. Können wir mehr verlangen? „Jede Art von Schönheit," sagt Greg, „ist verschwenderisch über unsre Erde ausgestreut: was den Sinn berauscht, was den Geschmack befriedigt; edle und liebliche Formen, glänzende und zarte Farben, süße und feine Düfte, Harmonien, die des Menschen Herz aufwühlen und wieder in Ruhe wiegen: des Tages sonnige Pracht, das geisterhafte Licht des Mondes; der See, der Berg, der Urwald und der schrankenlose Ocean; schweigende Gipfel voll ewigen Schnees auf einer Hemisphäre, Wunder tropischer Üppigkeit auf der andern; die Heiterkeit des Sonnenunterganges und die Majestät des Sturmes;

*) Epiktet.

das alles schmückt unser Dasein in grenzenlosem Überfluß; wir vermöchten nichts Besseres, nichts Vollendeteres zu ersinnen, als was jede Stunde uns umgiebt. Überdies ist unser Begriffsvermögen so geartet, daß wir das verschiedene gleichzeitig und mit Bewußtsein genießen können."

Für unsre sinnlichen Freuden ist also in reichstem Maße gesorgt; nicht weniger aber auch für die andern Elemente, aus denen unser Sein sich zusammensetzt. Wer einen Blick in das erwachende Entzücken einer jugendlichen Einbildungskraft gethan, wer die Wunder der Gedankenwelt erschaut hat, muß der nicht gestehen, daß der menschliche Geist zum mindesten mit derselben Fülle der Gnade beschenkt ist, wie die Sinne? Und wer die Liebe gefühlt und ergründet hat, wie sie kommt und die Krone des Glücks bringt, wird er nicht Gott für eine Gabe danken, die in Wahrheit „höher ist denn alle Vernunft"? Wenn unsre Phantasie sich einen Schöpfer malen wollte, der nichts andres thut, als Freuden austeilen an die Kinder, die er liebt, wir würden doch keine Wonne zu ersinnen vermögen, die hienieden nicht zu finden wäre!"

Zweites Kapitel.

Das Glück der Pflicht

„Ich bin immer zufrieden mit dem was geschieht, denn ich denke, Gottes Wille ist besser als mein eigener.
Epiktet.

Weder uns noch anderen sollen wir die Pflicht als eine strenge Zuchtmeisterin darstellen. Viel eher als eine gütige Mutter, die immer bereit ist, uns vor Sorgen und Kümmernissen zu behüten und auf Wegen des Friedens zu leiten.

Sich selbst von der Gemeinschaft der Menschen abschließen, heißt in den meisten Fällen ein sonnenloses, selbstsüchtiges Leben führen. Die Pflicht gebietet, sich nützlich zu machen, auf diese Weise dem Dasein einen Inhalt zu geben und es verhältnismäßig frei von Trübsal zu gestalten. Aber wie können wir unser Leben mit Bewegung, Arbeit und Interesse füllen und dabei die Sorge fernhalten?

Viele große Männer haben an diesem Versuch Schiffbruch gelitten. „Marc Anton strebte nach Liebesglück, Brutus nach Ruhm, Cäsar nach Herrschaft. Der eine

fand Schande, der andre Ekel, der dritte Undankbarkeit, alle fielen dem Verderben anheim.“ In Reichtümern liegt oft Gefahr, Mühe und Anfechtung; wer sie bewahren will, muß stets auf seiner Hut sein, obwohl sie weise benutzt manche Annehmlichkeit gewähren.

Wie läßt sich nun das große Ziel gewinnen? „Was soll einem Menschen zur Richtschnur dienen?“ fragt Marc Anton. „Eins und nur eins — die Philosophie! das Göttliche in uns nicht vergewaltigen und schädigen zu lassen, erhaben zu sein über Schmerz und Freude, nichts planlos zu thun, nichts mit Falschheit und Heuchelei; niemals auf eines andern Handeln und Lassen zu rechnen, das ist es, worin sie besteht. Alles, was kommt, alles, was noch kommen soll, müssen wir hinnehmen, als käme es aus jener Quelle, aus der wir selbst unsern Ursprung haben. Und endlich sollen wir heiteren Gemütes den Tod erwarten, den Tod, der nichts ist als eine Auflösung in die Elemente, aus denen jedes Lebewesen sich zusammensetzt.“ Ich muß gestehen, daß die letzten Worte auf mich ihre Wirkung verfehlen; Marc Aurel hätte sie nach meinem Urteil für seine Beweisführung nicht einmal nötig gehabt. Todesgedanken beeinflussen den Lebensgang der Menschen ja weit weniger, als man annehmen sollte!

„Keine Leidenschaft ist so schwach,“ führt Bacon aus, „daß die Furcht vor dem Tode nicht durch sie besiegt werden kann! Die Rache triumphiert über den Tod, die Liebe verachtet ihn, er ist des Ruhmes Streben und die Zuflucht des Schmerzes.“

Warum sollten wir aber auch voll Furcht sein, wenn wir nach Kräften am Glück andrer mitgearbeitet haben,

wenn wir bestrebt waren, „Friede auf Erden“ zu schaffen und den „Menschen ein Wohlgefallen“ zu sein. Nichts kann uns sicherer von den Sorgen dieser Welt befreien, die so viele unsrer Stunden ausfüllen und so viele verbittern. Thun wir also das unsrige und warten wir in Ruhe des Kommenden, „zufrieden mit allem, was geschieht,“ wie Epiktet sagt, „denn Gottes Wille ist besser als der unsrige.“

Haben wir auch nicht alles erreicht, was wir wünschten, so haben wir uns doch selbst erzogen. Der einzelne vermag ja wenig, „und du bist nicht Herkules, und hast nicht die Kraft, andrer Bosheit hinwegzuräumen, noch bist du Theseus, daß du das Übel aus Attika vertreiben könntest! — Nur dein eignes vermagst du zu beherrschen. Nicht Prokrustes und Skiron, dich selbst, deines Herzens Gedanken bezwinge, wirf von dir: Trauern, Furcht, Wunsch, Neid, Bosheit, Geiz, Unmaß und Weichlichkeit! Doch nur im Hinblick auf Gott kannst du das erreichen; alle deine Empfindungen müssen auf ihn gerichtet sein; seine Gebote müssen dich geheiligt haben.“*)

„Sich selbst beherrschen ist der größte Sieg! Wer sein eigner König ist, schwingt zufrieden das Zepter über sich selbst,“ sagt Browne, „und beneidet weder den Ruhm gekrönter Häupter, noch den der andern Götter der Erde.“ Denn wer dem Himmel am nächsten steht, ist der wahrhaft Höchste, und je weiter man sich von ihm entfernt, desto niedriger ist der Platz, den man einnimmt.

Wahre Größe hat wenig mit Rang und Macht

*) Epiktet.

gemein. Eurystheus war König, und doch herrschte er in Wahrheit weder über Argos noch über Mykene, denn er konnte sich nicht einmal selbst regieren. Herkules aber, obwohl er arm und allein war, setzte der Willkür ein Ziel und half der Gerechtigkeit zum Siege.

Man erzählt uns, daß der Philosoph Cineas einst den Pyrrhus fragte, was er zu thun gedenke, wenn er Italien unterjocht habe. „Dann werde ich Sizilien besiegen!" „Und nach Sizilien?" „Dann Afrika!" „Und wenn du die ganze Welt erobert hast!" „Dann werde ich mich zur Ruhe setzen und fröhlich sein!" „Und warum," fragte Cineas, „warum kannst du dich nicht schon jetzt zur Ruhe setzen und fröhlich sein?"

Weise deutet Sir Arthur Helps darauf hin, „daß der erweiterte Blick, den wir auf das Weltall gewinnen, unsern persönlichen Ehrgeiz in Schranken hält." Was heißt es, König, Scheich, Tetrarch oder Kaiser sein, ein Stückchen von einem Stückchen dieser kleinen Erde beherrschen? „Der Weg zu hohen Stellungen," sagt Bacon, „führt eine Wendeltreppe empor, und Fürsten gleichen Himmelskörpern, sie genießen viel Bewunderung, aber wenig Ruhe." Im Leben an den Höfen ist ein gutes Teil Knechtschaft. Das Ceremoniell mag sehr wichtig sein, aber es nimmt viel Zeit in Anspruch und ermüdet rasch.

Der Mensch findet darum in sich selbst sein bestes Königreich. Aber die Selbstbeherrschung, diese wahrste und größte Herrschaft, kommt schwerlich als Erbe auf uns. Ein jeder muß sie sich selbst erobern, und es wird ihm gelingen, wenn er sein Gewissen dabei zum Feldherrn und Führer wählt.

Es giebt keinen eigentlichen Fehlschlag für den, der sein Bestes thut. So sagte man nach Seneca im Altertum von den dreihundert Fabiern, nicht daß sie geschlagen, sondern daß sie erschlagen worden seien. Thue also dein Bestes, und du wirst nach den Worten einer alten, nordischen Ballade „den Sieg über dich selbst gewinnen, der das Beste ist."

Ich stehe selbst in Handelsbeziehungen und war daher erstaunt, einen Ausspruch zu finden, der von keinem geringeren herrührt, als von Aristoteles. Es heißt darin vom Handel und klingt wie eine selbstverständliche Voraussetzung — „daß er unvereinbar sei mit der würdigen Lebensführung, die wir unsern Bürgern wünschen; mit der edeln Geistesrichtung, die ihnen zu geben unsern Ehrgeiz ausmacht." Wie weit das den Handelsgeist und die Grundsätze der alten Griechen trifft, vermag ich nicht zu sagen. Sollte es sie näher angehen, so erklärt es sich, daß ihre Handelserfolge nicht bedeutende waren.

In einem Staate wie England müssen Handel, Industrie, Ackerbau, also die gewöhnlichen Erwerbszweige, die Hauptziele ausmachen, denen die Mehrzahl sich weiht. Es ist nicht wahr, daß diese Beschäftigungen einer würdigen und vornehmen Lebensauffassung entgegenstehen. Ob ein Leben edel oder unedel ist, hängt nicht vom Beruf ab, dem es dient, sondern vom Geist, in dem es gelebt wird. Das bescheidenste Dasein kann würdig sein und das Leben des mächtigsten Monarchen, des größten Genies, Verachtung verdienen. Der Handel ist nicht bloß vereinbar mit edeln Zielen und hochherzigen Bestrebungen; ihm wird sogar, wenn er sich mit diesen verbindet, zu schnellerer

Entwicklung und schöneren Erfolgen geholfen. Was Ruskin von der Kunst sagt, läßt sich auch auf andre Dinge anwenden. „Es kommt nicht darauf an, ob jemand das Blatt einer Blume oder den Schlund eines Abgrundes malt, sondern auf die Liebe, mit der er arbeitet, und die Bewunderung, die man ihm mit Recht zollt. Es thut auch nichts, ob jemand monatelang Mühe auf ein paar Zoll Leinwand verwendet oder ob er die Front eines Palastes an einem Tage mit Farbe bedeckt hat. Wenn nur ein ernster Vorsatz sein Herz zur Geduld oder seine Hand zur Eile zwang."

Später kommt Ruskin noch einmal auf dies Kapitel zurück und fügt hinzu: „Zum Studium ist alles gut und schön, aber manches eignet sich besser zur Freude und Erhebung für die andern, und dies zu wählen ist unsre Pflicht, falls sich die Gelegenheit dazu bietet. Auf der andern Seite sollen wir uns aber auch an dem genügen lassen, was in unserm Bereich liegt!"

Wir lesen von den Helden des Altertums und bewundern ihre Thaten. Und doch hat jeder von uns Siege zu erfechten, die nicht leichter sind als Marathon und Thermopylä; für jeden sitzt die Sphinx am Lebenswege, und gleich Herkules wird ihm die Wahl gestellt zwischen Tugend und Laster; gleich Paris darf er den Apfel der Venus, der Minerva oder der Juno zuerkennen.

Ich muß Aristoteles gegen sich selbst anführen, denn er sagt einmal, „daß wir die Beschäftigung um der Muße willen und die nötigen und nützlichen Dinge wegen der schönen üben sollen, die sie im Gefolge haben."

Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß wir in einer

Zeit leben, in der sich das Leben besonders schwer und mühevoll gestaltet. Die freien Stunden sind knapper, der Kampf um das Dasein härter denn je zuvor. Mag sein, aber wir dürfen darüber den Gewinn nicht vergessen! Gewiß ist es ein Jahrhundert der angestrengten Thätigkeit, doch bis zu einem gewissen Maße ist das kein Unglück. Uns bleibt weniger Muße, weil ein solcher Reichtum an interessanten Dingen unser Leben füllt. Frohsinn ist die Tochter der Arbeit, und im großen und ganzen gab es wohl kaum eine Zeit, in der bescheidenes Verdienst und geduldiger Fleiß ihres Lohnes sicherer waren als heutzutage. Freilich darf der zögernde Erfolg nicht entmutigen und der rasche nicht übermütig machen.

Matthew Arnold rät uns, bei den Himmelskörpern in die Schule zu gehen, die unerschrocken und unbeirrt ihre Pfade wandeln und von keinem Außending Liebe, Zerstreuung und Sympathie erwarten.

Wahr ist es:

> Der Mensch ist sein eigner Stern,
> Seine Thaten seine Engel,
> Bald gute, bald böse.

Und „ehe wir der großen Schar der Ungerechten folgen, laß uns lieber stehen wie die Säule des Pompejus, groß durch uns selbst und einzig in unsrer Reinheit". Solche Absonderung würde freilich der Mehrzahl ein schweres Opfer bedeuten, denn das Herz ist „keine Insel, losgelöst von andern Ländern, sondern der Damm, der sie mit ihnen verbindet."

Eins aber ist unumgänglich, nämlich, daß wir einen zuverlässigen Führer erwählen und nicht gedankenlos eigne

Wege wandern. Dieser Führer aber lebt in uns und seine Mahnungen sind ernst.

Kein Zweifel, daß die Religion Schwierigkeiten darbietet. Aber mögen wir über das, was wir denken sollen, manchmal im unklaren sein, über das, was wir zu thun haben, können keine Zweifel aufkommen.

Kommt aber ein Schwanken, so ist es ratsam, uns heute zu fragen, wie wir morgen wünschen würden gehandelt zu haben.

Auf dem weitgedehnten Lebenspfade kann ein einzelner Beschluß, ein Handeln in einem einzelnen Falle nicht den Ausschlag geben, die Vorbereitung zum Erfolg liegt in den kleinen Dingen des täglichen Lebens. Schlachten sind manchmal schon gewonnen, ehe sie geschlagen werden. Wer seinen Leidenschaften gebieten will, muß seine Gewohnheiten regeln und über des Tages Geringfügigkeiten strenge Wacht halten.

Seit Äsops Zeiten weisen die Philosophen auf die Wichtigkeit dieser kleinen Dinge hin. „Große Steine allein, ohne Verbindung mit kleinen, geben eine schlechte Mauer," sagt ein sinnreiches griechisches Sprichwort, und in einer alten Hindugeschichte befiehlt Ammi seinem Sohne: „Nimm eine Frucht von jenem Baum und brich sie auf. Was ist darin?" Der Sohn antwortet: „Ein paar winzige Samenkörner!" „Öffne eins, was siehst du darin?" „Nichts, mein Gebieter!" „Mein Kind," spricht Ammi, „wo du nichts siehst, da wächst ein mächtiger Baum!"

Ja giebt es überhaupt etwas, das mit Recht klein genannt werden könnte?

„Willst du also deinen reizbaren Sinn mäßigen, so

gieb deiner Neigung nicht nach, thue nichts, was ihr Wachstum vergrößert: halte dich zuerst ruhig und zähle die Tage, an denen du nicht ärgerlich warst. Bei mir pflegte die Aufregung erst täglich, dann jeden zweiten, dritten und vierten Tag zu kommen. Hast du aber dreißig Tage zu verzeichnen, dann bringe Gott ein Dankopfer. Die üble Gewohnheit wankt zuerst, dann fällt sie ganz. Darfst du sagen: Ich war heut nicht böse, noch gestern, noch an irgend einem Tage in den letzten drei Monaten, dann sei sicher, daß du dich auf gutem Wege befindest."*)

Emerson sagt: „Wer im Strom der Welt die heitere Ruhe der Einsamkeit bewahrt, das ist ein großer Mann." Und er schließt seine „Führung des Lebens" mit einer ergreifenden Allegorie: „Der junge Sterbliche tritt ein in den Himmelssaal; die Götter thronen dort und er ist allein mit ihnen. Sie streuen Gnade und Gaben aus und winken ihm, heranzukommen. Doch vor ihm hat sich plötzlich eine Wolke von Truggestalten erhoben. Ihre Überzahl scheint ihn zu umringen, er kann ihrem Drängen nicht widerstehen. Hin und her glaubt er sich von ihnen getrieben, bald auf diese, bald auf jene Seite. Was kann er thun? Er muß ihnen gehorchen. Wie sollte er überlegen oder gar handeln? Aber die Wolke hebt sich, er sieht die Götter auf ihren Thronen und sich allein mit ihnen!"

Ein fester Wille vermag jedem unter uns den Frieden seines Herzens zu bewahren.

„Die Menschen," sagt Marc Aurel, „suchen die

*) Epiktet.

Einsamkeit am Gestade des Meeres, in den Bergen, auf dem Lande. Auch du wirst solche Wünsche hegen. Sie sind ein gemeinsamer Zug aller gewöhnlichen Menschen. In deiner Macht aber liegt es, in die Stille des Innern einzukehren, sobald du danach verlangst. Und kann es eine Zuflucht geben, die ruhiger und gesicherter ist als die Seele eines Menschen, die noch dazu mit erhabenen Gedanken angefüllt ist, die ihr das volle Gleichgewicht bewahren."

„Wohl dem, der ein solches Heiligtum sein eigen nennt; aus seiner Tugend wird seine Weisheit fließen, aus seiner Weisheit seine Güte und aus der Güte sein Glück."*)

Denn nur wer ein reines und nutzbringendes Leben führt, darf auf Glück rechnen. Wollen wir uns selbst zur angenehmen Gesellschaft dienen, so müssen wir unsern Geist wohl versorgen; wir müssen ihn füllen mit frohen und edeln Gedanken, mit freundlichen Erinnerungen und vernünftigen Hoffnungen. Es gilt, ihn zu hüten vor der Reue, vor der Sorge und vor der Furcht. Ein reines und glückliches Leben führen, heißt dem Bösen widerstehen, die Wünsche beschränken und, was noch mehr ist, das Streben nach dem Guten stärken und entwickeln. Es heißt sorgsam auf alles achten, worauf unsre Neigungen sich richten. Die Gedanken lassen eine Farbenspur auf der Seele zurück; Sünde und Verbrechen aber übertragen ihren Schmutz selbst durch die Erzählung auf unser Gemüt. „Der Friede des Herzens soll kommen ohne unser

*) König Alfreds „Boëthius".

Zuthun," sagt Ruskin so schön, „den Wassern gleich, die sich beruhigen und klären. Das Gemüt läßt sich so wenig reinigen, wie es sich wieder zur alten Ruhe bringen läßt; rein muß bewahrt werden, was rein bleiben soll; man darf nicht Steine hineinwerfen in das, was man ruhig erhalten will."

Sokrates ist in seinem weisen und tugendhaften Wandel von wenigen übertroffen worden. Xenophon giebt uns davon die nachstehende Beschreibung: „In meinen Augen schien er das Urbild des besten und glücklichsten Menschen. Seine Frömmigkeit war so groß, daß er nichts ohne die Weihe der Götter unternahm, seine Gerechtigkeit so erhaben, daß er auch im kleinsten nie einen Menschen schädigte, sondern vielmehr allen, die das Glück seines Umgangs genossen, die wichtigsten Dienste leistete. So maßvoll war er, daß er das Vergnügen niemals der Pflicht vorzog, so weise, daß er nie schwankte zwischen Recht und Unrecht. Er bedurfte keines Rates von andern; er besaß die Fähigkeit Klarheit zu geben und durch Gründe zu überzeugen. Die Charaktere der Menschen durchschaute er ganz, und während er die Irrtümer des einen widerlegte, ermunterte er die andern zur Tugend und zur Ehre. Wer meinen Worten mißtraut, mag das Leben des Sokrates mit dem andrer Sterblichen vergleichen und demgemäß urteilen."

Lehrreich ist auch, wie Marc Aurel den Charakter des Antoninus zeichnete. „In allem, was du thust, eifre ihm nach," sagte er, „sei der Beständigkeit eingedenk, die er bei jedem vernünftigen Anlaß zeigte; erinnere dich seines Gleichmaßes, seiner Frömmigkeit und der Heiterkeit

seines Antlitzes! Wie liebreich war er, wie schätzte er die Form gering, wie beurteilte er nichts oberflächlich, sondern nach strenger Prüfung und mit klarem Verständnis. Er ertrug den ungerechten Tadel, ohne Gleiches mit Gleichem zu vergelten; nie war er hastig, nie hörte er auf Verleumdungen. Fein beobachtete er Sitten und Thun der Menschen, aber er war kein strenger Richter, er besaß keine Schüchternheit, keinen Argwohn und keine Sophisterei. Wie gering waren seine Bedürfnisse! Was hatte er für ein Haus, für eine Lagerstatt, für ein Mahl, für Kleider, für Diener! Arbeitsamkeit und Geduld, Genügsamkeit, Festigkeit und Gleichmaß in der Freundschaft zeichneten ihn aus. Er ließ die entgegengesetztesten Meinungen zu Worte kommen und sich gern eines Besseren belehren; seine Frömmigkeit war frei von Aberglauben. Lebe dem allen nach und du wirst in deiner letzten Stunde ein gutes Gewissen haben, gleich ihm."

Solcher Friede des Herzens ist in der That ein großes Gut, eine reiche Belohnung für die erfüllte Pflicht. Wohl darf Epiktet fragen: „Giebt es keine Vergeltung dafür? Kennst du eine größere als die, die im Guthandeln und Rechtthun liegt? In Olympia wolltest du nichts Höheres, als bei den Spielen bekränzt werden. Dünkt es dir nun, ein so wertloses und geringfügig Ding, gut und glücklich zu sein?"

St. Bernhards schöne Worte lauten:

„Pax erit illa fidelibus, illa beata
Irrevocabilis, Invariabilis, Intemerata.
Pax sine crimine, pax sine turbine, pax sine rixa
Meta laboribus, inque tumultibus anchora fixa;

Pax erit omnibus unica. Sed quibus? immaculatis
Pectore mitibus; ordine stantibus ore sacratis."

Welchen besseren Lohn könnten wir also wünschen, als „den Frieden Gottes, der höher ist denn alle Vernunft", „jenen Frieden, den Gold nicht bezahlen und Silber nicht aufwiegen kann".*)

*) Hiob.

Drittes Kapitel.

Ein Bücher-Hymnus.

Groß sind die Vorteile, die der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts genießt. Zu den größten und dankenswertesten aber gehört entschieden die erleichterte Zugänglichkeit der Bücher.

Wieviel wir den Büchern schulden, hat trefflich bereits im Jahre 1473 der Bischof von Durham, Richard de Bury, in seinem Philobiblon ausgesprochen. In dieser ältesten englischen Abhandlung über die Freuden des Lesens sagt er: „Die Bücher sind Lehrmeister, aber sie unterrichten ohne Stab und Rute, ohne Scheltworte und Zorn, ohne Kleider und Geld. Wenn du zu ihnen kommst, schlafen sie nicht, wenn du ihre Meinung hören willst, sagen sie sie dir ohne Rückhalt! Verstehst du etwas falsch, werden sie nicht ungeduldig, und deine Unwissenheit strafen sie nicht mit Gelächter!“

Wenn damals schon die Menschen in der Schuld der Bücher standen, wie ganz anders ist es heute!

Daß Bücher wahre Freunde sind, ist allen bewußt, die Lektüre lieben. „Ich habe Freunde,“ sagt Petrarca,

„deren Gesellschaft mir sehr wert ist; sie stammen aus allen Zeiten und Ländern; auf der Reise wie zu Hause haben sie sich bewährt, große Ehren hat ihnen ihre Gelehrsamkeit eingetragen. Dabei ist es leicht, mit ihnen zu verkehren, denn sie stehen mir immer zu Diensten; ich empfange oder entlasse sie ganz nach meinem Gefallen. Niemals werden sie mir lästig, aber immer sind sie bereit, die Fragen zu beantworten, die ich ihnen stelle. Die einen berichten mir von den Geschehnissen vergangener Tage, die andern entschleiern mir die Geheimnisse der Natur. Von diesen lerne ich, wie ich zu leben, von jenen, wie ich zu sterben habe. Manche erheitern meinen Sinn durch ihre Munterkeit und scheuchen meine Sorgen hinweg. Andre geben meinem Geist Kraft und lehren mich das Wichtigste, den Wünschen zu gebieten und ganz auf eigenen Füßen zu stehen; kurz sie öffnen mir die Thore zu allen Künsten und Wissenschaften; auf ihre Belehrung kann ich mich in allen Fällen verlassen. Und als Gegengabe für alles, was sie bieten, verlangen sie nichts, als Raum genug in irgend einer Ecke meines bescheidenen Hauses. Dort wollen sie in Frieden wohnen, denn diese Freunde lieben die Ruhe der Einsamkeit und nicht das Treiben der Gesellschaft."

„Wer ein Buch liebt," sagt Isaak Barrow, „wird niemals treue Freundschaft, vernünftigen Rat, angenehmen Verkehr und wirklichen Trost vermissen. Studieren, Lesen, Denken heißt in guten und bösen Tagen harmlose Freude und anregende Unterhaltung haben."

Bedenken wir, um mit Aikin zu reden, „daß unser die Macht ist, die Schatten der Großen und Weisen dieser

Welt zu beschwören, daß wir sie zwingen können, mit uns über die wichtigsten Dinge zu sprechen! Welch' unermeßlicher Vorteil! Welche Erhabenheit über alle gewöhnliche Lust! Eine wohlausgestattete Bibliothek giebt uns diese Kraft! Xenophon und Cäsar können wir nach ihren Feldzügen fragen, Cicero und Demosthenes vor uns reden lassen; Sokrates und Plato müssen uns als ihre Zuhörer dulden, Euklid und Newton uns ihre Beweise führen. In Büchern bieten sich uns in bester Form die erlesensten Gedanken der weisesten Männer."

„Bücher," sagt Jeremy Collier, „sind die Führer der Jugend und die Zerstreuung des Alters. Sie halten uns aufrecht in der Einsamkeit und bewahren uns, eine Last für uns selbst zu werden. Die Verkehrtheiten der Menschen und Dinge helfen sie uns vergessen, sie beruhigen unsre Sorgen und Leidenschaften und wiegen unsre getäuschten Hoffnungen in Schlaf. Wenn wir der Lebenden müde sind, wenden wir uns an die Toten, die keine Gereiztheit, keinen Stolz und keine Hintergedanken kennen."

Eine hübsche Anekdote erzählt Sir John Herschel. Sie beweist das Vergnügen, das selbst ein Buch von nicht zweifellos erstem Range bereiten kann. Ein Dorfschmied war in den Besitz von Richardsons Erzählung „Pamela oder die belohnte Tugend" gekommen. An langen Sommerabenden pflegte er auf seinem Ambos zu sitzen und sie einem großen und andächtigen Auditorium vorzulesen. Das Buch ist durchaus nicht kurz, aber gespannt hörten sie es bis zum Ende, und zuletzt, als die glückliche Wendung eintritt, als Held und Heldin sich vereinigen, um lange und glücklich nach bekanntem Muster

leben, da war die Hörerschaft so begeistert, daß sie in ein Freudengeschrei ausbrach, daß sie die Kirchenschlüssel herbeischaffte und die Glocken läutete.

„Jedem Lesefreund," meint Leigh Hunt, „wird Sir Bertram und das „Spukhafte Zimmer" ein angenehmes Grauen erwecken und mit Vergnügen wird er jedem Ausspruch in ‚Mrs. Barbaulds Essay' beipflichten. Er wird mit Gray in Einöden wandern und Sir Roger ehrlich die Hand schütteln; Parson Adams wird er umarmen und Pounce statt seines Hutes aus dem Fenster werfen wollen. Mit Marco Polo und Mungo Park wird er in die Welt hinausreisen und mit Thomson daheim bleiben. Er wird sich mit Cowley zurückziehen, mit Hutton arbeiten, mit Gay und Mrs. Inchbald sympathisieren; mit Buncle wird er lachen, mit dem schiffbrüchigen Seemann Defoe in Not und Verzweiflung geraten und sich zuletzt zu helfen wissen."

Wohl hat Carlyle Recht, wenn er eine Büchersammlung eine wirkliche Universität nennt.

Die Wichtigkeit der Bücher hat man auch in Gegenden erkannt, die dergleichen wenig erwarten ließen. Die kühnen Nordmänner glaubten an wundersame Kräfte, die in den Runen verborgen wären. Ein arabisches Sprichwort sagt: „Eines Weisen Tag ist mehr denn eines Thoren Leben." Ein andres heißt: „Die Tinte der Wissenschaft ist kostbarer als das Blut der Märtyrer," worin sich freilich mehr die Weisheit der Kalifen als die der Sultane wiederspiegelt.

Konfucius soll sich selbst einen Mann genannt haben, der über eifrigem Forschen die Nahrung, über dem Er-

folg die Sorgen und über beidem das Nahen des Alters vergaß.

Wenn nun solches von Arabern und Chinesen gesagt werden konnte, welche Sprache wäre reich genug, die Dankbarkeit auszudrücken, die uns erfüllen müßte.

Aber wir schlagen eben nicht hoch genug an, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben. Begreiflich wäre es ja, wenn wir uns manchmal zu früh geboren vorkämen, wenn uns das Verlangen übermannte, einen Blick in die Bücher der Zukunft zu thun, und wären es auch nur Schulbücher.

Vor hundert Jahren waren Bücher teuer und schwer zu erlangen, einige der schönsten aber sollten noch geschrieben werden: Scotts Werke z. B., Thackeray, Dickens, Bulwer, Trollope, der lebenden Autoren gar nicht zu gedenken!

Was ist seitdem aus der Wissenschaft geworden! Ich will nur einen Namen nennen: Darwin! Renan hat dies Jahrhundert „das unterhaltende" genannt, mir scheint es als „das interessante" besser bezeichnet. Denn was es uns bietet, ist eine unbegrenzte Aussicht auf großartige Probleme, auf unendliche Möglichkeiten. Unsre Interessen wachsen, unsre Gefahren verringern sich; wir sind außerordentlich im Vorteil gegen die, welche vor uns lebten!

Von Cicero stammt der Ausspruch, daß ein Zimmer ohne Bücher wie ein Körper ohne Seele sei. Der Lesefreund braucht aber durchaus kein Philosoph zu sein. Lesen heißt durchaus nicht studieren.

„Ich lege den Hauptwert," sagt Frederic Harrison

in seinem ausgezeichneten Artikel über Bücherwahl, „auf die poetische und gemütliche Seite der Litteratur, sie ist für das tägliche Leben am wichtigsten."

Macaulay, der alles besaß, was Geld und Ruhm, Rang und Talent zu geben vermögen, verdankte doch den Büchern, wie er sagte, seine glücklichsten Stunden.

Sir G. Trevelyan erzählt davon in seiner reizenden Biographie: „Was Macaulay für die großen Geister vergangener Jahrhunderte empfand, kann nur er selbst genügend ausdrücken. Seine Schuld an sie nennt er unermeßlich, denn sie leiteten ihn zur Wahrheit, sie füllten seinen Geist mit edeln und anmutvollen Bildern. In allen Wechselfällen des Lebens standen sie ihm zur Seite als Tröster in Not, als Pfleger in Krankheit, als Gefährten in Einsamkeit, als alte Freunde mit nie veränderten Gesichtern. In Reichtum und Armut, in Ruhm und Dunkelheit blieben sie sich immer gleich. Macaulay erwarb durch seine Feder Ehren und Reichtümer, doch jeder, der ihn wirklich kannte, wußte, daß alle Würden und aller Lohn, die seine eignen Werke ihm brachten, nichts waren im Vergleich zu der Freude, die er aus den Werken andrer schöpfte."

Kein Verkehr in London war ihm so angenehm, daß er ihn „der Gesellschaft Sternes, Fieldings, Horace Walpoles oder Boswells vorgezogen hätte."

Die Freude am Lesen, von der Gibbon erklärt, sie wäre ihm nicht feil um alle Schätze Indiens, zeigt sich bei Macaulay als der Hauptgrund des Glücks, in dem glücklichsten Leben, das je ein Biograph geschildert hat.

„Die Geschichte," sagt Fuller, „macht einen jungen

Menschen reif ohne Runzeln und graues Haar, sie giebt die Erfahrung des Alters ohne seine Gebrechen und Lasten."

Ja Bücher sind so anziehend, daß wir andre Pflichten leicht über ihnen vergessen: der Geist darf nicht auf Kosten des Körpers ausgebildet werden.

Den Freunden der Wissenschaft und der Litteratur sind körperliche Übungen oft lästig und ermüdend; es geht ihnen wie Aschams schöner Schülerin (Lady Jane Grey), die im einsamen Erker sitzt, während draußen Hundegebell und Hörnerschall die Lüfte füllt. Ihre Augen haften gebannt auf jenen unsterblichen Zeilen, die uns sagen, wie freudig und tapfer der erste Märtyrer geistiger Freiheit, Sokrates, den Giftbecher aus der Hand seines weinenden Kerkermeisters nahm.

Aber wie der verstorbene Lord Derby so treffend bemerkt: „Wem keine Zeit zu körperlichen Übungen bleibt, dem wird Zeit zum Kranksein bleiben."

Heute sind Bücher so billig, daß fast jeder sie beschaffen kann. Einst war es anders. Die Errungenschaft ist ziemlich neu. Herr Ireland, dem ich samt allen englischen Lesefreunden für sein reizendes Enchiridion zu warmem Dank verpflichtet bin, erzählt, daß er als Kind von Whites Natural History of Selborne so entzückt war, daß er das ganze Werk abschrieb, um ein Exemplar davon zu besitzen.

Mary Lamb giebt uns die pathetische Schilderung eines wissensdurstigen Knaben, der unschlüssig am Bücherstande eines Antiquars verweilt.

Litterarische Bruchstücke haben einen eigentümlichen

Reiz. Der Grund dafür liegt wohl hauptsächlich in ihrer Kürze. Das Lesen verliert für manche seine Annehmlichkeit, wenn es sie zwingt, den Geist zu lange auf einen Punkt zu richten. So versorgen sich die Reisenden für eine lange Eisenbahnfahrt meist nur mit einem einzigen Buch. Handelt es sich nicht um eine Erzählung, so hat der Gegenstand sie in einer halben oder ganzen Stunde total ermüdet. Dieser Überdruß wäre aber nicht eingetreten, wenn zwei, besser noch drei Bücher, und darunter ein heiteres, zu ihrer Verfügung gestanden hätten. Sie würden gewechselt haben, sobald sie von einem Gegenstande genug hatten, und bald mit erneutem Genuß zu ihm zurückgekehrt sein. Stunde auf Stunde würden sie auf diese Weise angenehm verbracht haben. Doch hierin muß jeder seinem eignen Ermessen folgen, ich spreche nur meine persönlichen Erfahrungen aus.

Aus diesem Grunde aber stimme ich Lord Iddesleigh bei, wenn er den Reiz des planlosen Lesens rühmt. Freilich je weiter das Feld, desto wichtiger die Wahl der besten Bücher auf jedem Gebiet. Nicht daß man sich auf sie allein beschränken soll, es gilt nur damit anzufangen, damit sie uns sicher zu ihresgleichen führen. Natürlich giebt es Bücher, die man sorgsam lesen, lernen und geistig verdauen muß. Aber sie gehören zu den Ausnahmen. Für die Mehrzahl empfiehlt es sich, schnell zu lesen und nur bei den besten und wichtigsten Stellen zu verweilen. Auf diese Weise wird viel verloren, aber auch viel gewonnen werden, denn wir beherrschen einen größern Kreis. Auch auf das Lesen läßt sich Lord Broughams weiser Ausspruch über die Erziehung an-

wenden: Es ist gut, alles von manchem und manches von allem zu lesen. Überdies werden wir so auch am ersten die Richtung unsers Geschmacks erkennen. Eine allgemeine, wenn auch nicht absolute Regel aber sagt, daß Bücher, die uns nicht erfreuen, auch wenig Nutzen bringen. Freilich entscheidet auch hierbei der Geschmack des einzelnen. Die Verschiedenheit ist unendlich.

So können wir denn in der Bibliothek sitzen und doch gleichzeitig alle Gegenden der Erde durchstreifen. Mit Cook und Darwin, mit Kingsley oder Ruskin machen wir die Reise um die Welt und sehen dabei mit den fremden vielleicht mehr, als jemals mit unsern eigenen Augen.

Für uns hat das Weltall keine Grenzen. Humboldt und Herschel tragen uns hoch über Sonne und Sterne zu märchenhaften Nebelflecken. Und ohne Grenzen wie der Raum ist die Zeit. Weit in die Vergangenheit dehnt sich die Geschichte, die Geologie führt uns zurück bis zu Millionen von Jahren vor der Erschaffung des Menschen, bis zum Ursprung der Welten. An keine Gedankenrichtung sind wir gebunden. Aristoteles und Plato leiten uns in ihre Sphären, und der Genuß, den wir dort finden, ist dadurch nicht geringer, daß wir erst bei einiger Schulung daselbst heimisch zu werden vermögen.

Mit andern Worten: eine Bibliothek, im richtigen Sinne benutzt, ist ein Paradies hienieden, ein Garten Eden, aus dem niemand uns vertreiben kann. Alles steht uns in ihm zu Gebote, sogar und zumeist die Frucht vom Baume der Erkenntnis, für die einst die Mutter der

Menschen alle Wonnen des Paradieses opferte. Hier vernehmen wir die wichtigsten Ereignisse, die spannendsten Berichte über Reisen und Abenteuer, die interessantesten Geschichten und schönsten Werke der Poesie. Wir verkehren mit den hervorragendsten Staatsmännern, Dichtern und Philosophen, nehmen teil an den Ideen der größten Denker, und freuen uns der erhabensten Schöpfungen des menschlichen Geistes.

Viertes Kapitel.

Bücherwahl.

Rings an den Wänden mir wartend stehn
Viel Freunde, viel Diener zu jeder Zeit.
Ihr Weg war weit,
Denn mit leiser Lippe und süßem Wort,
Bald Engel, bald Geister in einem fort
Kommen und gehen!

Proctor.

Wie oft aber warten sie vergebens! Ein Grund liegt in der Bücher-Überschwemmung, die uns heimgesucht hat. Man bietet uns Bücher über Bücher, von denen einige, wie Lamb behauptet, überhaupt keine Bücher sind.

In alten Zeiten waren Bücher selten und teuer. Unsre Voreltern hatten Mühe, sie überhaupt zu beschaffen; für uns liegt die Schwierigkeit in der richtigen Wahl. Vorsichtig müssen wir über unsrer Lektüre wachen, wenn wir nicht wie die Seeleute des Odysseus Schläuche voll Wind für Säcke voll Schätze nehmen wollen. Nicht nur, daß auch wir noch in den Fehler der Griechen verfallen können, welche Worte und sprachliche Erklärungen für Mittel des Denkens und der Forschung hielten, sondern daß wir in Gefahr geraten, unsre Zeit an Plunder zu

verschwenden. Auf manches Buch dürfte jenes zweideutige Kompliment passen, das einst einem unglücklichen Schriftsteller zu teil wurde: „Ich werde keine Zeit verlieren, ihr Buch zu lesen!“

Es ist wunderbar, welche Fülle unschuldiger Freuden wir oft von uns weisen. In einem morgenländischen Sprichwort heißt es: „Was der Himmel schickt, kann der Himmel ändern, aber vor dem Leid, das wir uns selbst zufügen, giebt es kein Entrinnen.“ Weit verbreitet ist die Scheu vor sogenannten ernsten Büchern. Die meisten Menschen fürchten von vornherein ihr mangelndes Verständnis, und doch giebt es viele, wie Hobbes glaubt, die sich über die Beschränktheit ihres Geistes nicht beklagen würden, wenn sie diesen Geist nur einmal wirklich geprüft hätten.

Des Lesers erste Pflicht ist: Gegenstände zu wählen, die sein Interesse erwecken. Vor Jahren bat ich einmal Herrn Darwin wegen der Wahl meiner Studien um Rat. Er fragte, was mir das größte Interesse einflöße und riet mir zu diesem. Sein Rat läßt sich auch auf andre Lebenslagen anwenden.

Es will mir zuweilen scheinen, als würden die Hauptlesefreunde der nächsten Generation nicht unsre Rechtsgelehrten, Doktoren, Kaufleute und Industriellen, sondern unsre Tagelöhner und Handwerker sein. Und wäre das nicht ganz natürlich? Wer mit dem Kopf arbeitet, muß sein Gehirn oft überanstrengen. Er hat die Verpflichtung, seine Mußestunden zwischen dem Genuß freier Luft und körperlichen Übungen zu teilen. Anders der Tagelöhner, der Handwerker! Sein Beruf schafft ihm genügende Be-

wegung, und so kann er seine freie Zeit dem Lesen und Studieren widmen. Bisher hat er es zwar noch nicht gethan, doch die Erklärung davon liegt nicht fern. Heute hingegen ist erstlich die Bildung durch die Elementarschulen eine vorzügliche, sodann sind die Bücher heute weit mehr als je für jedermann zugänglich.

Ruskin wundert sich nicht über das, was die Menschen leiden, sondern über das, was sie sich vorenthalten lassen. Und ohne Zweifel, wir leiden viel durch fremde Fehler, noch mehr aber durch die eigene Unwissenheit!

„Hätte ich die Freiheit," sagt Sir John Herschel, „mir eine Neigung zu erwählen, die mich für alle Wechselfälle des Lebens auf einen festen Grund stellte, die mir eine Quelle der Freude und Freudigkeit wäre, ein Schild in jenen Tagen, wo alles verkehrt geht und die Welt sich von mir wendet — es würde die Neigung zum Lesen sein. Ich spreche davon, natürlich nur im weltlichen Sinne und will die höhere Macht, die stärkere Tröstung durch die Religion in keiner Weise schmälern oder beiseite schieben. Das Lesen ist für mich nur eine Neigung, ein Mittel, eine Form ergötzlichen Genusses. Schaffe einem Menschen diese Neigung, und du wirst zugleich sein Glück gründen, es sei denn, daß du eine Sammlung ganz zweckwidriger Bücher in seine Hand legst."

Jeder kann eine Bibliothek besitzen, aber nicht jeder wird den gleichen Nutzen daraus ziehen. Mit Staunen sehe ich oft, wie nachlässig die Leute in Bezug auf ihre Lektüre verfahren. Bücher giebt es in fast unermeßlicher Anzahl, aber unsre Zeit zum Lesen ist leider sehr gering! Und doch liest die Mehrzahl nur das, was der Zufall

ihr gerade in den Weg führt. Man nimmt das Buch, was man in irgend einem befreundeten Hause findet; man kauft einen Roman vom Bücherstande einer Eisenbahnstation, weil der Titel anziehend klingt oder weil er einen hübschen Einband hat!

Gewiß ist Wählen auch in diesem Falle keine leichte Aufgabe! Oft habe ich gewünscht, es möchte einmal jemand eine Liste von hundert guten Büchern aufstellen. Aus kundiger Hand hervorgegangen, müßte ein solches Verzeichnis viel Gutes schaffen. Auf der andern Seite sagt man auch wieder, daß in Bezug auf Lektüre jeder am besten sein eigener Berater sei, aber das erinnert mich an die Mahnung, nicht ins Wasser zu gehen, ehe man schwimmen kann.

Da nun die Bücherlisten noch fehlen, habe ich es versucht, jene Bücher zusammenzustellen, die sich des ungeteilten Beifalls aller Lesefreunde erfreuen. Auch habe ich gewagt, einige meiner persönlichen Lieblinge hinzuzufügen, selbst wenn sie nicht zu den sogenannten „bekannten Büchern" gehören. Jeder, der einen Blick in die Liste wirft, wird den Wunsch hegen, sie zu vervollständigen; ich selbst stehe nur deswegen davon ab, weil die Zahl allzu rasch anwachsen würde. Schriften lebender Autoren habe ich aus gleichem Grunde fortgelassen, obgleich manche unter ihnen, wie Tennyson, Ruskin u. s. w. mir oft die Quellen der feinsten Genüsse gewesen sind. Wissenschaftliche Werke sind mit ein oder zwei Ausnahmen ebenfalls weggeblieben; auf diesem Gebiete werden zu rasche Fortschritte gemacht.

Daß mein Versuch mehr als kühn ist, weiß ich

übrigens sehr wohl. Und da ich auf eine Kritik hoffe, bitte ich, mir Nachsicht widerfahren zu lassen. Es war ein Hauptzweck meines Beginnens, andre zur Mitteilung ihrer Meinung anzuspornen und so ihre höhere Einsicht nutzbar zu machen. Auch will ich wiederholen, daß ich besonders die Werke angebe, welche sich der Gunst der gebildeten Mehrzahl erfreuen, und nur selten einen meiner persönlichen Lieblinge mit unterschlüpfen lasse.

Bei solchen Aufstellungen gebührt, nach meinem Dafürhalten, dem allgemeinen Urteil die entscheidende Stimme. Auch Bücher kämpfen den Kampf ums Dasein, und das Taugliche überlebt das Unnütze bei ihnen wie bei Tieren und Pflanzen. Alonzo von Aragon sagt: „Vier Dinge giebt es, denen das Alter höheren Wert verleiht: altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde, denen man trauen und alte Bücher die man lesen kann."

Dieser Ausspruch wird sich indes manche Einschränkung gefallen lassen müssen. In den neuesten Werken über Geschichte und andere wissenschaftliche Gegenstände ist oder sollte doch wenigstens die genaueste Belehrung und wahrheitsgetreueste Darstellung zu finden sein. Wenn auch die Schriften aus fernen Ländern und Zeiten durch ihre Fremdartigkeit fesseln, so muß doch zugegeben werden, daß sich die Mehrzahl der Leser wohler und heimischer im eigenen Jahrhundert und im eigenen Volke fühlt.

Das Alter ist es, was die ältesten Bücher so interessant und merkwürdig macht. Was in früheren Tagen die Meinungen von Millionen beeinflußte oder ihre Mußestunden ausfüllte, ist in jedem Falle des Lesens wert,

auch wenn es in unsern Augen seinen Ruf nicht ganz zu verdienen scheint. Die Mehrzahl dieser Bücher ist uns freilich nur in Übersetzungen zugänglich. Uebrsetzungen können die Originale allerdings niemals erreichen, aber sie können doch an sich selbst bewundernswert sein. Dies ist bei der Bibel der Fall, die in meiner Liste obenan steht.

An der Spitze aller nicht christlichen Moralisten muß ich Epiktet mit seinem „Enchiridion" nennen. Es ist eins der herrlichsten Bücher der ganzen Litteratur, dazu kurz und leicht faßlich. Ein Wunder, daß es so wenig gelesen wird. Neben Epiktet steht nach meiner Meinung Marc Aurel. Die Analekten des Konfucius werden dem Leser vielleicht eine kleine Enttäuschung bereiten, aber der Eindruck, den sie einst auf die verschiedenen Völker der Erde hervorgebracht haben, sichert ihnen auch bei uns ein gewisses Interesse. Die Ethik des Aristoteles erscheint gerade dadurch benachteiligt, daß sie den weitgehendsten Einfluß auf unsre sittlichen Anschauungen ausgeübt hat. Beim Koran, wie bei den Analekten, geht der Hauptreiz von der Macht aus, die er jetzt wie früher, über so viele Millionen unsrer Mitmenschen besitzt. Ob auch von anderm Standpunkte eine genaue Durchsicht empfehlenswert wäre, will ich dahingestellt sein lassen, den meisten wird ein Auszug und zwar ein kurzer genügen.

Wake hat die Schriften der Apostolischen Väter in einem dünnen Bande gesammelt. Ich will bescheiden gestehen, daß mich der Inhalt enttäuscht hat; eigentümlich freilich wirkt er durch den Gegensatz, in dem er sich zu den Aussprüchen der Apostel befindet. Von den jüngeren

Kirchenvätern mache ich nur die Bekenntnisse des heiligen Augustinus namhaft. Dr. Pusey beginnt mit ihnen seine Bibliothek der Kirchenväter und sagt, daß sie wieder und wieder in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und überall beliebt gewesen seien. Dennoch war Luther der Ansicht, daß der heilige Augustinus „nichts über den Glauben" geschrieben habe, aber Luther war einmal kein großer Verehrer des Kirchenväter! Vom heiligen Hieronymus meint er, daß er ach! so kühl schreibe, vom heiligen Chrysostomus, daß er von den Hauptwahrheiten abweiche. Der heilige Hieronymus ist nach seiner Meinung „sehr dürftig" und thatsächlich sagt er: „je mehr ich in den Schriften der Kirchenväter lese, je mehr fühle ich mich verletzt." Renan vergleicht in seiner interessanten Selbstbiographie die Theologie mit einem gotischen Dome: „elle a la grandeur, les vides immenses et le peu de solidité." Von andern Erbauungsschriften wird zumeist empfohlen: Thomas a Kempis „Nachfolge Christi", Pascals „Gedanken", Spinozas „Tractatus Theologico-Politicus", Butlers „Analogy of Religion", Jeremy Taylors „Christliches Leben und Sterben"; Bunyan, „Des Christen Wallfahrt", und vor allem Kebles wundervolles „Christliches Jahr".

Obenan in einer andern Klasse stehen Plato und Aristoteles. Jeder, der für die Geschichte des menschlichen Denkens nur einiges Interesse hat, wird die „Ethik" des Aristoteles und die „Dialoge" des Plato lesen, letztere vielleicht nicht ohne Ausnahme, aber doch ganz gewiß den „Phädon", die „Apologie" und die „Republik". Ich freilich bin ein Ketzer und finde, daß die Mühe, die oft

auf das Studium der „Republik“ verwendet wird, sich nicht genügend lohnt.

Da Aristoteles der Vater, wenn nicht der Schöpfer unsrer modernen wissenschaftlichen Methode ist, so erklärt sich leicht, daß seine Grundsätze einen Teil unsres geistigen Seins ausmachen. Es wird selbstverständlich, daß seine an sich höchst wichtigen, persönlichen Beobachtungen von andern unter noch glücklicheren Bedingungen fortgesetzt und überflügelt werden mußten. Aber wir dürfen unsern großen Meistern nicht mit Undank lohnen, denn ihre Lehren machten uns den Weg zum Weiterschreiten frei. Anderseits möchte ich trotz aller schuldigen Hochachtung von Plato behaupten, daß er zuweilen mit Worten spielt: seine Argumente sind geschickt, philosophisch, edel, aber nicht immer ganz folgerichtig; in einer anders gebauten Sprache würden sie sogar manchmal das Gegenteil beweisen. Wenn diese Methode sich also weniger fruchtbringend erwies, wenn wir in der Metaphysik nur geringe Fortschritte zu verzeichnen haben, so bleiben die „Dialoge“ des Sokrates in gewisser Beziehung doch lehrreich für alle Zeiten. Immer werden die Probleme, mit denen sie sich beschäftigen, uns fesseln, immer wird der erhabene und ruhige Geist, der sie schuf, uns zur Bewunderung zwingen.

Auch will ich nicht verfehlen, Demosthenes: „De corona“ anzuführen; Lord Brougham nennt sie des größten Redners größte Rede; ferner Lucretius, Plutarchs „Biographien“, Horaz und von Cicero wenigstens „De officiis“, „De amicitia“ und „De senectute“.

Einen volkstümlichen Zweig der Litteratur haben

überall die großen Epen ausgemacht. Doch wie wenige lesen heutzutage noch die Ilias, die Odyssee, Hesiod oder Vergil.

Das Nibelungenlied, unser großes deutsches Epos, wird ebenfalls zu sehr vernachlässigt. Vielleicht trägt der leidvolle Zug, der hindurch geht, die Schuld daran. Brunhild und Kriemhild machen außerdem keinen Anspruch auf Vortrefflichkeit, aber wir begegnen weder in der römischen noch in der griechischen Litteratur vielen solchen „lebenswahren" Frauengestalten. Was ich auch nicht auslassen darf, ist Sir T. Malorys „Morte d'Arthur", obgleich ich mich dabei mehr auf das Urteil andrer als auf mein eigenes stütze.

Der Tragödiendichter Äschylus hat in seinem „Prometheus" vielleicht die erhabenste Dichtung der gesamten griechischen Litteratur geschaffen. Er ist ferner der Verfasser der „Trilogie" (Herr Symonds rühmt in seinen „Griechischen Dichtern" die unvergleichliche Majestät des „Agamemnon"; Mark Pattison hielt ihn für das größte Werk im ganzen Kreise der Dichtkunst) und der „Perser," denen E. Grant Duff den Preis zuerkennt. Von Sophokles ist „Ödipus Tyrannus," von Euripides „Medea" und von Aristophanes die „Ritter" und die „Wolken". Unglücklicherweise verstehen, wie Schlegel meint, selbst die größten Kenner des letztern, seine Späße nur zur Hälfte, und ich glaube, daß der moderne Leser den modernen Dichter vorziehen wird.

Gern möchte ich auch noch ein Wort für die morgenländische Poesie sprechen, für Abschnitte aus „Mahabharata" und „Ramayana", die zum vollständigen Durch-

lesen wohl zu lang sind, von denen uns aber Talboys Wheeler in den ersten zwei Bänden seiner „Geschichte Indiens“ einen sehr interessanten Auszug giebt. „Schah Nameh,“ heißt das Werk des großen Persers Firdusi und „Schiking“ die klassische Sammlung altchinesischer Oden; auch Omar Khajam werde ich nach mancher Meinung nicht ausschließen dürfen.

Was die Geschichte anbetrifft, so fangen wir an zu begreifen, daß die Laster, der Wechsel von Herrschern und Herrscherinnen, daß Schlachtentage und Kriegsjahre weit weniger wichtig sind als die Entwicklung des menschlichen Geistes, die Fortschritte in der Kunst, der Wissenschaft und der Gesetzgebung. So kommt es, daß dieser Gegenstand ein Interesse gewinnt, wie nie zuvor. Mehr vom litterarischen Standpunkte will ich außerdem noch anführen: Herodot, Xenophon (Anabasis), Thukydides und Tacitus (Germania), von modernen Historikern Gibbons „Niedergang und Fall des römischen Reiches“, jene „herrliche Brücke von der alten Welt zur neuen“, Humes Geschichte Englands, Carlyles Französische Revolution, Grotes Geschichte Griechenlands und Greens kurze Geschichte des englischen Volkes.

Mit Riesenschritten schreitet die Wissenschaft vorwärts; schon erkennen sie viele als die genußreichste und fruchtbringendste Beschäftigung, aber noch fehlt die allgemeine Übereinstimmung, auf der ich nun einmal meine Bücherliste aufbauen will. Es sei darum nur Bacons „Novum Organum“, Mills „Logik“ und Darwins „Ursprung der Arten“ genannt. Die Wichtigkeit der Volkswirtschaftslehre wird von unsern Führern noch nicht genug geschätzt.

Für den, der sich darüber orientieren will, sei Mill und ein Auszug aus Smiths „Volkswohlstand“ empfohlen; das ganze würde nur für den Nationalökonomen von Fach Wert haben.

Über See- und Landreisen lassen wir uns am häufigsten berichten durch Cooks und Humboldts Reisen und Darwins „Tagebuch eines Naturforschers“. Auch hier gäbe es noch manchen Namen hinzuzufügen.

Herr Bright empfahl unlängst die Schriften der wenig bekannten amerikanischen Dichter. Aber auch er wird zugeben, daß man wohl thut, sich zuvor mit Shakespeare, Milton, Chaucer, Dante, Spencer, Dryden, Scott, Wordsworth, Pope, Southey und Byron bekannt zu machen und dann erst an Sachen von zweifelhafterem Werte zu gehen.

Und weiter gehören zu den meistempfohlenen Büchern: Goldsmiths „Landprediger von Wakefield“; Swift „Gullivers Reisen“; Defoe „Robinson Crusoe“; „1001 Nacht“; „Don Quixote“; Boswell „Leben Johnsons“; White „Natural History of Selborne“; Burkes ausgewählte Werke; die Essays von Bacon, Addison, Hume, Montaigne, Macaulay und Emerson, sowie die Lustspiele von Molière und Sheridan; Carlyles „Vergangenheit und Gegenwart“; Smiles' „Hilf dir selber“ und Goethes „Faust“ und „Wahrheit und Dichtung“.

Auch ist wohl ein Hinweis gestattet auf Berkeleys „Human Knowledge“; Descartes' „Discours sur la Méthode“; Lockes „Conduct of the Understanding“; Lewes' „Geschichte der Philosophie“. Von den Dramatikern will ich, um die Zahl hundert einzuhalten, nur

Molière und Sheridan namhaft machen. Als die beste Novelle aller Sprachen betrachtet Macaulay: La vie de Marianne von Marivaux, aber da mein Verzeichnis bis auf den letzten Platz gefüllt ist, muß ich mich mit Engländern begnügen und nur nennen: von Austen, „Emma" und „Stolz und Vorurteil"; von Thackeray, „Der Jahrmarkt des Lebens" und „Arthur Pendennis"; von Dickens, „Die Pickwickier" und „David Copperfield"; von George Eliot, „Adam Bede oder die Mühle am Floß"; von Kingsley, „Westward Ho!"; von Bulwer Lytton, „Die letzten Tage von Pompeji" und endlich vor allem Walter Scotts Romane, welche zwar für sich allein eine kleine Bibliothek bilden, die man mir aber zum Lohn für meine Mühe gestatten wird als ein Werk aufzuführen.

Eine Fülle angenehmer, lieber Erinnerungen an friedliche Stunden daheim, nach des Tages Last und Hitze, werden diese Büchertitel jedem Freunde des Lesens ins Gedächtnis zurückrufen. Dankbar sollten wir ihren unschätzbaren Segen erkennen, dankbar auf die Schar von zahllosen Freunden blicken, die unsrer nie müde werden, die uns nie verraten und nie verlassen!

Eine Liste von hundert Büchern.*)

Mit Ausschluß lebender Schriftsteller.

Die Bibel
Die Betrachtungen von Marc Aurel
Epiktet

*) Da die Lubbocksche Bücherliste lediglich den englischen Leser berücksichtigt, so hat der Verleger dieses Buches in Gemeinschaft mit mehreren Sachkennern unternommen, eine größere An-

Aristoteles, Ethik
Konfucius, Analekten
St. Hilaire, Le Bouddha et sa religion
Wakes Apostolische Väter
Thomas a Kempis, Nachfolge Christi
St. Augustin, Bekenntnisse
Der Koran (Teile desselben)
Spinoza, Tractatus Theologico-Politicus
Comte, Katechismus der positiven Philosophie
Pascal, Gedanken
Butler, Analogy of Religion
Taylor, Christliches Leben und Sterben
Bunyan, Des Christen Wallfahrt
Keble, Das christliche Jahr

---

zahl von hervorragenden deutschen Männern um Aufstellung von Bücherlisten vom deutschen Standpunkt aus zu bitten. Von dem Ergebnis dieses Ausschreibens ist bereits das 11.—20. Tausend erschienen und unter folgendem Titel durch alle Buchhandlungen, sowie auch direkt durch die Verlagshandlung zu beziehen: „Die besten Bücher aller Zeiten und Litteraturen". Beiträge haben dazu geliefert: Ed. v. Bauernfeld, Karl Bleibtreu, Oskar Blumenthal, Marie Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, G. Egelhaaf, Arthur Fitger, Johannes Flach, Th. Fontane, Dagobert von (Amyntor) Gerhardt, W. von Giesebrecht, Kultusminister Dr. von Goßler, Julius Grosse, Klaus Groth, E. von Hartmann, Hans Herrig, A. W. Hofmann, Johannes Janssen, F. X. Kraus, Josef Kürschner, Dr. Paul Niemeyer, von Nußbaum, Karl Du Prel, W. Preyer, Julius Rodenberg, P. K. Rosseger, Ferdinand von Saar, Daniel Sanders, Max Schneidewin, Prof. Dr. Sepp, Hofprediger Adolf Stöcker, Johannes Trojan, Georg Weber, Abgeordneter Dr. Windthorst, Gefängnisdirektor Wirth. Preis 60 Pfennige oder 35 Kreuzer. Portofreie Zusendung bei Einsendung des Betrages.

Platos Dialoge; vor allem Phädon, Apologie und Republik
Xenophons Memorabilien
Aristoteles, Politik
Demosthenes, De corona
Cicero, De officiis, De amicitia und De senectute
Plutarchs Lebensbeschreibungen
Berkeley, Human Knowledge
Descartes, Discours sur la Méthode
Locke, On the Conduct of the Understanding

Homer
Hesiod
Vergil
Mahabharata, Ramayana } Auszug von Talboys Wheeler
Firdusi, Schah Nameh
Das Nibelungenlied
Malory, Morte d'Arthur

Der Schiking (Chinesische Oden)
Kalidasa, Çakuntala
Äschylus, Prometheus und Trilogie des Orestes
Sophokles, Ödipus
Euripides, Medea
Aristophanes, Die Ritter und die Wolken
Horaz
Lucrez

Chaucer, Canterbury Tales
Shakespeare

Milton, Das verlorene Paradies, Lycidas, Comus und die kleineren Gedichte
Dantes Göttliche Komödie
Spenser, Fairy Queen
Drydens Gedichte
Walter Scotts Gedichte
Wordsworth (Auswahl)
Southey, Thalaba the Destroyer — The Curse of Kehama
Pope, Essay on Criticism — Essay on Man — Rape of the Lock
Burns
Byrons Childe Harold
Gray

Herodot
Xenophons Anabasis
Thucydides
Tacitus, Germania
Livius
Gibbon, Niedergang und Fall des römischen Reiches
Hume, Geschichte Englands
Grote, Geschichte Griechenlands
Carlyle, Die französische Revolution
Green, kurze Geschichte von England
Lewes, Geschichte der Philosophie

1001 Nacht
Swift, Gullivers Reisen
Defoe, Robinson Crusoe

Goldsmith, der Landprediger von Wakefield
Cervantes, Don Quixote
Boswell, Das Leben Johnsons
Molière
Sheridan, The Critic, School for Scandal und The Rivals
Carlyle, Vergangenheit und Gegenwart

Bacon, Novum Organum
Smith, Volkswohlstand (teilweise)
Mills Volkswirtschaftslehre
Cooks Reisen
Humboldts Reisen
White, Natural History of Selborne
Darwin, Ursprung der Arten — Reise eines Naturforschers
Mills Logik

Bacons Essays
Montaignes Essays
Humes Essays
Macaulays Essays
Addisons Essays
Emersons Essays
Burkes ausgewählte Werke
Smiles, Hilf dir selbst

Voltaires Zadig
Goethes Faust und Wahrheit und Dichtung
Miß Austens Emma oder Stolz und Vorurteil

Thackeray, Der Jahrmarkt des Lebens — Pendennis
Dickens, Die Pickwickier — David Copperfield
Bulwer Lyttons Letzte Tage von Pompeji
George Eliot, Adam Bede
Kingsley, Westward Ho!
Walter Scotts Romane.

Fünftes Kapitel.

Der Segen der Freundschaft.

„Sie nehmen die Sonne aus der Welt die die Freundschaft aus dem Leben nehmen. Die unsterblichen Götter gaben uns nichts, was besser ist, nichts was mehr beglückt."

Cicero.

Gar viele, die zum Lobe der Bücher geschrieben haben, konnten nichts Bezeichnenderes für sie finden, als den Vergleich mit Freunden.

Sokrates sagt, daß „jeder seinen besondern Ehrgeiz besitze: Hunde, Pferde, Geld, Ehren, je nach dem; doch ihm sei ein guter Freund mehr wert als das alles zusammen." Und weiter meint er, „was sie an Gütern besitzen, und seien es noch so viele, das wissen die Menschen genau, die Zahl ihrer Freunde aber, und seien es noch so wenige, kennen sie nicht. Und sollen sie gar ihre Namen nennen, so werden sie manchen auslassen, den sie sonst mit zu rechnen pflegten — so wenig beschäftigen die Freunde ihre Gedanken." „Die Menschen schätzen den Wert der Dinge sehr verschieden," sagt Cicero, „aber alle

sind meiner Meinung, wenn es sich um die Freundschaft handelt. Wer kann thörichter sein als jene, die durch Reichtümer, Macht und Ansehen zu großem Einfluß gelangen und die nun nach Dingen streben, die Geld zu bezahlen vermag, wie Pferde, Sklaven, reiche Gewänder, kostbare Gefäße und darüber den besten, schönsten Schmuck des Lebens, die guten Freunde, vergessen." „Und doch," fährt er fort, „kann jeder sagen, wieviel Ziegen und Schafe er besitzt, aber nicht wieviel Freunde." Bei der Wahl eines Hundes, eines Pferdes sind wir vorsichtig; wir verlangen seinen Stammbaum, wir fragen nach seiner Erziehung und seinen Anlagen; die Wahl unsrer Freunde aber, diese so ungleich wichtigere Sache, die so oft unser Leben zum guten oder bösen beeinflußt, überlassen wir fast immer dem Zufall.

Der Autocrat of the Breakfast Table hat gewiß recht, wenn er sagt, alle Menschen sind langweilig, ausgenommen, wenn man sie braucht. Und Sir Thomas Browne macht die eigentümliche Bemerkung, daß „leere Köpfe, die nicht gelernt haben, allein zu sein, sich fern von der Gesellschaft andrer wie in einem Gefängnis fühlen, während hingegen diejenigen, deren Gedanken sich in steter Hast und Eile befinden, oft ermüdet jene Gemeinschaft aufsuchen, um dem Gedränge in ihrem Innern zu entfliehen.

Emersons Bild, „die Menschen lassen sich herab, mit andern zu verkehren," ist mir dagegen nicht recht verständlich. An andrer Stelle beschränkt er ja auch seine Behauptung und meint: „Fast alle Menschen lassen sich herab, mit andern zu verkehren." Aber auch in dieser

Fassung muß ich ihre Wahrheit und das darauf Folgende bezweifeln. Er fährt nämlich fort: „jede Verbindung fordert ein gewisses Nachgeben, und was noch schlimmer ist, der eigentümliche Duft, die Blume, sozusagen, zweier schönen Seelen vergeht, wenn sie sich einander nähern."

Welch' traurige Auffassung! Ist sie richtig? Muß sie richtig bleiben? Und wäre es so, welchen Vorteil sollte die Freundschaft bringen? Ich habe von ihrem Einfluß stets das Gegenteil geglaubt; nach meiner Meinung muß die Blüte einer edlen Natur sich schöner entwickeln und voller entfalten, wenn die Wärme und die Sonne der Freundschaft sie bestrahlt.

Soviel ist gewiß, Glück und Reinheit unsers Lebens hängen auch von der weisen Wahl unsers Umganges und unsrer Freunde ab. Man sollte sich in dieser Beziehung nicht so oft dem Zufall und seiner Gunst anvertrauen! Wohl ist es recht und schön, freundlich gegen jedermann zu sein, der unsern Weg kreuzt, aber Freunde wählen, heißt etwas andres! Wie viele nennen einen Menschen Freund oder möchten ihn so nennen, weil er in der Nähe wohnt, weil er dieselbe Eisenbahnlinie benutzt oder weil sich irgend ein andrer äußerlicher Grund dafür findet. Kein Irrtum kann größer sein! Solche Bekanntschaften sind, um mit Plutarch zu reden, „nur Götzen und Bilder der Freundschaft". Schlecht gewählte Freunde ziehen uns hinab; gute heben uns zu sich empor.

Die Liebenswürdigkeit gegen jedermann steht auf einem andern Blatt. Kein Feind ist gering zu achten; wer aber je einen Menschen wahrhaft geliebt hat, wird allen eine gewisse Wärme entgegen bringen. Etwas Gutes

lebt in jedem Menschen. „Viel habe ich von der Undankbarkeit und Selbstsucht der Welt gehört," sagt Herr Nasmyth in seiner reizvollen Selbstbiographie. „Vielleicht war nur das Glück mir hold, denn ich habe weder die eine, noch die andre dieser herzlosen Eigenschaften erfahren." Meine eigene Erfahrung stimmt damit überein. Ich kann daher Emersons Meinung nicht teilen, wenn er sagt: Wir wandern einsam durch die Welt. Freunde, wie der Wunsch sie uns vorspiegelt, sind Träume und Märchen. Nur eine himmlische Hoffnung tröstet das treue Herz, nämlich, daß irgendwo in andern Regionen Seelen ebenfalls handeln, dulden, wagen, die wir lieben können und die uns wieder lieben.

Freilich, soviel auch echte Freunde dem Leben an Glück und Wert hinzufügen, die Hauptsache ist doch, daß wir auf uns selbst bauen. Jeder Mensch ist sich selbst der beste Freund oder der schlimmste Feind.

Traurig ist Bacons Behauptung, daß Freundschaft auf der Welt selten zu finden sei, die zwischen Gleichgestellten am allerseltensten. Eher könnte sie noch zwischen Oberen und Untergebenen vorhanden sein, denn hier ist der eine vom andern abhängig!

Schwerlich können indes diese Worte Bacons wohlüberlegte Meinung ausdrücken, denn anderswo sagt er: „Aber wir müssen weiter gehen und offen gestehen, daß wer treue Freunde entbehrt, in einer völligen, trübseligen Einsamkeit lebt. Ohne sie gleicht die Erde einer Wildnis! Und nicht nur," fährt er fort, „führt die Freundschaft für den Verstand das Tageslicht aus der Nacht und der Verwirrung der Gedanken herauf, sie verwandelt auch für

die Gefühle Sturm und Gewitter in einen schönen Tag!“ Wer sich mit einem Freunde berät, „wird schneller überlegen, seine Gedanken besser beherrschen und sehen, wie sie sich in Worten ausnehmen. Er wird am Ende weiser sein denn zuvor, und das Gespräch einer Stunde wird ihm mehr nützen, als ein ganzer Tag Nachdenkens .... Doch wenige wissen, was Einsamkeit ist und wie weit sie sich ausdehnt, denn eine Menge ist keine Gesellschaft, Gesichter sind nur eine Galerie von Bildern, und Worte ohne Liebe nichts als eine klingende Schelle.“

Ich kann dieser Ansicht nicht zustimmen. Auch Fremde vermögen unser gesteigertes Interesse zu erwecken, und viele werden Dr. Johnson recht geben, der einen vergnügten Abend beschreibt und mit folgenden Worten die Summe zieht: „Sir, wir hatten ein angenehmes Gespräch.“

Epiktet erteilt einen guten Rat, wenn er von den gewöhnlichen Unterhaltungsstoffen abrät: „Nichts von Gladiatoren oder Pferderassen, nichts von Athleten oder Essen und Trinken, und vor allem kein Tadel über Menschen.“ Der Zusatz „und kein Lob“ scheint dagegen von zweifelhaftem Wert. Gewiß giebt Marc Aurel eine bessere Unterweisung, wenn er sagt: „Willst du dich selbst erfreuen, so gedenke der Tugenden derer, die um dich leben, der Thätigkeit des einen, der Bescheidenheit des andern, der Hochherzigkeit oder einer andern guten Eigenschaft, die den dritten und vierten auszeichnet. Denn nie erheben die Beispiele der Tugend mehr, als wenn sie uns in der Moral unsrer Umgebung entgegen treten und sich dort so reich wie möglich entfalten. Deshalb sollen wir sie immer im Auge behalten!“ Wie oft aber kennen wir

nur das Äußere derjenigen, die wir unsre Freunde nennen, nur den Ton ihrer Stimme, aber nichts von ihrem Geiste oder ihrer Seele.

Wir sollten ebenso sorgsam sein, uns Freunde zu erhalten, wie sie zu gewinnen. Die Zuneigung darf kein „Zelt sein, das man für eine Nacht" aufrichtet. Freundschaft giebt kein Vorrecht zur Unliebenswürdigkeit. Viele schätzen ihre Freunde nicht eher, als bis sie dieselben verloren haben. Anaxagoras nennt ein Mausoleum den Geist des Reichtums, der sich in Stein verwandelt hat.

„Der aber, der einst an einer Gruft gestanden hat und auf den Bund zurückblickte, der nun für immer gelöst ist, der sich klar wurde, wie machtlos wilde Liebe und heiße Sorge nun sind, das stillgewordene Herz zu erfreuen oder dem abgeschiedenen Geiste auch nur den leisesten Ersatz zu bieten für eine liebloſe Stunde, der wird in Zukunft keine Schuld mehr auf sich laden wollen, die erst von ihm fällt, wenn er in den Staub gesunken ist."*)

Der Tod kann wahre Freundschaft nicht zerstören. „Freunde" — sagt Cicero — „sind bei uns, auch wenn sie in der Ferne weilen; sie sind in Armut reich, in Krankheit gesund und im Tode lebendig." Das mag paradox klingen, aber liegt nicht doch Wahrheit darin? „Mir lebt Scipio und wird mir immer leben. Ich liebte die Tugenden dieses Mannes, und ihr Wert ist noch nicht vergangen . . . unter allen Dingen, die mir das Glück, die mir die Zeit verliehen, ist keins, dem ich Scipios Freundschaft vergleichen könnte."

---

*) Ruskin.

„Wenn wir also unsre Freunde wählen, nicht wegen äußrer Vorteile, sondern um ihrer selbst willen, wenn wir einer solchen Gnadengabe überhaupt würdig sind, dann werden sie auch immer bei uns sein, in der Ferne gegenwärtig und selbst im Tode noch eingeschlossen im Bernstein der Erinnerung."

Sechstes Kapitel.

Der Wert der Zeit.

„Jeder Tag ist ein Leben im Kleinen."

Der wahre Wert aller andren Geschenke einer gütigen Natur ist von der Zeit abhängig! Was helfen Freunde, Bücher, Gesundheit, Reisevorteile und häusliche Freuden, wenn die Zeit mangelt, sie zu genießen. Es heißt: Zeit ist Geld! Aber sie ist mehr — sie ist Leben! Und doch trägt mancher, der sich verzweifelt an das Dasein klammern würde, nicht das geringste Bedenken, seine Zeit zu vergeuden. „Du konntest deine Weisen fragen" — sagt Schiller — „was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück." Oder wie Dantes Worte lauten: „Zeit verlieren schmerzt den, der sie schätzt."

Dennoch ist es nicht gesagt, daß wir ein Leben der Mühsal zu unsrem Ideal erheben sollen. Durchaus nicht! Die Zeit, die bei unschuldigen und vernünftigen Zerstreuungen, bei gesunden Spielen, beim Verkehr in Gesellschaft und Familie dahingeht, diese Zeit ist wohl und weise angewendet. Spiele bewahrer ja nicht nur die körperliche Gesundheit, sie geben auch eine Herrschaft über

Muskeln und Glieder, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Auch giebt's Versuchungen, gegen welche körperliche Übungen am besten die Widerstandskraft stählen.

Nur der Träge klagt über die Flüchtigkeit der Zeit, die ihn hindert, alles auszuführen, was er vorzuhaben meint. In Wirklichkeit beherrscht der Mensch die Zeit; nicht sie fehlt, sondern der gute Wille, sie auszunutzen. Reichliche Muße bietet nur den Vorteil, daß wir uns einen Wirkungskreis nach eigner Neigung wählen können, aber sie verleiht keinem ein Vorrecht zum Müßiggang.

Es kommt nicht darauf an, wieviel Zeit man hat, sondern wie man sie verwendet.

Am Zirkel lobt man Größe nicht,
Genaue Form ist's, die man lobt,
Am Leben lange Dauer nicht,
Nur Handeln giebt ihm sein Gewicht.*)

„Trägheit" — sagt Jeremy Taylor — „ist die größte Verschwendung der Welt. Sie verschleudert, was unschätzbar für die Gegenwart und unwiederbringlich in der Vergangenheit ist, was kein Mittel der Kunst und Natur je zurückbringen kann!"

„Nur eine geringe Zahl von Pulsschlägen ist uns für ein buntes, duftendes Dasein zugemessen," sagt Pater. „Wie vermögen wir in ihm alles zu genießen, was dem gebildeten Sinn zu genießen gegeben ist? Wie sollen wir es anfangen, um schnell von Stelle zu Stelle zu eilen und doch allzeit den Brennpunkt im Auge zu behalten, in dem sich die größte Zahl der Lebenskräfte zu reinster

*) Waller.

Thätigkeit vereint? Immer in starkem, edelsteingleichem Feuer brennen, immer die Begeisterung wach erhalten, das ist Erfolg im Leben. Fehlerhaft ist es, Gewohnheiten anzunehmen, denn sie setzen einen festen Bestand der Dinge voraus . . . Da aber alles unter unsern Füßen hinwegschmilzt, so thun wir gut, eine erhabene Leidenschaft, ein wissenschaftliches Interesse zu pflegen, die unsern Horizont erweitern und den Geist für den Augenblick wenigstens frei machen."

Lord Chesterfield dünkt mir im ganzen kein sicherer Führer, aber eine sehr sinnige Weisheit findet sich doch in den Ratschlägen, die er seinem Sohne in Bezug auf die Zeit giebt. „So viel Augenblicke du verschwendest, so viel hast du an innern und äußern Vorteilen verloren; und wiederum, so viel Zeit du nützlich anwendest, so viel hast du weise, zu hohen Zinsen, angelegt."

Und ein andermal: „Wunderbar, daß jemand von der kleinen Spanne Zeit, die uns für diese Welt gegeben ist, nur einen Augenblick in wirklichem Müßiggang vergeuden kann. Lerne den wahren Wert der Zeit erkennen, erfasse sie, halte sie und freue dich jeder Sekunde." Oder wie Goethe sagt im „Faust"

Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.

„Mir kommt ein satyrisches Gedicht ins Gedächtnis," sagt Hillard, „der Teufel ist darin als Menschenfischer dargestellt, der seinen Köder jedem Geschmack, jeder Eigentümlichkeit des Temperaments anpaßt. Aber die Faullenzer fallen ihm am leichtesten zur Beute, denn die schnappen

auch nach dem leeren Haken." Der Geist des Müßiggängers frißt an sich selbst.

Das menschliche Herz ist gleich einem Mühlstein in der Mühle; streue Weizen darunter und er dreht sich, reibt und zermalmt den Weizen zu Mehl; streue keinen Weizen darunter und er reibt doch, aber er reibt sich selber auf!*)

Nicht Arbeit, sondern Sorge tötet, und in diesem Sinne sind wohl auch die Bibelworte aufzufassen: „Sorget nicht für den andern Morgen" und „Sehet die Lilien auf dem Felde, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, und doch war Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet wie derselbigen eine! So nun Gott das Gras also kleidet, das da heute blühet und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er nicht vielmehr für euch thun — o ihr Kleingläubigen."

Nun würde es allerdings eine falsche Voraussetzung sein, daß Lilien thöricht und faul sind. Im Gegenteil, Pflanzen schaffen gar fleißig und Lilien speichern in ihren Knollen einen großen Teil der Nahrung auf, deren sie für das nächste Jahr bedürfen. Mit der Sorge in unserm Sinne sind sie freilich unbekannt.

„Die geflügelten Stunden schwingen sich auf zum Schöpfer der Zeit und geben Kunde von der Art, in der wir sie verwendet haben. Kein Gebet führt die eine zurück und hemmt den Lauf der andern. Jede schlecht benutzte Minute ist ein Zeuge wider uns im Himmel. Bedächten wir das recht, so würden wir bestrebt sein,

*) Luther, Tischgespräche.

ihnen eine andre Botschaft mitzugeben; wir würden uns hüten, sie mit leeren Händen oder mit gefährlichen Kenntnissen beladen davonfliegen zu lassen! Wie anders, wenn sie nicht nur die Absicht, sondern auch die Frucht des Guten hinauftragen, wenn sie für uns sprechen könnten vor Jehovas erhabenem Thron." *)

Man sagt, die Zeit fliegt, aber nicht darin liegt der Fehler, sondern in unsrer Gewohnheit, sie zu verschwenden. „Die Zeit verdarb ich" — läßt Shakespeare Richard II. sagen — „nun verdirbt sie mich."

„Wer im Gebrauch seiner Zeit wählerisch ist, wird auch in Bezug auf seine Gefährten und seine Handlungen wählerisch sein" — sagt Jeremy Taylor — die ersteren werden ihm nicht Täuschung und Schaden bringen, und die Ungerechtigkeit der letzteren wird ihn nicht zwingen, sich selbst und seine Zeit wegzuwerfen und in ewigen Dingen zurück statt vorwärts zu kommen.

Siebzig Jahre währt das Menschenleben und wie wenig davon ist unser wirkliches Eigentum! Rechnen wir die Zeit ab, die wir zum Schlafen, zum Essen, zum An- und Ausziehen und zu körperlichen Übungen verbrauchen, was bleibt noch zu unsrer eigentlichen Verfügung?

„Es heißt, daß ich fünfzig Jahre gelebt habe" — sagt Lamb — „wer aber die Stunden abzieht, die davon andern, nicht mir gehörten, der wird mich noch einen jungen Burschen nennen müssen."

Nun sollten wohl nicht eigentlich die Stunden abgezogen werden, die wir für andre gelebt haben, sondern

*) Milton.

diejenigen, die weder uns noch andern Nutzen brachten. Sie sind leider zahlreich genug!

„Viele Stunden entfliehen uns; viele werden uns gestohlen; viele schlüpfen uns unter den Händen fort.“*) Seltsam, daß man so viel unschuldige Freuden gedankenlos beiseite zu werfen vermag! Ein morgenländisches Sprichwort sagt: „Was der Himmel schickt, kann der Himmel wenden, doch niemand entgeht dem selbstbereiteten Unheil!“

Vor mehreren Jahren besuchte ich in Gesellschaft des bedeutenden Archäologen M. Morlot die hervorragendsten Orte an den Schweizerseen. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich, daß dieser Mann nur ein jährliches Einkommen von hundert Pfund besaß und daß er einen Teil davon noch zur Anlegung einer kleinen Kunstsammlung verbrauchte. Ich riet ihm, ein Amt oder einen Posten anzunehmen, aber er verneinte entschieden. Ihm war seine freie Zeit und die Gelegenheit zum Studium viel mehr wert als Silber und Gold, und er wollte auch nicht einen kleinen Teil davon dem Gelderwerb zum Opfer bringen.

Wahrlich, die Zeit ist ein heiliges Gut und jeder Tag ein Leben im Kleinen! Wir wollen nur einmal die Vorteile ins Auge fassen, die ein Bewohner Londons genießt! Ihm steht die Litteratur der ganzen Welt zu Gebote; in der National-Gallery kann er die herrlichsten Werke alter Meister, in der Royal-Academy und andern Sammlungen die der größten lebenden Künstler bewundern.

---

*) Seneca.

Vielleicht giebt es aber niemand, der Zeit genug fand, im Britisch-Museum alles eingehend zu betrachten! Und doch, was enthält es an Merkwürdigkeiten, oder besser gesagt, was giebt es, das es nicht enthält! Exemplare der größten ausgestorbenen oder noch vorhandenen Tiere; Ungeheuer der Vorwelt, prächtige Vögel, Muscheln und Mineralien; interessante Altertümer, sonderbare und phantastische Gebrauchsgegenstände verschiedener Menschenrassen; erlesene Steine, Münzen, Glas- und Porzellanwaren; die Marmordenkmäler der Elginschen Sammlung; Überreste vom Mausoleum, vom Dianentempel zu Ephesus, von alten Denkmälern aus Egypten und Assyrien; ferner die einfachen Gerätschaften unsrer eigenen Altvordern, jener Zeitgenossen des Hippopotamus, des Rhinozeros, des Moschusochsen und des Mammut, und zuletzt viele schöne Proben griechischer und römischer Kunst.

Leid mag unabwendbar sein, aber trübselige Entsagung hat bei niemand eine Entschuldigung. Und doch haben viele Menschen entsagt; sie sprechen von einer kommenden, bessern Welt und bedenken nicht, daß es nur ihre eigene Schwarzseherei ist, die das Bestehende verdunkelt.

Sir Arthur Helps sagt sehr richtig: „Wie! entsagen, wenn es noch so viel zu erforschen giebt! Weißt du, was der Lilie ihre schöne Form, dem Veilchen das tiefe Blau, der Rose ihren Duft verleiht? Hast du eine Ahnung von den Bestandteilen des Otterngiftes und kannst du den fröhlichen Flug der Taube nachahmen, die über deinem Haupte schwebt? Wie! entsagen, wenn Erde, Luft und Wasser noch Geheimnisse für dich sind; wenn du

nur die Hand auszustrecken brauchst, um Dinge zu berühren, über die du noch keine Herrschaft besitzest! Und doch fordert Mutter Natur dich ohne Unterlaß auf, Zwiesprache mit ihr zu halten, sie zu verstehen, sie zu unterwerfen und ihren Segen zu empfangen. Gehe hin, Mensch, lerne, arbeite, wisse etwas und laß mich nichts mehr hören von deiner dumpfen Entsagung!

Siebentes Kapitel.

Reisefreuden.

„Ich bin ein Teil alles dessen, was meine Augen gesehen haben."
Tennyson.

Reisen hat für uns nicht die Schwierigkeiten früherer Tage. Mich dünkt dies zuweilen ein Vorteil unsrer Zeit zu sein, dem kaum größere an die Seite gestellt werden können. Aber ich wage kaum diese Bemerkung zu machen, da ich dasselbe bereits von andern Annehmlichkeiten des heutigen Lebens ausgesprochen habe.

Das Wort „travel" ist bedeutsam. Es kommt von „travail" — Arbeit und vergegenwärtigt, wie Skeat meint, die große Mühsal des Reisens in vergangenen Zeiten. Wie anders steht die Sache heute!

Viele sind der Meinung, daß man nur zu Fuß reisen sollte, gleich Thales, Plato und Pythagoras. Es heißt, daß man in unserm Jahrhundert der Eisenbahnen, die Länder nur durchfliegt und nichts sieht. Mag sein, aber was können die Eisenbahnen dafür! Sie schaffen uns den unschätzbaren Vorteil rasch, mit wenig Beschwerde

Gegenden zu erreichen, die unsern Voreltern recht fern lagen. Nicht unser Inselland allein, unsre lachenden Gefilde und reichen Waldungen, unsre stillen Berge und heiteren Flüsse, die Seen, die Heideflächen, die Hügel, Schlösser, Kirchen und manchen Ort, dessen Name unauslöschlich in den Büchern unsrer Geschichte steht, bringen wenige Stunden uns nahe, nein auch des Südens Sonne und Landschaft, die Alpen, jene Paläste der Natur, das blaue Mittelmeer und die europäischen Großstädte mit all ihren Erinnerungen und Schätzen!

Wer reisen kann, sollte es nicht versäumen. Die Welt gehört dem, der sie geschaut hat. „Aber zu einer fröhlichen Reise gehört vor allen Dingen ein fröhliches Herz!“*)

Bacon führt die Sehenswürdigkeiten auf, deren Anblick man sich nicht entgehen lassen soll. Er nennt die Höfe der Fürsten, besonders wenn sie Gesandte empfangen, die Gerichte, vor denen die Parteien streiten und die geistlichen Versammlungen. Er macht aufmerksam auf Kirchen und Klöster und ihre Merkwürdigkeiten, auf Wälle und Festungswerke, auf Häfen und Herbergen, Altertümer und Ruinen, Bibliotheken, Schulen, Disputationen und Vorlesungen, wenn solche gerade stattfinden, auf Kauffahrer und Kriegsschiffe, auf Gebäude, öffentliche Gärten, Waffensammlungen, Läden, Wechselstuben, Börsen, Reit- und Fechtübungen und die Ausbildung der Soldaten; auf Komödien, wie sie den höheren Ständen angemessen sind, auf Läden mit köstlichen Steinen und Gewändern, auf

*) Seneca.

Kabinette und Raritätensammlungen, kurz auf alles, was an einem Ort irgend als sehenswert erscheinen kann.

Nun müssen wir allerdings mit der Zeit rechnen, die uns zur Verfügung steht, und mit dem Zweck, den wir mit unsrer Reise verbinden. Für einen längeren Aufenthalt ist Bacons Rat vortrefflich. Mir aber schwebt im Augenblick mehr die alljährliche Ferienzeit vor, die der Ruhe und der Gesundheit, der Luft und der Bewegung im Freien, nicht dem Studium gewidmet sein soll. Wer indes Augen hat zu sehen, der wird auch in diesen kurzen Wochen ebensowohl den Keim zu neuen Gedanken wie zu neuem Wohlsein legen können.

Mögen wir die besten und lebensvollsten Beschreibungen gelesen, mögen wir Bilder betrachtet, Pläne und Karten studiert haben, die Wirklichkeit wird uns doch immer treffen wie eine Offenbarung. Das läßt sich schon an Dingen beweisen, die viel einfacher sind als Berge und Gletscher, Paläste und Kirchen.

Ich z. B. hatte wie jedermann Beschreibungen der Pyramiden gelesen und Photographien und Gemälde von ihnen gesehen. Dazu ist ihre Form die Einfachheit selbst und kein charakteristisches Merkmal entzog sich meiner Kenntnis. Im Augenblick aber, als ich sie sah, wußte ich, daß mein früheres Bild nur ein schwacher Schatten der Wirklichkeit gewesen war. Nicht, daß ich sie größer fand, nicht daß ich mir ihre Gestalt, Farbe oder Lage anders gedacht hatte; aber das Auge gab der Vorstellung erst Leben. Wer nur eine Woche im Orient reist, wird finden, daß die Bilder patriarchalischen Lebens, wie sie uns das alte Testament überliefert, wie in einem Stereoskop an

seinen Augen vorbeiziehen. Und was vom alten Testament gilt, gilt auch von der Geschichte im allgemeinen. Für jeden, der Rom und Athen kennt, wird römische und griechische Geschichte einen neuen Reiz gewinnen, wie umgekehrt eine gewisse Kenntnis ihrer Geschichte und Litteratur das Interesse an den Orten bedeutend erhöht.

Gute Beschreibungen und Bilder schärfen unser Auge zum genaueren Sehen. Ja es muß dahingestellt bleiben, ob vorzügliche Zeichnungen und Schilderungen, welche die Hauptsachen besonders hervorheben, manchen Leuten nicht einen vollkommeneren Eindruck gewähren als ihre eigene, ungeschulte Beobachtung gethan haben würde. Was der Vorstellung an Lebendigkeit abgeht, wird an Schärfe, Charakteristik und Einzelheiten wiedergewonnen. Auf jeden Fall haben Beschreibungen und Bilder für alle, die nicht reisen können, einen außerordentlichen Wert. Und für die, die gereist sind, schaffen sie in der Erinnerung den dauernden Genuß schöner Gegenden und interessanter Ausflüge.

Wir sehen im ganzen gar wenig von der schönen Welt, in der wir leben. Herr Norman Lockyer erzählt von einem alten französischen Abbé, den er zu seinem Erstaunen bei einer wissenschaftlichen Reise in den Rocky-Mountains antraf. Der Abbé bemerkte seine Verwunderung und erklärte ihm im Laufe des Gesprächs die Gründe, welche ihn in jene fernen Regionen geführt hatten.

„Vor einigen Monaten lag ich schwer darnieder" — erzählte er — „meine Ärzte hatten mich aufgegeben und eines Morgens fühlte ich mich so schwach, daß ich mich bereits in Gottes Armen wähnte. Mir war, als trete

einer seiner Engel zu mir mit den Worten: Nun, Herr Abbé, wie gefiel Ihnen die schöne Erde, die Sie soeben verlassen haben? Und mir wurde plötzlich klar, daß ich mein Lebtag nur vom Himmel gepredigt hatte und so viel wie nichts von der Welt wußte, in der ich zu Hause war. Da entschloß ich mich, falls es der Vorsehung gefallen sollte, mich zu erhalten, etwas von dieser Erde zu sehen. Und darum bin ich hier!"

Gewiß möchten wir alle gern dem Beispiel des würdigen Abbé folgen, aber leider sind wir nicht alle so frei wie er. Doch wenn es uns auch nicht vergönnt ist, die Rocky-Mountains zu besuchen, so giebt es doch Gegenden, die unsrer Heimat näher liegen und für welche die entsprechende Zeit unschwer zu finden wäre.

Kommt nun auch keine Beschreibung der Wirklichkeit thatsächlich gleich, so kann sie uns doch leicht in eine angenehme Täuschung wiegen. Ich wenigstens will den Versuch wagen, und „Bilder in Worten" aus der Hand unsrer berühmtesten Landsleute sollen mir dazu helfen. Fremde Länder mögen den Vortritt haben; England bietet zwar nicht minder große Schönheiten, aber wir sind hier daheim und kennen unsre Heimat!

Mir scheint die folgende Stelle aus Tyndalls „Hours of exercise in the Alps" fast so viel wert, wie eine wirkliche Stunde in den Alpen:

„Ich erblickte als Hintergrund des wunderbaren Bildes den Montblanc, den Grand Combin, die Dentblanche, das Weißhorn, den Dom und die tausend niedrigeren Gipfel, die versammelt schienen, um den erwachenden Tag zu begrüßen. Wieder mußte ich mich

fragen, wie so oft schon: Wie ward das Riesenwerk vollbracht? Wer grub mit seinem Meißel die gigantischen Häupter aus der Oberfläche der Erde? Und da war auch schon die Antwort! Am östlichen Himmel zog sie herauf, die Künstlerin ohnegleichen, jung, allmächtig, mit der Lebenskraft für tausend neue Welten in ihrem Schoße. Sie war es, die einst die Wasser hob und die Schluchten aushöhlte, die Gletscher und Bergwände türmte und mit schwerem Pflug die Thäler dazwischen furchte. Sie wird es auch sein, die im Laufe der Zeiten die mächtigen Denkmäler zerbröckelt, die sie langsam dem Meere zuschiebt und die Saat ausstreut zu neuen Kontinenten. So kann es geschehen, daß eine spätere Welt, Fruchterde und wogendes Korn sich über die Felsen breiten sieht, die heute das Gewicht der Jungfrau tragen!" Und die Alpen sind von London in vierundzwanzig Stunden zu erreichen!

In Tyndalls Schriften befinden sich auch lebhafte Beschreibungen der Gletscher „dieser schweigenden, feierlichen Dämme, die breit genug sind für eine ganze Armee in Schlachtordnung und still wie die Gräberstraße in einer versunkenen Stadt."*)

Doch ich will weder von ihm, noch von irgend einem andern eine Beschreibung der Gletscher wiedergeben, denn sie sind so einzig in ihrer Art, daß nur, wer sie gesehen hat, sich ein Bild von ihnen machen kann.

Die interessante Geschichte der europäischen Flüsse soll noch geschrieben werden. Ihr Lauf war nicht immer

*) Ruskin.

wie er heut ist. Die Rhone z. B. scheint manche Wanderung hinter sich zu haben und man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß die oberen Gewässer des Wallis einst in die Donau und mit ihr ins Schwarze Meer flossen. Später vereinigten sich Rhein und Themse und nahmen ihren Weg über die Ebenen, die damals das schottische Bergland mit Norwegen verbanden, zum nördlichen Eismeer, statt wie jetzt den inländischen Meeren zuzueilen.

Doch wie dem auch sei, der deutsche Rhein und der Rhein der Schweiz sind einander sehr ungleich. Der Fall von Schaffhausen verändert den Charakter des Stromes völlig, und das ist kein Wunder! „Verweile eine halbe Stunde am Rheinfall," lauten Ruskins Worte, „und zwar an der Nordseite, wo die Strömung ruhiger zu sein scheint. Sieh dort, wie die Wasserwölbung sich erst zu neigen beginnt, wie sie ungebrochen in reinem, glänzendem Laufe über Felsenbogen dem Rande des Abgrundes zustürzt und eine Kuppel von etwa zwanzig Fuß Durchmesser bildet. So schnell ist diese Bewegung, daß das Auge sie nicht wahrnimmt, es sei denn, daß eine Schaumkrone von oben darüber hinschießt wie eine Sternschnuppe; . . . und hie und da sprüht und springt der schneeige Gischt auf und blendet das Auge mit seinem Funkeln, aber wie eine Rakete zerstiebt er in den Winden, wie Nebel wird er davongetragen, die Luft scheint von seinem weißen Licht erfüllt. Doch durch den gerinnenden Schaum innerhalb des rastlos verschlingenden Abgrunds scheint das blaue Wasser, verschleiert von feuchtem Duft und doch reiner als der Himmel durch zerflatternde Regenwolken . . . in Pausen hebt ein stärkerer Strom vom Falle her die

triefenden Massen wie Garben und schleudert sie zurück auf den bemoosten Felsen, an dem ihr Toben verhallt."

Wie sehr wir aber auch die majestätische Größe eines mächtigen Stromes bewundern mögen, sei's im raschen Lauf, sei's im ruhigen Dahingleiten, die Ungebundenheit, die junge Kraft, die schimmernde Klarheit und die fröhliche Musik der kleinen Flüsse ist noch fesselnder.

„Die höher gelegenen Thäler der Schweiz" — so meint derselbe große Seher — „sind entzückend mit ihren zahllosen Bächen, die sich immer die steilsten Punkte zum Herabspringen aussuchen; das Hüpfen ist ihre Freude, je nach der Windrichtung werfen sie ihre Handvoll Krystalle bald hier, bald dort hin; alle Grazie der Fontänen ist ihnen eigen, nur die steife Feierlichkeit scheint ausgeblieben . . . bis sie zuletzt . . . den Rasengrund tief unten erreichen und sich schweigend in ihm verlieren; mit tiefem, klarem Wasser fließen sie zwischen den Grashalmen dahin und sehen aus wie ihre eigenen Schatten, bis sie sich plötzlich des allzu kurzen Tags zu erinnern scheinen, an dem sie den Lauf vom Hügel vollendeten und sich von neuem in kleinen neckischen Sprüngen und lustigen Strudeln ergehen."

Wie lebhaft weiß Symonds die sonnigen Ufer des Mittelmeers, die er so sehr liebt, und den Gegensatz zwischen nördlicher und südlicher Scenerie zu schildern:

„In der Landschaft des Nordens blickt das Auge durch dicht belaubte Zweige auf stilles, einsames Gartenland, auf Wiesen mit trägen, grasenden Viehherden. Träumerischer Zauber und beschauliche Ruhe umgeben

die festgefügten Heimstätten. Im Süden dagegen vermag das Gitterwerk der Olivenblätter- und Zweige kaum die lachende See und den glänzenden, blauen Himmel zu verschleiern. Die Farben der Landschaft finden ihre Steigerung im blendenden Schimmer der Sonne auf den Wellen und im reinen Licht des Horizonts: hier ist keine Heimlichkeit, keine Schwermut! Die Natur scheint ein Fest, einen Reigen ohne Ende zu feiern, an dem Wogen, Sonnenstrahlen und Schatten teilnehmen. Im Norden wieder stimmen die runden Formen der reichbelaubten Bäume zu den Wellenlinien des Bodens, zu lieblichen Hügeln und verhüllenden Wolken. Das spitze Geblätter und die schlanken Zweige der Oliven veranschaulichen dagegen am besten die entschiedenen Konturen des Südens, die überall trotz der breiter angelegten Schönheiten von Berg, Thal und Seegestade bemerkbar sind. Ruhe und Heiterkeit sind die Merkzeichen der südlichen Landschaft, und ein herrliches Menschengeschlecht wandelt darin im Lichte seines uralten Gottes Phöbus Apollo. Pallas ist seine Schützerin und die goldene Aphrodite reicht ihm das Himmelsgeschenk der Schönheit. Indes sind die Oliven nicht etwa die einzigen Bäume, die im südlichen Idyll eine Rolle spielen. Das thut weit mehr die schlanke, wie aus Stein gemeißelte Pinie . . . In der Nähe von Massa bei Sorrento ragen zwei dieser gewaltigen Bäume; wenn man im Grase zwischen ihnen liegt, sieht man Kapri aus dem Meere aufsteigen, Bajä und den ganzen Golf von Neapel, wie er den Fuß des Vesuvs umspült. Verzweigtes Dickicht von Oliven, Orangen und Rosen füllt das Gartenland am Ufer, während in bleicher Ferne „Inarime" auf der

Tiefe schlummert, die jungfräuliche Insel mit dem schönen, griechischen Namen.

Die wilderen Höhen sind mit Gruppen von Ilex und Erdbeerbäumen bestanden: rotglühende Beeren und wachsweiße Glöckchen schwanken daran. Dunkle Myrtenreiser und Lorbeerzweige erheben sich neben schlanken Tamarisken und wiegen ihr krauses Geäst über unserm Haupte. In der Nähe der Küste wächst der duftende Mastixstrauch neben Geisblatt und wohlriechendem Rosmarin. Klematis und Sassaparille mit glänzenden, steifen Blättern umranken die Sträucher mit schlingenden, klammernden Armen; hie und da gedeiht an geschützten Stellen der Wein: üppig und traubenbeladen flechten sich seine Reben zwischen Maulbeeren und Ulmen zu schwankenden Guirlanden, auf denen junge Liebesgötter sich wiegen mögen; oder sie weben einen Vorhang über die offene Hütte. Aber auch die Laute in dieser Landschaft dürfen nicht vergessen werden: das Blöken der Herden, das Summen der Bienen, der Gesang der Nachtigall und das Girren der Tauben; das Rauschen der Quellen, das Zirpen der Cikaden, das Quaken der Frösche und der Pinien leises Geflüster. Von all den Einzelheiten, die Theokrit in seinen Werken erwähnt, wird der aufmerksame Beobachter keine einzige vermissen.

See und Land wirken in diesen Gegenden nie gesondert. Je höher wir an der Bergseite emporklimmen, desto wunderbarer erscheint die Schönheit der See; sie wächst mit dem Steigen und dehnt sich bis in den Himmel hinein. Manchmal ist es ein kleiner, blauer Fleck, den die Olivenzweige einrahmen, manchmal enthüllt eine Biegung

des Weges die ganze, weite, azurne Fläche tief unten! Oder wir gewinnen mühsam einen schroffen Abhang, erreichen niedriges Wachholdergebüsch und siehe! eine zwiefache See dehnt sich aus; der steile Rücken des aufspringenden Hügels teilt sie, die Ufer sind mit Dörfern besät, und auf der Flut lachen sonnige Eilande und silberschimmernde Segel."

Manchem von uns ist schon des Südens Wärme Wonne und Freude; der bloße Gedanke daran vermag ihn zu entzücken! Ich wenigstens habe Wallaces plastische Studie über einen Morgen in den Tropen, über die Sonne des erwachenden Tages, die alles in Gold verwandelt, wieder und wieder lesen müssen.

„Noch eine Viertelstunde nach fünf" — so erzählt Wallace — „herrscht tiefe Dunkelheit; aber Vogelrufe beginnen die Stille der Nacht zu stören und verraten, daß sich am östlichen Horizont vielleicht schon Spuren der Dämmerung zeigen. Eine kurze Spanne noch und der melancholische Ruf des Ziegenmelkers ertönt, begleitet vom Quaken der Frösche, vom klagenden Pfeifen der Drosseln und all den wunderlichen Lauten von Vögeln und Säugetieren, die jenen Gegenden eigentümlich sind. Um ein halb sechs Uhr wird der erste Lichtstrahl bemerkbar, erst wächst seine Helle langsam, dann mit unglaublicher Schnelligkeit, und um dreiviertel auf sechs prangt alles in vollem Tagesschein. In der nächsten Viertelstunde verändert sich wenig, bis plötzlich der Sonnenrand sich über den Horizont erhebt und das tauschwere Laub mit glitzernden Juwelen bestreut; weit in die Wälder hinein ergießen sich die Ströme des goldenen Lichts und erwecken

die junge Natur zum Leben und zur Thätigkeit. Vögel zwitschern und flattern; Pagageien und Affen schreien, Bienen summen um die Blumen, wundervolle Schmetterlinge fliegen langsam dahin oder sitzen mit weit ausgebreiteten Flügeln und erfreuen sich der warmen, belebenden Strahlen. Die ersten Tagesstunden besitzen in tropischen Gegenden einen Reiz und eine Schönheit, die unvergeßlich bleiben. Gestärkt und neu belebt erhebt sich die Natur aus der Kühle und Feuchtigkeit der vergangenen Nacht; Blätter und Knospen entfalten sich fast unter unsern Augen; junge Schößlinge sind seit dem vergangenen Tage oft um mehrere Zoll gewachsen! Die Temperatur ist die wonnigste, die man sich denken kann. Dem leisen Schauer, der die Dämmerung begleitete, ist eine erquickende Wärme gefolgt; der wärmste Sonnenschein setzt die herrliche Tropenvegetation ins schönste Licht und verwirklicht all die zauberischen Bilder und glühenden Worte, mit denen Maler und Dichter uns ihre Ideale irdischer Schönheit zu zeichnen pflegen."

Oder man lese Dean Stanleys Beschreibung der Kolossalstatuen des Amenophis, des Memmnon der Griechen, in Theben: „Die Sonne ging zur Rüste; hinter ihnen erglühten die Berge Afrikas; die grüne Ebene zu ihren Füßen nahm eine dunklere Färbung an, und die Schatten des Abends verhüllten die tiefen Spalte und Risse an ihren uralten Leibern. Wie ich zu ihnen hinüber blickte, sah ich sie im Abendschein vom Hintergrunde der Berge aufragen und sie schienen mir eins mit diesen, das Werk derselben schöpferischen Natur."

Doch ich darf mir nicht gestatten, weiter zu citieren,

obgleich das Aufhören schwer genug ist. Solche Auszüge führen die Erinnerung an manch herrlichen Tag zurück, denn der Gewinn der Reisen dauert so lange wie unser Leben: oft im stillen Zuhause steht plötzlich Venedig, Genua, der Monte Rosa schön und klar vor unserm geistigen Auge und versetzt uns in dieselbe harmonische Stimmung, wie einst ein wohl angewandter Reisetag.

Die Liebe zum häuslichen Herd und die Freude an der Fremde stehen einander in keiner Weise entgegen, ja vielleicht kann nur der den Wert seiner Heimat richtig erkennen, welcher sie manchmal verläßt. Wie bei Bewegung und Ruhe ist eins die Ergänzung des andern, und so sonderbar es klingen mag: das Beste am Reisen ist die Heimkehr. Wer nicht auf fernen Wegen gewandert ist, kann nimmer die Verehrung begreifen, welche der Reisende für die Göttin des häuslichen Herdes empfindet.

Achtes Kapitel.

Die Freuden des Heims.

Draußen ziehen weiße Flocken
Durch die Nacht, der Sturm ist laut;
Hier im Stübchen ist es trocken,
Warm und einsam stillvertraut.

Heine.

Es ist sehr zweifelhaft was schöner ist, zu wohlverdienten Ferien auszureisen oder von wohlbenutzten heimzukehren; mit neuer Kraft und neuen Erinnerungsschätzen am eigenen Feuer zu sitzen, umgeben von seiner Familie, seinen Freunden und seinen Büchern. „Mir erscheint es als einer der vollkommensten Augenblicke im irdischen Dasein," sagt Leigh Hunt, „wenn ich in meinen vier Pfählen sitze, einen Band wunderbarer und doch glaubhafter Land- und Seeabenteuer in den Händen, deren Held ein graubärtiger Reisender. Es ist ein altes Landhaus, in dem ich daheim bin, das Kaminfeuer lodert, die Vorhänge sind heruntergelassen und draußen geht der Wind, nicht zu stark und nicht zu schwach, sondern gerade recht, um mit seiner Stimme das Rauschen der Wogen und Wälder zu begleiten, von denen ich lese."

Wer fremde Länder besuchen, nach Mexiko und Peru schiffen oder zwischen den Inseln des stillen Oceans kreuzen kann, gehört entschieden zu den bevorzugten Menschenkindern. Aber in mancher Beziehung sind die Schilderungen älterer Reisender: Prescotts Erzählungen oder Kapitän Cooks Seefahrten bei weitem interessanter, denn sie berichten uns von Verhältnissen, die mit den unsrigen sehr wenig Ähnlichkeit besitzen, die sich jetzt bedeutend verändert und nach europäischen Mustern umgemodelt haben.

Auf solche Weise können wir selbst dann täglich unsre interessanten Reisen machen, wenn wir wie die Familie des Vicar of Wakefield alle Abenteuer zwischen den Wänden unsres Hauses erleben und unsre Wanderungen nicht weiter ausdehnen, als von einem Zimmer ins andre. Des Hauses Freuden mögen bescheiden und einfach sein, aber ihre Zahl ist Legion.

„Für einen Mann meiner Art ist es ratsam, sein angenehmes Talent zu pflegen, das Talent nämlich zu reisen, ohne sich von seinem behaglichen Stuhl zu erheben. Ich bleibe in meinem Zimmer und versetze mich doch an ferne Orte und zu abwesenden Freunden; ich sehe Bilder vor meinem geistigen Auge und belebe sie mit Gruppen, die meine Phantasie erfindet oder mein Gedächtnis mir zur Verfügung stellt.“ *)

Es liegt wirklich in unsern Händen, uns Abwechselung in Menge zu schaffen, ohne unser Heim auch nur für Augenblicke zu verlassen.

Einmal vermehrt das Kommen und Gehen der Jahres-

*) Mackenzie: The Lounger.

zeiten den Reiz jedes Hauses. Wie anders, wenn durch das offene Fenster der frische, grüne Frühling lacht, als wenn wir in den reichen Laubschmuck des Sommers hineinblicken, oder in den Herbst mit seiner Farbenpracht oder in den Winter mit seinem zarten Schmuck aus glitzerndem Eis!

Wir Engländer erfreuen uns eines so angenehmen Klimas, daß selbst in den ungünstigsten Monaten stille, sonnige Morgenstunden uns aufsuchen, wie Strahlen des vergangenen Lenzes, im wilden Reigen der feuchten und stürmischen Tage, die den Winter verkünden. Dann ist es gar anmutig im silbernen Licht durch die Wälder zu reiten und die wunderbaren Farben zu schauen, mit denen sich das sterbende Jahr schmückt. Hochoben wiegen Ulmen und Kastanien die Fülle ihrer goldenen Blätter, die Buchen dunkeln rotbraun, und die wilden Kirschen schimmern wie feuriger Wein. In den Hecken verschlingen sich glühende Hagebutten mit weißhaariger Klematis und Ketten von korallenroten Zaunreben; mit bunten Flammen brennt der Brombeerstrauch; die Judenkirsche leuchtet in Gold und Purpur und hie und da hängen am schwanken Zweig die Früchte des Pfaffenhütleins, wie ein Bündel rosiger Knospen. Am Boden liegt das gefallene Laub, und braune Farren reichen bis zu unsern Knien, wenn wir den Waldpfad entlang schreiten.

Wahrlich jeder Tag bietet eine Reihe herrlicher Bilder von nie endender Mannigfaltigkeit. Erstaunlich ist es auch, wie wenig Menschen Freude an der Schönheit des Himmels finden. Gray beschreibt einen Sonnenaufgang, wie er mit einer schwachen Helle beginnt, darauf

ein Schimmer von Gold und Blau liegt; wie dann plötzlich ein feiner Streif von unendlichem Strahlenglanz sichtbar wird und sich schnell zu einer halben, dann zu einer ganzen Kugel vergrößert, die das geblendete Auge nicht mehr deutlich zu sehen vermag. „Ich weiß nicht," sagt er, „ob schon jemand vor mir dies alles gesehen hat. Aber ich glaube es kaum."

Seit den ersten Anfängen der Dichtkunst ist die Herrlichkeit des Morgen- und Abendhimmels ein Gegenstand der Bewunderung für alle gewesen, die Augen zum sehen besitzen. Dennoch sind wir Ruskin zu besonderem Dank verpflichtet, daß er uns gelehrt hat, die erhabenen Himmelsbilder immer besser zu erfassen. In einer Sprache, die an Glanz dem Himmel fast gleich kommt, beschreibt er, wie vom Zenith bis zum Rande des Horizonts sich das ganze Firmament in eine weite wogende See von Feuer und Farben verwandelt. Zu purem Golde wird jedes schwarze Felsenriff, jede Welle zu ungemischtem, schattenlosem Purpur und Scharlach; keine Sprache kann die Farben mit Namen nennen, die Phantasie hat keine Vorstellung davon — nur wer es gesehen hat, vermag es zu erfassen. Dann rinnt die satte Bläue des oberen Himmels langsam über alles und zeigt sich in ihrer ganzen, leuchtenden Reinheit; noch wird sie hier und dort von zarten, wallenden Nebelschleiern gedämpft, bis auch diese unmerklich in Gold und Purpur verschweben."

Zuweilen sind es in der That nicht mehr „Farben", sondern „Flammen", in denen der Himmel steht, aber wenn auch die Zeiten bei Sonnenaufgang- und Niedergang reicher und vielfältiger sind, so bietet doch auch

der übrige Tag ein ununterbrochenes wundervolles Farbenspiel.

Es berührt wirklich seltsam, wenn man erfährt, wie wenig Leute sich für den Himmel über ihnen interessieren! Gerade in diesem Teil der Schöpfung hat die Natur das meiste gethan, um uns zu erfreuen, zu belehren und sich uns zu nähern, und gerade hier kommen wir ihr am wenigsten entgegen. Ja sie will uns erfreuen! In wenigen ihrer Werke tritt dieser Hauptzweck Punkt für Punkt so deutlich zu Tage und das besonders, wenn drei Tage lang eine große, häßliche, dunkle Wolke die Himmelsbläue bedeckt, der Regen niederfällt und doch alles wieder klar wird und höchstens der Nebel bleibt, der morgens und abends seinen Tau niedersendet.

Kein Augenblick des Tages, keine Stunde des Lebens, wo die Natur nicht Scene auf Scene, Bild auf Bild, Glanz auf Glanz vor uns aufrollt; nach den Grundsätzen hoher, ewiger Schönheit vollendet sie ihr Werk und nichts ist gewisser, als daß dies alles geschieht zu unsrer immerwährenden Freude.*)

Auch endigt die Herrlichkeit nicht mit dem Tageslicht. Ich wenigstens beklage die Sitte, welche die Zimmer schließt, wenn der Abend heraufzieht, als gebe es nun draußen nichts mehr, was des Sehens wert sei. Und doch was kann schöner sein, als zu beobachten „wie der Himmelsboden sich mit dicken goldenen Platten auslegt“ und wie der Mond in stillem, silbernem Glanze durch die Nacht wandelt. Selbst wenn man die Ansicht nicht

*) Ruskin.

teilt, daß „ein Mensch, der um Mitternacht den aufgehenden Mond aus der Wolke treten sieht, wie einst der Erzengel bei der Erschaffung der Welt und des Lichtes gegenwärtig ist",*) so sprechen doch zu uns die Sterne allzeit eine bedeutsame Sprache: was den Himmel über uns erfüllt, steht uns zu Diensten, wir brauchen nur hinauf zu schauen, und Rat und Freundschaft von ihm zu begehren." Nicht nur sollen uns die Sterne, wie Helps irgendwo bemerkt, über die Meere unsres kleinen Planeten führen, nein auch über die dunklen Gewässer unsres leicht verwirrten Sinnes. Und das ist es, was ihnen eine so tiefe Bedeutung giebt!

Mich hat es nie Wunder genommen, daß es Sonnen- und Mondanbeter giebt!

Freilich, wenn draußen alles finster und kalt ist, dann lernen wir auch Heines Verse verstehen:

Draußen ziehen weiße Flocken
Durch die Nacht, der Sturm ist laut;
Hier im Stübchen ist es trocken,
Warm und einsam stillvertraut.

Sinnend sitz ich auf dem Sessel
An dem knisternden Kamin,
Kochend summt der Wasserkessel
Längst verklungne Melodien.

Die wirklichen Freuden des Hauses kommen eben nicht von außen! „Der Mann," sagt Emerson, „dem der Ton seiner eignen Küchenglocke und das Lied der Holzscheite auf seinem eigenen Herd lieber ist als alle Musik,

*) Emerson.

dieser Mann besitzt Quellen des Trostes, von denen andre keine Ahnung haben."

Wir lieben übrigens das Ticken der Uhr, das Flackern des Feuers und das Geschrei der Krähen nicht so sehr um ihrer selbst willen, sondern wegen all der Vorstellungen, die sich in unsern Gedanken damit verbinden.

Tiefe Wahrheit liegt in der Behauptung, daß der, welcher sich auf sich selbst zurückzieht, alle Erinnerungen nach seinem Belieben wachrufen kann.

„Wie teuer dem Herzen sind Bilder der Kindheit
„Von lieber Erinn'rung geführt zurück,
„Der Garten, die Wiese, des Waldes Wildheit
„Die Plätze all meiner Jugend Glück."*)

Und dabei kommt nicht so sehr

„Des Herdes Flamme
„Und des schützenden Dachs ganze Behaglichkeit"

sondern ein schöneres Ideal in Betracht, das Keble mit nachstehenden Worten zeichnet:

„Süß ist der Heimat Lächeln, süß ihr Blick,
„Wenn Herzen ganz einander sicher worden;
„In engen Mauern wohnen Freud' und Glück
„In reinster Liebe angestammten Orten."

In alten Zeiten wußten nicht nur die wilden Völker, nein auch die Griechen sehr wenig vom sogenannten Familienleben.

Ein griechisches Heim steht nach dem, was wir davon kennen, in lebhaftem Gegensatz zu dem Hause, dessen

*) Wordsworth.

Glück nach Cowley „in Büchern und Garten“ besteht und von dessen Herrin man vor allen Dingen sagen kann:

„Tugendlich Weib! Wo sie erscheint
„Sich Freud' und Wonne hold vereint;
„Der schönste Garten ihr Gesicht,
„Ihr Herz das allerbeste Gedicht.“

Keiner, der Mutter oder Gattin, Schwester oder Tochter geliebt hat, kann ohne Mitleid und Erstaunen die Beschreibung lesen, die der heilige Chrysostomus von der Frau giebt. Nach ihm ist sie „ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, ein begehrenswertes Elend, eine Gefahr im Hause, ein todbringender Zauber und ein übermaltes Unglück.“

Das Menschengeschlecht hat in nichts größere Fortschritte gemacht, als in der Stellung von Mann und Weib zu einander! Schrecklich, wenn man bedenkt, was die Frauen unter den Wilden leiden müssen. Doch auch die feinsinnigen Griechen sahen in ihnen, mit geringen Ausnahmen, nur Haushälterinnen und Puppen, keine Engel, die das Haus zu einem Himmel zu gestalten vermögen.

Das Hindusprichwort, das „die Frau zu schlagen verbietet und sei's mit einem Blumenstengel“ bezeichnet zwar einen großen Fortschritt, verrät aber auch den frühern, traurigen Stand der Dinge.

In „The Origin of Civilisation“ habe ich verschiedentlich bewiesen, wie gering die Rolle ist, welche Familiensinn im Leben der Wilden spielt. Die Algonquin-Indianer in Nordamerika besitzen in ihrer Sprache z. B. kein Wort für Liebe. Die Missionare, welche die Bibel

übersetzten, waren daher genötigt, eins zu erfinden. Welches Leben aber, welche Sprache ohne Liebe!

Doch mag in der Ehe die rohe Leidenschaft des Wilden noch vorteilhaft von jener kalten Berechnung abstechen, die wie der Hort der Nibelungen überall Unglück nach sich zieht.

Im finnischen Epos Kalewala fertigt der heilige Schmied Ilmarinnen für Wainamoinen eine Braut aus Silber und Gold. Anfangs freut sich dieser über den Reichtum seiner Gattin, doch bald wird ihre Kälte ihm unerträglich; trotz Feuer und Pelzwerk fröstelt ihn, wenn er sie berührt.

Abgesehen von wirklicher Kälte leiden wir am meisten unter thörichten, kleinlichen Zwistigkeiten, unter raschen Worten, die gedankenlos nachgesprochen werden, und denen der veränderte Ton und Zusammenhang erst ihren Stachel giebt. Wie sehr würde die Liebe, die alles glaubt, hofft und duldet, auch unsern Lebenspfad ebnen, wie viel zur Glückseligkeit des Hauses beitragen! Das Heim soll ein Hafen der Ruhe sein, in dem wir Schutz suchen vor den Stürmen und Gefahren der Welt. Und damit es dies werde, müssen wir nicht nur seinen Boden mit guten Vorsätzen pflastern, sondern es in Wahrheit hell und freundlich gestalten.

Wenn das Leben mühsam und leidvoll, wenn die Außenwelt kalt und finster ist, welche Wonne dann heimzukehren zum Sonnenschein glücklicher Gesichter, zu den warmen Herzen derer, die wir lieben.

Neuntes Kapitel.

Die Wissenschaft.

Wohl dem Menschen, der Weisheit findet, und dem Menschen, der Verstand bekommt.

Denn es ist besser um sie hantieren, weder um Silber; und ihr Einkommen ist besser, denn Gold.

Sie ist edler denn Perlen; und alles, was du wünschen magst, ist ihr nicht zu gleichen.

Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand; zu ihrer Linken ist Reichtum und Ehre.

Ihre Wege sind liebliche Wege und alle ihre Steige sind Friede.

Sprüche Salomonis 3, 13 bis 17.

Nur wer es an sich selbst erfahren hat, kann ermessen, wie sehr die Wissenschaft den Reiz und die Abwechselung des Lebens erhöht. Sehr irrtümlich wird sie als trocken, schwer zu verstehen und prosaisch bezeichnet, denn sie ist zum Teil ebenso leicht faßlich wie interessant. Ein richtiges Gefühl verband in alten Zeiten den Propheten und den „Seher" zu einer Person. Technische Werke, Artenbeschreibungen ꝛc. stehen zur Wissenschaft in demselben Verhältnis, wie das Wörterbuch zur Litteratur.

Gelegentlich muß die Wissenschaft freilich dem poetischen Mythus entgegentreten, der uralten, hindostanischen

Erklärung z. B., daß Indra mit Donnerkeilen die Betten der Ströme ausgehöhlt und dann die Wasser ihre Wege gesandt habe. Aber die wahren Ursachen der Naturereignisse sind viel packender, viel reicher an wahrer Poesie, als das, was einst die Phantasie der Menschen in ihrem Kindesalter ersann.

Überdies ist die Wissenschaft von den verschiedensten Gesichtspunkten wunderbar und anziehend wie ein Märchen.

Doch Dinge giebt's von mächt'ger Wirklichkeit,
Die uns durch Form und Farben mehr erfreun,
Als der erträumte Himmelsglanz uns freut
Und jener Sterngebilde Wunderschein,
Die ihrem wilden All die Muse weiß zu leihn.

Byron.

Mackay bricht in die Worte aus:

„Heil dir o Forschung! Als die Erde alt,
Der Glaube schwach schien, das Verständnis kalt,
Da kamst du und nanntest die Welten jung,
Du lehrtest sprechen die lallende Zung'!"

Im allgemeinen heißt die Botanik ein trockenes Studium. Und doch würden wir ohne sie Bäume und Blumen wie Fremdlinge anstaunen, etwa wie einen großen Mann oder eine schöne Frau im Gewühl der Menge. Der Botaniker — und er braucht nicht etwa Botaniker von Fach zu sein, sondern muß in dieser anmutenden Wissenschaft nur einige Kenntnis besitzen — geht hinaus ins Holz, in jene Elfenwälder, die wir Feld nennen, und wird daselbst von einer fröhlichen Freundesschar begrüßt, die ihm immer etwas Interessantes zu sagen weiß. Dr. Johnson meint freilich, daß man nur ein grünes Feld

zu sehen braucht, um sie alle zu kennen. Und ein größerer als er, die Verkörperung der Weisheit ohne wissenschaftliche Grundlage, Sokrates, der immer zu lernen bestrebt war, findet, daß Felder und Bäume ihm nichts zu sagen haben.

Auch weiß ich wohl, daß von den Botanikern gesungen wird:

„Pflücken Blumen, die sie nicht lieben, nicht kennen.
„All ihre Wissenschaft, lateinische Namen sind."

Das alles aber vergleiche man mit der Sprache eines andern, der, wenn auch kein Meister in der Botanik, so doch ein wißbegieriger Schüler ist. Ruskin sagt: Beachte wohl, was das Gras auf der Wiese für uns thut, wenn es den dunklen Boden mit seinem grünglänzenden Schmelz überzieht, an dem jeder feine, ungezählte, friedliche Halm seinen Anteil hat. Nur eine kleine Weile verfolge diesen Gedanken, und du wirst sehen, wieviel in jenen Worten liegt. Der ganze Frühling, der ganze Sommer, die Wanderungen auf einsamen duftenden Pfaden, die Ruhe in heißer Mittagsstunde, das fröhliche Klingen der Herden, der ganze Reiz des Hirtenlebens und seiner beschaulichen Ruhe! Jetzt spielt das Sonnenlicht in smaragdnen Streifen und sanften, blauen Schatten, sonst hätte es nur braune Erde und versengten Staub gefunden; Weiden begleiten den rinnenden Bach, niedrige Hügelketten und thymianduftende Abhänge ziehen sich daran hin, während im Hintergrunde die blaue Linie, die See, sich erhebt; die weichen Grasplätze sind vom frühen Tau genetzt oder liegen in der warmen Abendsonne, lustige Füße laufen darüber hin, und ihr Tritt mischt sich mit dem Klange lieblicher Stimmen.

Man hatte vielleicht ein Recht, von trockener Wissenschaft zu sprechen, so lange sie noch in ungeheuren Folianten begraben lag; jetzt ist es anders geworden; Lord Chesterfields Wunsch, Minerva möchte von drei Grazien begleitet sein wie Venus, ist glänzend in Erfüllung gegangen.

Vielleicht ist die Naturgeschichte bestimmt, dasjenige zu ersetzen, was wir — und mich deucht nicht sehr glücklich — mit dem Namen „Sport" bezeichnen: Jahrtausende haben diese Neigung in uns groß gezogen; lange war es die Jagdbeute, die dem Menschen hauptsächlich seinen Lebensunterhalt gewährte, aber im Lauf der Zeiten hat der Wildstand sehr nachgelassen. Unsre vorgeschichtlichen Ahnen erlegten das Mammut, das wollhaarige Rhinozeros, und das irische Elentier; die alten Briten jagten den wilden Ochsen, den Hirsch und den Wolf; für uns ist nichts geblieben als Hasen, Rebhühner und Füchse, und auch diese werden so selten, daß man sie schonen muß, um sie nachher töten zu können. Schon heute würde sich — und die Zukunft wird uns gewiß dahin führen — eine Passion, die im wesentlichen desselben Ursprungs ist, leicht durch das Studium von Vögeln, Insekten oder gar Infusorien, befriedigen lassen. Was diesen Tieren an Größe abgeht, wird reichlich durch die Vielseitigkeit ihrer Arten ersetzt.

Emerson berichtet freilich auch von einem Naturforscher, „der alle Schlangen und Eidechsen in seine Phiolen gesperrt hat, und dem die Wissenschaft schließlich dasselbe anthat, indem sie ihn ebenfalls in eine Flasche einschloß". Solche Fälle mögen vorkommen, aber sie

gehören zu den Ausnahmen. Der rechte Naturforscher der Gegenwart ist kein trockener Sammler.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, aus Hudson und Gosses schönem Werke über die Rädertierchen nachfolgende, freilich ein wenig lange Beschreibung mitzuteilen:

„Am Ufer des Avon, auf der Seite von Somersetshire, nicht weit von Clifton ist ein kleines Thal, dessen Mitte ein alter Fischteich einnimmt. Ringsum sind die Abhänge mit Buchen und Fichten bepflanzt. Der Teich wird ganz davon eingeschlossen, nur nach Südwesten bleibt er den warmen Winden und der Nachmittagssonne geöffnet. Am Eingang des Thales entspringt ein klares Quellchen und sendet zwischen Weiden seinen rieselnden Silberfaden nach dem oberen Rande des Teiches! Quer in das Thal ist eine steile Felswand geschoben, die dem Wasser einen Damm entgegenstellt, nur in einer Ecke ist ein Spalt geblieben, durch den die Überfülle in winziger Kaskade zu Thal rinnt.

„Nahen wir uns dem Teiche auf dem Waldpfade, der von der Hütte oben herabführt, so passieren wir die Anpflanzungen und kommen ungesehen an die rechte Ecke der Felswand; ein einziger, vorsichtiger Schritt noch und die ganze Fläche liegt vor uns, ohne daß auch nur ein lebendiges Wesen darauf oder darin aus seiner Ruhe gestört worden ist.

„Weit drüben führt ein Wasserhuhn seine Brut durch die Weiden, auf dem morschen Stamm einer alten Buche, die halb in den Teich hineingesunken ist, sitzt eine Wasserratte und reibt ihr rechtes Ohr; die Hülse einer

Buchnuß fällt zu unsern Füßen in das aufspritzende Wasser und verrät das Eichhörnchen, das hoch oben in der laubigen Krone sein Mittagsmahl hält.

„Doch sieh da, eine Wasserratte hat uns erspäht, eilends schießt sie in ihr Loch am Ufer, und die zitternden Ringe im Teich geben allein noch Zeugnis von ihrer schweigenden Flucht. Längst ist das Wasserhuhn verschwunden, das Eichhörnchen wirft keine Hülsen mehr herab. Still, ohne eine Spur von Leben liegt der Teich da.

„Wie aber, wenn wir uns in lebende Atome verwandeln, Bewußtsein und Sehkraft behalten, und ins Wasser hinabtauchen könnten — von welcher Welt der Wunder würden wir dann einen Teil ausmachen! Es würde sich zeigen, daß dies märchenhafte Königreich von den sonderbarsten Geschöpfen bevölkert ist, von Wesen, die mit ihren Haaren rudern, oder denen rotflammende Augen tief hinten im Nacken sitzen; deren zusammenschiebbare Glieder jetzt völlig in ihrem Körper verschwinden, um sich dann plötzlich auszustrecken und das Ganze zu doppelt und dreifacher Größe wachsen zu lassen. Manche scheinen vor Anker zu liegen; feine Fäden, die von ihren Zehen ausgehen, halten sie fest; andre schießen vorbei mit gläsernen Panzern, starrend von borstigen Spitzen, oder mit kleinen Höckern oder dichten, fadengleichen Auswüchsen besetzt. Etwas, was einer Windenblüte ähnlich sieht, ist an einen dicken Stiel geheftet; von unsichtbarer Kraft wird ihm ein Strom von Opfern in den weitgeöffneten Schlund getrieben, und mit gekrümmten, todbringenden Lippen zieht es sie rettungslos hinab.

„Dicht dabei am nämlichen Stiele hängt ein durch-

sichtiges Stiefmütterchen; ein wunderliches Räderwerk bewegt sich rund um seine vier ausgebreiteten Blätter und durch die Krümmungen windet sich eine Kette von winzigen, lebenden und toten Dingen einem Strudel zu, der sich hinter der Blume befindet. Was weiter damit geschieht, entzieht sich unserer Beobachtung; der Blumenstengel ist nämlich von einer Röhre umgeben, die aus dichtgeschichteten, goldbraunen Bällchen besteht. Ein anderes Geschöpf stürzt herbei, und blitzschnell verschwindet die Blume in ihrer Röhre.

„Wir sinken noch tiefer, und nun erblicken wir am Grunde langsam gleitende, gallertartige Klumpen, die nach Belieben ihre mißgestalteten Glieder ausstrecken, ihre Beute umfassen und sie verschlingen. Sie laufen ohne Füße, fassen ohne Hände, essen ohne Mund, verdauen ohne Magen."

Die meisten Menschen fühlen in der Natur nur das, was wir „mit dem Unkraut und dem Wurm" teilen. Sie lieben die Vögel wie die Knaben es thun, d. h. es macht ihnen Vergnügen Steine darnach zu werfen oder zu erfahren, ob sie gut schmecken. Nach dem letzteren fragten auch die Eskimos beim Anblick der ersten Taschenuhren! Auch verfahren sie gerne wie jene fromme Gemeinde, die den Nachkommen des Propheten töten ließ, um später an seinem Grabe beten zu können. Doch wie dem auch sei, wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß die Liebe zur Natur nach und nach allen das werden wird, was sie vielen bereits ist: „die wahre und geheiligte Grundlage der menschlichen Gefühle."

Die Wissenschaft führt uns:

„In jenen Dom, ohn' Grenzen überall
„Drin Sonn' und Mond als ewige Lampen brennen,
„Deß Chöre Well' und Wind, deß Orgel Donnerschall,
„Deß Kuppel wir als Himmel kennen.*)

Wo das ungeübte Auge nichts erblickt als Schlamm und Moder, da erschließen sich der Wissenschaft die wunderbarsten Möglichkeiten. Welch widerliche Mischung von Lehm, Ruß, Sand und Wasser ist der Schmutz, den wir unter unsre Füße treten! Man entferne den Sand, wie Ruskin sagt, man lasse die Atome sich ungestört, ihrer Natur entsprechend, aneinander fügen, und der Opal ist da. Man nehme den Lehm fort und die feinste weiße Porzellanerde wird sich bilden; durch weitere selbständige Ausscheidungen entsteht der Saphir. Wer aber den Ruß entsprechend zu behandeln verstünde, der würde der Schöpfer des Diamanten sein. Endlich verwandelt sich selbst das Wasser recht gereinigt und destilliert in einen funkelnden Tautropfen oder kryställisiert sich zu einem schönen Stern! Wer in die seichten Wasser eines Pfuhles hineinschaut, sieht entweder den Schlamm im Grunde oder das Bild des Himmels, der sich darüber spannt.

Ja sollte unsere Phantasie uns Reize und Schönheiten vorspiegeln, die der Wirklichkeit nicht entsprechen, sollten wir uns sogar ganz und gar irren, so ist doch dieser Irrtum selbst schön und freundlich. Nasmyth erzählt uns in seiner hübschen Selbstbiographie, daß er gewohnt war im Auge seines Freundes ein anmutiges, freundliches Blinzeln zu sehen und dann eines Tages

*) H. Smith.

zu seinem Erstaunen entdeckte, daß dieser Freund ein Glasauge besaß.

Aber es wäre ein Irrtum, wenn ich die Wissenschaft nur als Unterhaltungsmittel für müßige Stunden ansehen wollte. Im Gegenteil, eine wissenschaftliche Erziehung übt ihren Einfluß auf die ganze weise Lebensführung, und ihr Wert ist nicht hoch genug anzuschlagen.

„Durch die Wissenschaft, sagt die Royal-Kommission vom Jahre 1861, wird die Beobachtungsgabe, die in manchen Menschen ein ganzes Leben hindurch schlummert, unmittelbar angeregt und ausgebildet; dasselbe gilt von der Fähigkeit zu einem genauen und schnellen Überblick und von der geistigen Gewöhnung zur Ordnung und Methode. Junge Menschen werden durch die Wissenschaft angehalten, die Kette von Ursachen und Wirkungen zu verfolgen, Schlüsse zu ziehen, die interessant und leicht begreiflich sind. In ihr liegt vielleicht das beste Heilmittel gegen die Trägheit, jenes Laster des halbwachen Geistes, der vor jeder Thätigkeit zurückschreckt, die nicht rein mechanisch ist, wie die Thätigkeit des Gedächtnisses!

Wenn wir uns der Erhabenheit der Wissenschaft bewußt sind, wenn wir uns in längst vergangene Zeiten zurückversetzen oder in die Unermeßlichkeit des Raumes hinausstreben, so werden unsre kleinlichen Mühen und Sorgen geringer und geringer werden, bis sie zuletzt ganz verschwinden.

Ich will hier eine Stelle aus einer Ansprache beifügen, die vor vielen Jahren Professor Huxley in der Arbeiterschule von Süd-London hielt. Sie packte mich

damals außerordentlich und kleidet meine Gedanken besser in Worte, als ich selbst es vermöchte.

„Wir wollen den Fall annehmen, daß jeder von uns einmal gezwungen wäre, Glück und Leben auf eine Partie Schach zu setzen. Würden wir es dann nicht als unsre erste Pflicht erachten, zum mindesten die Bezeichnungen und Züge dieses Spiels kennen zu lernen? Würde nicht der Vater, der seine Söhne, der Staat, der seine Glieder aufwachsen ließe, ohne ihnen den Unterschied zwischen einem Bauern und einem Springer klar zu machen, sehr abfällig, ja verächtlich beurteilt werden? Und doch ist es eine einfache, uralte Wahrheit, daß das Leben, daß Glück und Freude für uns selbst und unsre Genossen von der Kenntnis der Gesetze eines Spieles abhängen, das unendlich schwieriger und verwickelter ist, als das Schachspiel! Seit unzähligen Jahren wird dies Spiel gespielt; jeder von uns, ob Mann, ob Frau, ist ja in einem Spiel einer von den beiden Partnern; das Schachbrett ist die Welt, die Figuren sind die Naturerscheinungen, und die Spielregeln jene Gesetze, die wir Naturgesetze nennen. Die Gestalt unsres Partners bleibt unsern Augen verborgen, aber wir wissen, daß sein Spiel nie anders ist, als schön, gerecht und geduldig. Freilich merken wir auch wohl, daß er nie einen Fehler übersieht, oder der Unwissenheit auch nur das kleinste Zugeständnis macht. Wer gut spielt, empfängt den höchsten Preis aus der Überfülle jener Großmut, welche dem Starken gegenüber freudig ihre Stärke zu zeigen liebt. Der schlechte Spieler dagegen wird schachmatt gesetzt, ohne Hast, aber auch ohne Nachsicht.“

An andrer Stelle habe ich den reinigenden und veredelnden Einfluß zu zeigen gesucht, den die Wissenschaft auf die Religion ausübt. Sie war es, die den finstern Aberglauben, die erniedrigenden Hexen- und Zauberer-Prozesse hauptsächlich verscheuchen half; sie hat der grausamen, wenn auch gutgemeinten Unduldsamkeit ein Ende gemacht, die seit Apostelzeiten schon die christliche Welt erbitterte. Der Dienst, den sie der Religion geleistet, ist also kein geringer, und Kanonikus Freemantle sagt schön und wahr, daß auch die Männer der Wissenschaft und nicht die Geistlichen allein, Diener der Religion seien.

Noch einmal: die Volkserziehung durch die Wissenschaft ist eine gebieterische Forderung. Daß wir so häufig vergessen, was wir der Wissenschaft schulden, liegt in der Alltäglichkeit, zu der manche ihrer schönsten Gaben uns bereits geworden sind. Wir sind so vertraut mit ihnen, daß wir über ihren Vorteilen ihre Herkunft vergessen haben. Vor kurzer Zeit feierte das Peterhouse-College sein fünfzigjähriges Bestehen. Am Ende des langen Essens kurz vor Mitternacht, wurde Sir Frederic Bramwell aufgefordert zu Ehren der praktischen Wissenschaften zu sprechen. Er entschuldigte sich, keine längere Rede zu halten. Zwar schien auch ihm der Gegenstand unerschöpflich, aber das einzige was nach seiner Ansicht für den Augenblick paßte, waren „die Beziehungen des Streichholzes zum Nachtlicht im Schlafzimmer".

Und wenig glücklich scheint mir das Dichterwort:

„Der Lichtversprühende Telegraph
Trägt nichts auf seinen Strahlen."

Ein unlängst veröffentlichter Bericht der Royal Kommission ist voll von den Vorteilen, die der technische Unterricht gewährt. Indes soll dieser technische Unterricht nicht zu früh beginnen, denn wie Bain mit Recht fordert, muß die wissenschaftliche Erziehung sich zuerst mit den Grundsätzen, den hauptsächlichen Beispielen und den charakteristischen Merkmalen aller Hauptwissenschaften beschäftigen, indem diese in ihrer Gesamtheit erst die eigentliche Grundlage für jedes besondere und erschöpfende wissenschaftliche Studium abgeben. In der That kann man, um mit Herschel zu reden, „dem angehenden Gelehrten nicht genug zum Bewußtsein bringen, daß es keine einzige Naturerscheinung giebt, die ohne die Hilfe vieler, wenn nicht aller Wissenschaften ganz und voll erklärt werden kann.“ Die Natur verbirgt ihre wichtigsten Geheimnisse oft an Orten, wo sie keiner vermutet. In Fabrikabfällen sind verschiedentlich wertvolle Stoffe entdeckt worden und Glauber hatte einen guten Gedanken, als er das untersuchte, was andre wegwarfen. Glück und Wohlfahrt der englischen Nation der Zukunft sind mit der Wissenschaft besonders eng verknüpft. Unsre rasch anwachsende Bevölkerung beträgt bereits 35 Millionen Köpfe; schon heute ist das mehr, als unser Boden ernähren kann. Nur wer sich mit Statistik beschäftigt, wird wissen, daß wir dem Auslande jährlich etwa 140 Millionen Pfund für Nahrungsmittel abgeben und diese Summe wird zum größten Teil durch Fabrikate aller Art von uns erworben.

Man hört im Augenblick viel von der gedrückten Handelslage, von fremder und besonders amerikanischer

Konkurrenz. Nach meiner Ansicht wird diese Konkurrenz noch zunehmen, wenn die Vereinigten Staaten ihre Schulden bezahlt und ihre Steuern demgemäß verringert haben.

Und nun ein Blick hundert Jahre vorwärts! Der Zeitraum ist nicht mehr groß für die Geschichte einer Nation! Unsre Kohlenvorräte werden sicher sich dann um ein erhebliches vermindert haben. Nach Maßgabe ihres jetzigen Wachstums muß sich die Bevölkerung von Großbritannien in etwa fünfzig Jahren verdoppeln und was wir dem Auslande für Nahrungsmittel zu entrichten haben, wird nach der vorstehenden Berechnung etwa 400 Millionen Pfund im Jahre betragen. Wie soll das aufgebracht werden? Drei Wege liegen vor uns: Der erste ist: „Das Zunehmen der Bevölkerung durch Leiden und Gewaltthätigkeit zu unterdrücken, der zweite: sie in Elend und Armut dahin leben zu lassen, der dritte: ihr durch wissenschaftliche Ausbildung und Thätigkeit die Pforten zu neuem Glück und Wohlstand zu öffnen. Uns bleibt thatsächlich nur die Wahl zwischen Wissenschaft und Elend. Nichts als die weise Benutzung der Gaben, die uns von der Wissenschaft geboten werden, kann unsrem Volke den gewohnten Überfluß und Komfort erhalten. Und die Wissenschaft wird uns helfen, wenn wir ihrem Rat Gehör schenken. Zwar ist sie keine gütige Fee aus dem Märchenlande, aber sie versteht es, ihre Lieblinge reich zu begaben.

Zweifellos ist es, daß den glücklichen Forscher noch unzählige wunderbare nutzbringende Entdeckungen erwarten. Was möchten wir wohl um den ersten Abdruck eines wissenschaftlichen Werkes aus dem kommenden Jahrhun-

dert geben? Denn um ein bekanntes Bild zu brauchen: der Knecht am Pflug wird alsdann besser mit der Wissenschaft vertraut sein, als der weiseste Philosoph von heutzutage. Boyle betitelt einen seiner Essays: „Von der großen Unwissenheit der Menschen im Gebrauch der natürlichen Dinge; oder daß in der Natur kein Ding vorhanden ist, dessen Nutzen für das menschliche Leben bereits vollständig erkannt wurde."

Und diese Worte entsprechen heut noch ebenso sehr der Wahrheit wie damals, als sie geschrieben wurden. Damit man mir aber keine zu sanguinische Auffassung zum Vorwurfe machen kann, will ich Herschels Autorität für mich anrufen. Er sagt: „Da notwendigerweise noch zahllose und höchst wichtige Kräfte teils in Stoffen und Dingen, die uns bekannt sind, teils in andern, die der Fortschritt der Wissenschaft noch enthüllen soll, der Erforschung harren, so dürfen wir uns der wohlbegründeten Erwartung hingeben, daß sich dem Menschengeschlecht nicht nur neue physikalische Hilfsquellen erschließen und seine Lage entsprechend verbessern werden, sondern daß wir auch an unsrer Fähigkeit, in das Arcanum der Natur einzudringen und ihre höchsten Gesetze zu erkennen, stetig zunehmen werden."

Aber nicht nur in materieller Hinsicht wird die Wissenschaft dem englischen Volke Nutzen bringen. Wird doch durch sie ebensowohl der nationale wie der individuelle Charakter gehoben und gestärkt. Was Minerva einst dem Paris bot, wird heutzutage jedem geboten.

„Aus der eitlen Wonne und thörichten Lust, die des Lebens hellere Stunden hie und da in uns erregen,"

sagt John Quincey Adams am Schlusse seines Abschieds-Kollegs in Boston, „soll die ernste Thürhüterin der Wissenschaft uns zu stilleren Freuden in deren heilige Zelle rufen. Dem enttäuschten Herzen wird ihre beruhigende Stimme Heiterkeit und Frieden zurückbringen. Im Verkehr mit großen Toten aus alter Zeit wird sich die Abhängigkeit von den Mächtigen der Gegenwart weniger fühlbar machen. Und wenn im Kampfe mit der Welt je eine Krisis naht, wenn Freunde es ratsam finden uns zu verlassen und Priester und Leviten uns ausweichen, um auf der andern Seite ihres Weges weiter zu wandeln, dann, meine Freunde, heißt es Schutz suchen — und seid gewiß, daß ihr ihn finden werdet! — in Laelus und Scipios Freundschaft, im Patriotismus des Cicero, Demosthenes und Burke und in den Geboten und Beispielen dessen, der die Liebe zum Gesetz erhob und uns lehrte, Beleidigungen nur in der Erinnerung zu behalten, um sie zu vergeben."

Zum Schluß will ich noch die Beschreibung anführen, die Archidiakonus Farrar in so lebhaften Farben von unsrer Schuld an die Wissenschaft liefert. Das Zeugnis wird um so wichtiger durch die Quelle, aus der es stammt.

„Ihr Bewohner dieser großen Handelsstadt, die ihr umgeben seid von den Triumphen der Wissenschaft und der Technik — Ihr, deren Strom die größten Dampfschiffe trägt, aus deren Schloten die weißen Rauchsäulen steigen, welche man die passendste Allee für die Palastfront eines Handelsvolkes genannt hat — Ihr wißt es, daß die Ausübung der Wissenschaft nicht nur Schönes

und Wundersames, sondern Wohlstand und Macht in sich birgt. Nicht nur hat sie uns den von zahllosen Welten erfüllten unendlichen Raum, die von zahllosen Existenzen bevölkerte unendliche Zeit und unendliche Organismen voll zarter, schillernder Anmut, die man ehedem nicht sehen konnte, enthüllt, nein auch als Engel der Barmherzigkeit hat sie sich dem Dienste der Menschheit geweiht. Samt ihren Getreuen hat sie daran gearbeitet, nicht etwa die Macht der Despoten zu vermehren, oder den Glanz der Kronen zu erhöhen, sondern daran, daß Menschenglück in weiterem Umkreise wohne, daß Menschenkraft geschont und Menschenleid verringert werde! Wo früher halbgeblendete, halbnackte Menschen am sprühenden Schmelzofen standen, um das weißglühende Eisen zu mischen, da läßt jetzt die Wissenschaft die mechanische Arbeit der unsichtbaren Luft eintreten. Die Wissenschaft hat den Sonnenstrahl in ihren Dienst genommen, damit er uns treu das Bild geliebter Freunde festhalte. Sie hat dem armen Bergmann gelehrt, wie er inmitten gefährlicher Dünste sicher zu arbeiten vermöge. Ruhig und ohne Bewußtsein verharrt dank ihr der Kranke, während die leichte Hand des Arztes ihm ein Stück des kranken Nervs aus dem starren Auge schneidet. Ihr Ehrgeiz ist nicht, im Laufe der Jahrhunderte und im Schweiße der Völker Pyramiden aufzubauen; was sie schafft, sind Leuchttürme und Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen! Den Blinden giebt sie das Augenlicht, den Tauben das Gehör zurück, des Lebens Dauer weiß sie zu verlängern, sie hat die Gefahren vermindert, den Wahnsinn gezügelt und Krankheit unter ihre Füße ge-

treten. Aus all diesen Gründen aber denke ich, daß von nun an keiner seinen Sohn mehr aufwachsen lassen wird, ohne eine Kenntnis von Wissenschaften, welche zugleich die Vernunft erziehen und die Einbildungskraft anfeuern, welche sowohl nachzuahmen wie zu erfinden wissen, welche ihren Mann nähren und seinen Geist bilden."

Zehntes Kapitel.

Erziehung.

„Es giebt kein schöneres Gefühl als sich auf dem erhabenen Standpunkt der Wahrheit zu wissen." Bacon.

Es mag verwunderlich erscheinen, daß ich die Erziehung zu den Freuden des Lebens zähle, sie, die in den meisten Fällen der Jugend zuwider gemacht wird und von der man voraussetzt, daß sie mit der Schulzeit endigt! Das entspricht aber der Wahrheit wenig; eine angemessene Erziehung kann nicht anders als anregend auf die Kinder wirken und ihr Erfolg kein andrer als ein guter sein; ihre Dauer aber ist die Dauer des Lebens!

„Nicht das Auge schaut des Himmels Pracht; nicht das Ohr vernimmt die liebliche Musik oder die frohe Botschaft einer glücklichen Schickung. Es ist die Seele, die alle sinnlichen und geistigen Empfindungen in sich aufnimmt, und je edler und trefflicher diese Seele ist, um so erhabener und köstlicher werden auch ihre Gefühle sein. Gebt einem Kinde den reichen Hermelin oder die Diamanten der Sternennacht, setzt es zum Herrscher der Welt oder laßt es die Weisheit eines Apostels hören; es knüpft keine Gedanken daran, mit sehenden Augen sieht es nicht,

seine Freude kann sich daher nicht über die Freude eines Narren oder das Entzücken eines Maulesels erheben."*)

Hierin liegt der Schwerpunkt der Erziehung. Ich sage Erziehung, nicht Unterricht, denn es dünkt mich wichtiger den Geist zu bilden, als das Gedächtnis mit Ballast zu beschweren. „Studien sind Mittel, nicht Zweck. Zuviel Zeit auf sie verwenden ist nutzlos, sie zu sehr als Schmuck gebrauchen, Ziererei, nach ihren Regeln allein sein Urteil bilden, die Laune eines Pedanten; sie vervollkommnen die Natur und werden wiederum durch die Erfahrung vervollkommnet. Pfiffige Leute verachten die Studien, einfache bewundern, weise benützen sie."**)

Mill sagt zwar: „daß wir uns in einem vergleichsweise anfänglichen Stadium der menschlichen Entwicklung befinden und deshalb nicht alle jene vollkommene Gleichheit der Gefühle besitzen können, die dem einzelnen auch nur das geringste Abweichen von der allgemeinen Richtschnur in der Lebensführung unmöglich machen würde," aber die Erziehung ist jedenfalls imstande, den Keim zu diesem Gefühle des Einsseins mit allen unsern Mitgeschöpfen zu legen. Thut sie es nicht, so wird all unsre Gelehrsamkeit keinen besseren Erfolg haben, als einst die des Doktor Faust:

„Habe nun, ach, Philosophie,
„Juristerei und Medizin
„Und leider auch Theologie
„Durchaus studiert mit heißem Bemühn,
„Da steh in nun, ich armer Thor,
„Und bin so klug als wie zuvor!"

*) Jeremy Taylor.
**) Bacon.

„Unsre Kenntnisse sollen kein Kissen sein, um darauf auszuruhen: kein Kloster, um einsam darin zu wandeln; kein Turm, um von seinen Zinnen auf andre herabzusehen; keine Festung, hinter der wir uns verschanzen, auch kein Kaufladen für Gewinn und Handel, vielmehr eine reiche Rüstung, eine Schatzkammer zur Ehre des Schöpfers und zur Veredelung des Daseins.“*)

Denn um mit Epiktet zu reden: „Du leistest dem Staate einen großen Dienst, nicht wenn du die Dächer seiner Häuser, sondern wenn du die Seelen seiner Bürger erhebst: besser daß große Seelen unter niederem Dache wohnen, als daß gemeine Sklaven sich in großen Häusern verstecken.“

Und aus diesem allen entsteht nun die große Frage, ob unser Erziehungssystem wirklich das geeignetste ist, um so hohe Aufgaben zu erfüllen! Erweckt es in der That jene Liebe zur Wissenschaft, die mehr ist als das Wissen selbst? Führt das genaue Studium der Klassiker, dem unsre Söhne so viele Jahre weihen, zu einer wirklichen Vertrautheit mit ihnen? Oder sagen sie nicht beim Abschied von der Schule mit Byron:

„Fahr wohl, Horaz, den ich so sehr gehaßt!“

Engherziges sich Beschränken auf einzelne Lehrgegenstände ist ein verhängnisvoller Fehler, besonders für die frühere Jugend. Die Natur weist auch hier den rechten Weg, wenn wir nur auf sie achten wollen. Unsre Neigungen sind gute, wenn auch nicht unfehlbare Führer, und von Unterrichtsstunden, an denen die Kinder kein Interesse

*) Bacon.

nehmen, werden sie auch schwerlich großen Nutzen haben. Im Frohsinn, den sie erwecken, liegt der Erfolg der Studien; „studia hilaritate proveniunt," sagt Plinius.

Nun sind viele überzeugt, daß unsre Erziehungsmethode die denkbar beste sei, und daß nur die Zahl von Schulen und Schülern, die Gehaltsfragen, das Verhältnis zwischen freien Lehranstalten und Erziehungsinstituten noch die Aufmerksamkeit erregen könne. „So viel ist gewiß" — sagt Symond in seinen Skizzen aus Italien und Griechenland — „wer unsre Erziehungsweise nicht nur lobt, sondern auch die verschiedenen Systeme auf ihre Güte prüft, der kommt leicht in den Ruf leeres Stroh zu dreschen." Viele sind der Meinung, daß unser Volk so glücklich und gebildet ist, daß ein wesentlicher Fortschritt kaum noch zu den Möglichkeiten gehört. Dennoch spricht Galton eine Ansicht aus, der von allen Kennern attischer Verhältnisse beigepflichtet wird, nämlich daß „das Volk der Athener im ganzen genommen, so hoch über uns stand, wie wir etwa über den Australnegern." Die Wahrheit, die darin liegt, wird kein Gelehrter bestreiten. Aber muß es so sein? Ist es nicht doch die Art der Erziehung, die wir dafür verantwortlich machen können?

Der Unterricht in Handfertigkeiten, wie in Naturwissenschaften braucht ja das Studium andrer Fächer nicht zu beeinträchtigen. Es ist so viel über den Einfluß der Naturwissenschaften, über den Wert technischer Belehrung oder die Erziehung der Hand, wie ich es nennen möchte, gesprochen worden, und doch bleibt es Thatsache, daß sie nach unsren Schulprinzipien in allen Lehranstalten, von den höchsten abwärts, traurig vernachlässigt werden

und die Sprachen die Hauptaufgabe bleiben. Die Klage ist nicht neu. Vor langen Jahren sprach sie Ascham in seinem „Schoolmaster" aus und Milton bedauert in seinen Briefen an Samuel Hartlieb, daß „man unsre Kinder zwinge, sich unvernünftig lange mit den Flachheiten und Plattheiten der Grammatik aufzuhalten." Er bemerkt weiter, „daß der Sprachforscher, der sich rühmen kann alle Zungen zu kennen, in die einst Babel die Welt teilte und dabei nicht ebensogut in andern Dingen ebenso Bescheid weiß, wie mit Worten und Lexika, weniger gebildet ist, als ein Pächter oder Handwerker, der nur seine Muttersprache wirklich beherrscht. Und Locke meint „daß Schulen nur für die Universität, nicht für das Leben vorbereiten. Kommission auf Kommission, Verein auf Verein hat dieselbe Klage vorgebracht und auf welchem Standpunkt stehen wir jetzt?

Man behauptet an maßgebender Stelle, daß erhebliche Fortschritte gemacht werden, wenn auch vielleicht nicht so schnell, als man wünschen möchte. Ist das der Fall? Ich fürchte nein! Mir bangt, daß unsre Methode weder den Geist recht erzieht, noch die Beobachtungsgabe wirklich ausbildet, noch selbst die Fülle des Wissens verleiht, die man nach der dafür verwendeten Zeit erwarten sollte.

Nach Sir M. E. Grant-Duffs Meinung muß man „von einem vierzehnjährigen Knaben oder Mädchen erwarten können, daß es deutlich und angenehm vorzulesen versteht, eine große, bestimmte Hand schreibt und die Grundformen der Rechenkunst, besonders die zusammengesetzte Addition inne hat!" Das ist aber etwas, was

man durchaus nicht überall sicher antrifft! Ferner sollen die Kinder leicht und korrekt französisch sprechen und schreiben, in der französischen Litteratur nicht unbewandert sein und ohne Vorbereitung aus einem französischen oder deutschen Buch übersetzen können. Sie sollen gründliche und gute geographische Kenntnisse besitzen und von der Astronomie genug erfahren, damit ihr Interesse geweckt sei. Auch über die Hauptfakta der Geologie und Geschichte sollen sie orientiert sein und zwar so, daß es in klaren allgemeinen Zügen vor ihnen steht, wie die Welt, in der sie leben, zu dem wurde, was sie jetzt ist. Von frühester Kindheit auf sollen sie angeleitet worden sein, ihre Beobachtungsgabe an Pflanzen, Tieren, Mineralien und andern Gegenständen aus dem Reiche der Natur zu üben; sie sollten sich eine allgemeine Kenntnis vom Besten aus der englischen Litteratur, so wie es für ihr Lebensalter paßt, erworben haben und endlich mit den Grundlagen der Musik und Zeichenkunst vertraut sein."

Um das zu erreichen, muß Fleiß unser Orakel und Vernunft unser Apollo sein, wie Sir T. Browne sagt; auch sind diese Anforderungen durchaus nicht unvernünftig, aber wie selten werden sie erfüllt! Allgemeinbildung wird leicht als Halbwissen verdammt. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen dem oberflächlichen Bekanntsein mit einer Sache und der genauen Vertrautheit mit ihren Anfangsgründen. Das letztere ist das, was wir anstreben: „Alles von einigem und einiges von allem zu kennen", wie Lord Brougham so richtig sagt.

„Man kann eben," sagt Herschel, „den angehenden Gelehrten nicht genug zum Bewußtsein bringen, daß es

keine einzige Naturerscheinung giebt, die ohne die Hilfe vieler, wenn nicht aller Wissenschaften ganz und voll erklärt werden kann."

Nach dem an unsren öffentlichen Schulen und Hochschulen herrschenden System wird alles andre den Klassikern und der Arithmetik geopfert. Es sind dies zwar hochwichtige Lehrgegenstände, aber sie sollten doch weder die Naturwissenschaften noch die modernen Sprachen ausschließen. Zudem verlassen unsre Söhne die Schule ohne griechisch oder lateinisch sprechen zu können, ja sehr häufig ohne auch nur das geringste Interesse an klassischer Geschichte und Litteratur gewonnen zu haben. Der Knabe aber, der seine Erziehung ohne allgemeine wissenschaftliche Bildung vollendet, hat guten Grund sich zu beklagen.

Konzentrieren wir nämlich die Aufmerksamkeit so sehr auf einen oder zwei Punkte, so verfehlen wir unsern Zweck und schaffen statt Interesse ein Gefühl des Ekels.

Mir scheint der große Fehler unsrer Erziehung darin zu bestehen, daß wir zuviel Gewicht auf Büchergelehrsamkeit legen und auf diese Weise Belehrung und Erziehung verwechseln. Wir strengen das Gedächtnis an, statt den Geist auszubilden. In unsern Elementarschulen werden die Kinder durch den mechanischen Akt des Schreibens und endloses Buchstabieren ermüdet; Zahlenreihen, Tabellen von Königen und Städten, die keinen bestimmten Gedanken in ihren Köpfen wecken und keine Beziehung zu ihren täglichen Bedürfnissen und Beschäftigungen haben, drücken sie nieder. Dasselbe Resultat wird an den höhern Lehranstalten durch die öde Einförmigkeit der griechischen und lateinischen Grammatik gewonnen.

Und doch müßten wir mit den Kindern genau den entgegengesetzten Weg einschlagen, d. h. wir müßten ihnen die geistige Nahrung in gesunder Abwechselung bieten, sie befähigen ihre Anlagen zu entwickeln, statt ihren Geist nur mit trockenen Thatsachen zu belasten. Es kommt nicht so sehr darauf an, daß einem Kinde viel gelehrt, sondern daß der Wunsch zu lernen in ihm geweckt werde. Was thut es auch, ob ein Schüler etwas mehr oder weniger weiß? Der Knabe, der mit Unlust eine Menge Kenntnisse erwirbt, wird fast alle wieder verlieren, sobald die Schulzeit vorüber ist. Der andre aber, der zwar wenig weiß, jedoch von Wissensdurst beseelt ist, wird später den ersten schnell und weit überflügeln. Kinder haben von Natur einen Drang nach Belehrung, sie stellen ohne Unterlaß Fragen. Man sollte sie in dieser Richtung ermutigen. Ganz sicher ist, daß sie sich am besten selbst erziehen, wenn man ihren Anlagen einen möglichst weiten Spielraum läßt. Nur zu oft wird das Wissen ihnen in einer so ermüdenden, langweiligen Form geboten, daß jeder Wunsch nach Belehrung davor erstarrt oder gänzlich vergeht. Auf diese Weise werden unsre Schulen zu Stätten, die das Lernen verleiden und grade das Entgegengesetzte von dem erreichen, was wir anstreben. Kurz gesagt, unsre Kinder sollten zum Beobachten und Denken erzogen werden; denn das allein ist der Weg, der zu den Quellen führt, aus denen eine gute Benutzung der Mußestunden und ein gesundes Urteil für die künftige Lebensarbeit fließen kann.

Auch in andrer Richtung will mir scheinen, als könnte unsre Erziehungsmethode noch verbessert werden.

Die Schulen streben stets dahin, den Eindruck zu erwecken, als seien alle Dinge bereits erkannt und erforscht; das sollte nicht sein.

Von Dr. Busby erzählt man, daß er in Gegenwart König Karls seinen Hut auf dem Kopfe behalten habe, um seinen Schülern zu zeigen, welch ein großer Mann er sei. Ich zweifle allerdings, ob sich die Knaben durch den Hut haben irre führen lassen und bin Dr. Busbys Erziehungstheorien gegenüber äußerst skeptisch.

Meister John von Basingsstocke, der 1252 Archidiakon von Leicester war, trieb während eines Besuches in Athen mit Konstantina, der Tochter des dortigen Erzbischofs, Griechisch und pflegte später zu sagen, daß der Unterricht eines athenischen Mädchens von zwanzig Jahren ihn mehr gefördert habe, als all' sein zweckmäßiges und fleißiges Studium auf der Universität zu Paris. Nun können wir nicht alle auf so angenehme Weise Kenntnisse erwerben, aber der Hauptfehler, den ich Dr. Busbys System zum Vorwurf mache, ist, daß er die große Thatsache der menschlichen Unwissenheit außer acht läßt.

In den Knaben wird die Vorstellung geweckt, daß Lehrer alles wissen. Statt dessen sollte man ihnen einprägen, daß unser Wissen nichts ist im Vergleich zu unserm Nichtwissen, und daß der große Ozean der Wahrheit noch unerforscht vor uns liegt. Diese Lehre würde ihnen ein großer Sporn sein, ja sie würde manchen anregen, die Grenzen des menschlichen Könnens dereinst auszudehnen und unser geistiges Königreich zu erweitern.

Mit der Schule endigt die Erziehung nicht, ja wenn

sie dort recht begonnen wurde, dauert sie so lange wie das Leben selbst.

Mag unsre Beschäftigung, unser Amt in der Welt, sein welches es wolle, wünschenswert bleibt es doch, daß wir uns auch noch ein andres Interesse schaffen. Bei der Wahl des Gegenstandes gilt es sowohl die Anlagen, wie die Neigungen zu befragen. Ich will nicht entscheiden, ob Kunst oder Wissenschaft mehr zu empfehlen ist, ob man lieber die Stäubchen im Sonnenstrahl oder die Himmelskörper selbst studieren soll. Doch wie wir auch wählen, reich, überreich wird uns immer vergolten werden, wenn wir unser Leben in dieser Weise anwenden. Unser Dasein ist mit einer Fülle von Freuden ausgestattet, aber wir müssen auch auf Stunden der Angst, des Leidens und Kummers vorbereitet sein, und grade in diesen giebt es keinen bessern Trost, als irgend ein wahres Interesse, zu dem wir in gewissem Sinne vor uns selbst flüchten können.

„Ein gebildeter Geist" — sagt Mill — „ich meine damit keinen philosophisch gebildeten, sondern jeden, dem die Quelle des Wissens einigermaßen erschlossen sind und der gelernt hat, seine Gaben zu gebrauchen — ein gebildeter Geist also wird sich durch alles, was ihn umgiebt, zum Fortschreiten anregen lassen, gleichviel ob es sich dabei um Dinge aus der Natur, um Meisterwerke der Kunst, um Bilder der Poesie, um geschichtliche Vorkommnisse oder gegenwärtige und frühere Sitten der Menschen, sowie um ihre Aussichten für die Zukunft handelt.

Wohl kann auch das alles uns gleichgiltig werden und zwar, noch ehe wir den tausendsten Teil davon

erschöpft haben. In diesem Falle aber muß von vornherein jedes geistige oder menschliche Interesse gefehlt haben und nur auf Befriedigung der Neugier abgezielt worden sein."

Mein Ausspruch, daß ich eine Zeit kommen sehe, in der unsre Handwerker und Mechaniker die größten Lesefreunde sein werden, hat mir manch gutmütigen Spott eingetragen. Und doch ist es durchaus nicht vernunftswidrig, wenn ich unsre sozialen Verhältnisse einer bedeutenden Entwicklung für fähig halte. Vermehrte Schulen, billige Bücher, freie Leihbibliotheken, das alles muß, wie man mit Recht hoffen darf, einen bessernden, veredelnden Einfluß ausüben. Auch wird es, nach meinem Ermessen, dazu beitragen Armut und Not zu verringern, denn beide fußen ja zum großen Teil auf der Unwissenheit, der Interesse- und Urteilslosigkeit der ungebildeten Klasse.

Soweit unsre Elementarschulen in Betracht kommen, liegt eine große Gefahr darin, daß der Staatszuschuß dazu benutzt wird, eine allzu mechanische Unterrichtsweise zu befördern. Doch ist hier nicht der Ort Fragen über religiöse oder moralische Erziehung oder die Verwendung des Staatszuschusses zu erörtern.

Gelingt es, die Liebe zum Lernen zu erwecken, so wird das Lernen ganz von selbst nachfolgen.

Es kommt also darauf an, unsre Kinder so zu erziehen, daß jeder Gang ins Feld ihnen Vergnügen ist, daß alle wissenschaftlichen Entdeckungen ein lebendiges Interesse für sie gewinnen, daß unsre nationale Geschichte und Dichtkunst sie mit gerechtem Stolz und vernünftiger Freude erfüllt. Sollen unsre Schulen ihren Namen ver-

dienen, sollen sie ihre Mission erfüllen, so müssen sie ein wenig mehr sein als Stätten dürrer Gelehrsamkeit. Ihre Aufgabe ist es dann, die Jugend zum Gebrauch ihrer geistigen Gaben anzuleiten, jener Gaben, die für hoch und niedrig Quellen des Interesses und des Glücks ausmachen und ausmachen müssen.

Eine weise Erziehungsmethode wird den Menschen zum wenigsten von seinem geringen Wissen und der Fülle dessen, was ihm noch zu lernen bleibt, überzeugen. Sie wird ihm klar machen, daß, wer das Leben einer ermüdenden Einförmigkeit anklagt, sich selbst die Schuld beimessen muß! Durch sie wird er inne werden, daß Wissen zugleich eine Macht und ein Vergnügen ist!

Eine weise Erziehung wird uns gleich Milton befähigen, „das klare Antlitz der Wahrheit in der ernsten, ruhigen Atmosphäre der geistigen Arbeit zu schauen", mit Bacon zu empfinden, daß es „kein schöneres Gefühl giebt, als sich auf dem erhabenen Standpunkt der Wahrheit zu wissen".

Auf diese Weise wird es uns, wenn nicht ganz, so doch teilweise gelingen, mit den „anvertrauten, heiligen Pfunden der Gesundheit, Kraft und Zeit zu wuchern". Und welcher Dank für das unschätzbare Geschenk des Lebens wird uns dann erfüllen!

Zweiter Teil

Erstes Kapitel.

Ehrgeiz.

Ruhm treibt den lautern Geist — ist Schwäche es
Des edlen Herzens? Doch die kleinste ist's —
Von Freude fern mühvollen Weg zu gehn.

Milton.

Wenn das Streben nach Ruhm die kleinste Schwäche edler Herzen ist, so ist Ehrgeiz oft die größte und schwerste; und doch kann dieser, wofern er nur in den rechten Bahnen bleibt, eine kräftige Hülfe zur Tugend sein.

„Wäre mir nicht," sagt Cicero, „schon in meiner Jugend aus vielen Lehren und Schriften diese Wahrheit in Fleisch und Blut übergegangen, daß Ruhm und Tugend begehrenswerter als alles andere im Leben, ja das einzig Begehrenswerte sind; wäre es nicht mein innerstes Empfinden gewesen, daß die Qualen des Leibes, die Gefahren des Todes und der Verbannung für nichts zu achten sind, wo es sich um jene hohen Güter handelt: nie hätte ich mich in so gefährliche Lagen begeben, und ich hätte sicherlich nicht Tag für Tag, um von Euch das drohende Verderben abzuwenden, den verworfensten Menschen die Stirn

geboten. Aber alle Bücher sind ja von dem Preise des Ruhmes voll; von ihm haben die Weisen geredet, von ihm zeugen die Beispiele der Vorzeit; und alle diese wären in der Nacht der Barbarei vor unseren Blicken verborgen, hätte nicht die ruhmvolle Sonne der Wissenschaft diese Nacht durchleuchtet."

Zwar sagt der Dichter:*)

„Viel' sinken hin; ein einz'ger siegt."

Doch dies ist kaum wahr. Alle siegen, alle haben Erfolg, welche treu arbeiten, — wenn auch vielleicht nicht so wie sie es hofften. Eine ehrenvolle Niederlage ist besser als mittelmäßiger Sieg; und dadurch sind wir wahrlich nicht erlegen, daß wir geschlagen wurden: wir sind es nur, wenn wir den Mut verlieren. Sind wir nicht im Stande zu *erreichen* — das ist kein Grund, weshalb wir nicht zu erreichen *streben* sollten.

Morris sagt:

„Wie weit liegt doch ein hohes Mißgeschick
Jenseit gemeinen Glücks."

Und Bacon versichert uns: „Wer nur scharf und aufmerksam zusieht, wird Glück sehen; dieses ist zwar selbst blind, aber nicht unsichtbar."

Wollen wir eine vernünftige Aussicht auf Erfolg haben, so müssen wir das, was wir zu vollenden hoffen, auch in der That ausführen; sodann müssen wir die sich uns bietenden Gelegenheiten und Vorteile möglichst ausnutzen. In letzterer Hinsicht gehört das Ausnützen der Zeit zu dem Allerwichtigsten. „Was sollen wir mit der

*) Tennyson.

Zeit," fragt Oliver Wendell Holmes, „als sie mit Arbeit ausfüllen?"

„In der Schlacht bei Montebello," sagte Napoleon, „befahl ich Kellermann, mit 800 Pferden einen Angriff zu machen, und er zersprengte mit diesen die 6000 ungarischen Grenadiere dicht vor den Augen der österreichischen Kavallerie. Diese Kavallerie war nur eine halbe Meile entfernt und brauchte nur eine Viertelstunde, um auf dem Schauplatze anzulangen; aber das habe ich immer beobachtet, daß immer gerade so eine Viertelstunde über das Schicksal einer Schlacht entscheidet." Und nicht anders ist es — so dürfen wir wohl hinzufügen — im Kampfe des Lebens.

Und in keinerlei Weise dürfen wir uns schonen; denn

„Ringst Du nach des Ruhms
Unsterblichkeit im Streit, so kämpf', und bang' ums Leben nicht."*)

In der Erregung des Kampfes werden wir überdies verhältnismäßig wenig die Wunden und Streiche spüren, welche uns sonst auf das heftigste schmerzen würden.

Sicherlich ist es richtig, das Ziel, das man sich vorsetzen will, gewissenhaft zu erwägen, sich in so wenig Gefahr als möglich zu begeben, die Kosten sorgfältig zu überschlagen. Aber wenn der Entschluß einmal gefaßt ist, dann dürfen wir nicht mehr hinterwärts schauen, dann gilt es, keine Mühe zu scheuen, vor keiner Gefahr zurückzubeben.

„Wer schwach und wer in bangem Mut
Sein Schicksal fürchtend zagt,
Der nimmer um ein höchstes Gut
Das Höchste kühnlich wagt."**)

*) Beowulf.
**) Montrose.

Vom Ruhm sagt Renan, daß man ihn am ehesten von dem: „Es ist alles ganz eitel" ausnehmen dürfe. — Aber was ist Ruhm?

Marc Aurel bemerkt, daß „eine Spinne stolz ist, wenn sie eine Fliege gefangen hat, — der Mensch, wenn er einen Hasen oder ein Fischlein im Netz oder auch einen Eber, oder einen Bären oder Sarmathen*) gefangen hat." Diese Worte zeigen uns zwar einerseits die Eitelkeit des Ruhms; aber andererseits ermutigen sie uns auch, da sie uns lehren, wie jedermann Erfolg haben kann, wofern seine Bestrebungen nur vernünftig sind.

Alexander kann fast als der Typus des Ehrgeizes in seiner gewöhnlichen, freilich auf die Spitze getriebenen Form gelten.

Sein Streben war zu erobern, nicht zu erben oder zu herrschen. Wenn man ihm die Nachricht brachte, daß sein Vater Philipp eine Stadt erobert oder eine Schlacht gewonnen hatte, so zeigte er sich darüber keineswegs erfreut, sondern pflegte zu seinen Gefährten zu sagen: „Mein Vater wird seine Eroberungen immer weiter fortsetzen, bis für Euch und mich gar nichts Großes mehr zu thun übrig bleibt."**) Ja, er soll sogar durch den Anblick der Zahl der Sterne in Betrübnis versetzt worden sein, indem er daran dachte, daß er nicht einmal eine einzige Welt zu erobern im stande gewesen sei. Es ist klar, daß ein solcher Ehrgeiz von vornherein zur Enttäuschung bestimmt ist.

---

*) Hier spielt er auf einen seiner Kriegszüge an.

**) Plutarch.

Wenn die Philosophen von der Eitelkeit des Ehrgeizes reden, so meinen sie fast stets diese unwürdige Form desselben, als deren Typus Alexander gelten mag: Dieses bloße Sinnen auf Selbsterhebung, dem sogar die Leiden der anderen gleichgiltig sind, geschweige daß es sich um ihr Glück irgendwie kümmern sollte.

Bacon sagt: „Das unaufhörliche und rastlose Jagen nach Glück raubt denen viel zu viel Zeit, die noch für Edleres Sinn haben." Ja, an einer anderen Stelle geht er noch weiter und fügt hinzu: „Persönliches Glück kann für niemanden ein Ziel sein, das seiner Existenz auch nur entfernt würdig wäre."

Goethe bemerkt trefflich, daß „der Mensch für die Kultur lebt: nicht für das, was er erreichen kann, sondern für das, was in ihm und durch ihn erreicht werden kann." *)

Wir dürfen nicht Namen und Wesen des Ruhmes verwechseln. In aller Munde leben, heißt durchaus noch nicht berühmt sein: man kann auch berüchtigt sein. Und leider sind fast ebenso viele dieses als jenes. Und nicht wenige sind beides.

Wollten wir nicht alle lieber vergessen sein, als den Ruhm eines Ahab oder einer Isebel, eines Nero oder Commodus, einer Messalina oder eines Heliogabalus, eines Königs Johann oder Richard III. besitzen?

„Unberühmt sein, aber würdig gehandelt haben, ist besser als berüchtigt in der Geschichte fortleben. Das kanaanitische Weib lebt wahrlich glücklicher ohne Namen

*) Emerson.

als Herodias mit dem ihren; und wollten wir nicht alle lieber der reuige Schächer als Pilatus sein?" *)

Könige und Feldherren danken ihren Ruhm oft ebenso sehr ihrem Tode oder ihrem Mißgeschick, als ihrem Leben oder ihrem Glück. Der Held von Thermopylä war Leonidas und nicht Xerxes. Alexanders Reich zerfiel bei seinem Tode. Napoleon war ein Genie, wenn auch kein Held. Aber was ist die Frucht aller seiner Siege gewesen? Sie schwanden vorüber wie der Rauch seiner Kanonen, und er ließ Frankreich schwächer, ärmer und kleiner zurück, als er es gefunden hatte. Die dauerndste Wirkung seines Genies war nicht Kriegsruhm, sondern der Code Napoléon.

Sicherer und herrlicher ist der Ruhm derer, welche durch eine That der Gerechtigkeit oder der Selbsthingabe unsterblich geworden sind: Das Selbstopfer des Leonidas, die Treue des Regulus leuchten am hellsten in den Annalen der Geschichte.

Es kommt vor, daß Männer nach den Orten, woher sie stammten, benannt wurden, und daß die Männer berühmt, die Orte aber vergessen sind. Wenn von Palestrina oder Perugino, von Nelson oder Wellington, von Newton oder Darwin gesprochen wird — wem kommen da die Städte in den Sinn? An die Menschen allein denken wir.

Goethe ist die Seele seines Jahrhunderts genannt worden.

Es ist Thatsache, daß wir z. B. von Shakespeare oder Plato nur dürftige Biographien haben; aber wie viel wissen wir über sie!

*) T. Browne.

Staatsmänner und Feldherren sind zu ihren Lebzeiten sehr berühmt. Jedes Wort, jede Handlung von ihnen registrieren die Zeitungen. Aber der Ruhm des Philosophen und Dichters ist dauernder.

Eben aus diesem Grunde will Wordsworth Dichtern im allgemeinen kein Denkmal gesetzt wissen. Anders, sagt er, verhält es sich mit Staatsmännern. Daß man für deren Andenken etwas thut, ist in der Ordnung, denn sie könnten sonst leicht vergessen werden. Aber Dichter leben durch ihre Bücher für immer.

Die wahren Welteroberer sind in der That nicht die Feldherren, sondern die Denker; nicht Genghis Khan und Akbar, Ramses oder Alexander, sondern Konfucius und Budha, Aristoteles, Plato und Christus. Die Herrscher und Könige, welche über unsere Vorfahren herrschten, sind zum größten Teil längst vergessen — weil sie keinen heiligen Sänger fanden, der ihnen Unsterblichkeit hätte verleihen können; oder wo man von ihnen noch etwas weiß, ist dies dem Umstande zu danken, daß sie, wie Suddhodana und Pilatus, zu größeren Geistern in Beziehung traten.

Das Leben solcher Menschen kann in keiner Lebensbeschreibung zusammengefaßt werden. Sie lebten nicht nur in ihrer Zeit, sondern für alle Zeiten. Wenn wir von dem Zeitalter Elisabeths sprechen, denken wir an Shakespeare, Bacon, Raleigh und Spenser. Die Minister und hohen Staatsbeamten kommen uns, mit einer oder zwei Ausnahmen, kaum in den Sinn, und bei Bacon selbst ist es weniger der Richter als der Philosoph, welcher in der Erinnerung fortlebt.

Ja, Feldherren und Staatsmänner mögen zu ihren Lebzeiten ihrer Thaten wegen gefeiert werden — ihren Ruhm danken sie dem Dichter und dem Geschichtsschreiber: Diese haben uns das glorreiche Gedächtnis und die leuchtenden Tugenden jener überliefert.

„Vixere fortes ante Agamemnona
Multi; sed omnes illacrimabiles
Urgentur ignotique longâ
Nocte, carent quia vate sacro."

„Es gab viele Tapfere vor Agamemnon, aber sie sind verschollen, weil sie von keinem heiligen Sänger gefeiert wurden."

Montrose vereinigte in sich den Helden und den Sänger. In „Meine heiße und einzige Liebe" ruft er aus:

„Es mach' Dich weit gekannt mein Lied
Und ruhmgekrönt mein Schwert."

Bemerkenswert und ermutigend ist es, wie viele der größesten Männer aus den niedrigsten Klassen hervorgegangen sind, obschon sich ihnen Hindernisse in den Weg stellten, die wohl unüberwindlich hätten scheinen können. Ja, in Dunkel gehüllte Herkunft kann sogar ihrerseits zu einem Anlaß neuer Ehre werden. Gerade der Zweifel über Homers Geburtsort hat seinen Ruhm noch erhöht: Sieben Städte beanspruchen ihn bekanntlich als den ihren —

„Smyrna, Rhodos, Colophon, Salamis,
Chios, Argos, Athenae."

Um bei den Männern der Wissenschaft stehen zu bleiben: Ray war der Sohn eines Hufschmieds, Watt

eines Schiffszimmermannes, Franklin eines Seifensieders, Dalton eines kleinen Webers, Fraunhofer eines Glasers, Laplace eines Pächters, Linné eines armen Pfarrers, Faraday eines Hufschmieds, Lamarck eines Bankierschreibers; G. Stephenson war Kohlenarbeiter, Wheatstone Musikinstrumentenmacher, Davy Apothekergehilfe, Galileo, Kepler, Sprengel, Cuvier und W. Herschel waren alle Kinder sehr armer Eltern.

Andererseits ist es ein trauriger Gedanke, daß von so vielen unserer größten Wohlthäter nicht einmal der Name bekannt ist. Wer entdeckte die Kunst, Feuer zu machen? Prometheus ist eine bloße Personifizierung der Vorsorge.*) Wer erfand die Buchstaben? Kadmus ist ein bloßer Name.

Diese Erfindungen sind in der That vom Nebel des Altertums umhüllt. Aber sogar wo es sich um Errungenschaften neuerer Zeiten handelt, sind der Stufen oft so viele, und die Fortschritte gehen so allmählich in einander über, daß wenige Erfindungen ganz oder auch nur hauptsächlich einer Person zugeschrieben werden können.

Columbus soll — und sicherlich mit Recht — Amerika entdeckt haben. Und doch waren die Normannen vor ihm da.

Wir Engländer haben allen Grund, auf unsere Landsleute stolz zu sein. Um bei Philosophen und Männern der Wissenschaft stehen zu bleiben: Die Namen Bacons und Hobbes, Lockes und Berkeleys, Humes und Hamil-

*) Dies ist der eigentliche Sinn des griechischen Namens. Anm. des Übers.

tons werden immer mit dem Fortschritt des menschlichen Gedankens verknüpft bleiben; Newtons mit dem Gesetz der Schwerkraft, Adam Smiths mit der Staatswirtschaft, Youngs mit der Theorie der Lichtschwingungen, Herschels mit der Entdeckung des Uranus und dem Studium der Sterntiefen, Lord Worcesters, Trevethicks und Watts mit der Dampfmaschine, Wheatstones mit dem elektrischen Telegraphen, Jenners mit der Schutzpockenimpfung, Simpsons mit der praktischen Anwendung der Anästhetika, und Darwins mit der Schöpfung der modernen Naturgeschichte.

Diese Männer und ihresgleichen haben unsere Geschichte gemacht und unsere Ansichten gebildet. Wohl mögen sie zu ihren Lebzeiten in den Augen ihrer Landsleute ein verhältnismäßig geringes Ansehen gehabt haben; aber immer mehr und mehr wurden sie zu einer unwiderstehlichen Macht, und jetzt umgiebt ihre Namen der verdiente unsterbliche Ruhm.

Zweites Kapitel.

Wohlstand.

Reiche und Arme müssen untereinander sein; der Herr hat sie alle gemacht.
Sprüche 22, 2.

Ehrgeiz geht oft in Liebe zum Gelde über. Viele haben sich nie mit Kunst, Musik, Poesie oder Wissenschaft abgegeben; fast alle aber arbeiten für ihr Auskommen, und es ist ganz naturgemäß, daß eine Vermehrung des Einkommens nicht nur an und für sich, sondern auch wegen des damit verbundenen Gefühls des Erfolges angenehm ist.

Oft ist es ja in Zweifel gezogen worden, ob Wohlstand überhaupt ein Vorzug ist. Ich glaube ja auch nicht, daß diejenigen, welche, wie das Sprichwort sagt, mit einem silbernen Löffel im Munde geboren werden, deswegen nun gerade auch glücklicher sein müssen. Und zweifellos bringt Wohlstand fast mehr Mühe mit sich als Armut — sicherlich mehr Sorgen. Aber ich glaube, man muß doch zugeben, daß der Besitz eines gewissen, im Laufe der Jahre wachsenden Einkommens die Annehmlichkeit des Lebens erhöht — unter der Voraussetzung natür-

lich, daß wir selbst Herren unsres Geldes sind, daß dieses nicht Herr über uns ist.

Es steht ganz außer Frage, daß der Wohlstand auch seine Schattenseiten hat. Geld und Liebe zum Gelde gehen oft Hand in Hand. Arm, sagt Emerson, ist derjenige, welcher reich zu sein wünscht; und je mehr einer hat, um so reicher wünscht er oft zu sein. Wie oftmaliges Trinken den Durst erhöht, so wächst vielfach mit dem Wohlstande das Verlangen nach Reichtümern.

Dies trifft naturgemäß namentlich dann zu, wenn Geld um seiner selbst willen gesucht wird. Übrigens ist es oft leichter, Geld zusammenzubringen, als es zusammenzuhalten und sich seiner zu freuen. Es zusammenhalten ist eine verdrießliche und sorgenvolle Arbeit. Die Angst, es zu verlieren, kann wie eine dunkle Wolke über dem Leben schweben. Als Apicius, nach Verschwendung des größten Teils seines väterlichen Erbteils, immerhin noch 250000 Kronen übrig hatte, entleibte er sich selbst, da er, wie Seneca berichtet, Hungers zu sterben fürchtete.

Wohlstand ist sicherlich keine Sinekure. Übrigens hängt der Wert des Geldes zum Teil davon ab, daß man mit ihm etwas anzufangen wisse, zum Teil von der Art, wie man es erworben hat.

„Erwirb Geld, sagen deine Freunde, damit wir auch etwas haben. — „ „Ist es möglich, daß ich Geld erwerben und doch Bescheidenheit und hochherzigen Sinn mir bewahren kann, wohlan, zeigt mir den Weg, ich will es erwerben. Aber verlangt ihr von mir, daß ich Edles und mir zu eigen Gehörendes verlieren soll, damit ihr Schlechtes gewinnen möchtet — wie unbillig und thöricht seid ihr

doch dann! Was wäre euch denn lieber? Geld, oder ein treuer Freund? . . .

„„Wenn man dies klar erkannt hat, was hindert einen da, leichten Herzens zu leben, den Kopf hochzuhalten, ruhig, alles was kommen mag, zu erwarten und was gekommen ist, zu tragen? Wollt ihr sehen, wie ich Armut ertrage? Kommt nur, und ihr sollt erfahren, was es mit der Armut auf sich hat, wenn sie an einen gekommen ist, der die Rolle eines Armen gut zu spielen versteht.“ “ *)

Wir dürfen nicht vergessen, was Solon dem Krösus antwortete: „Herr, wenn einer kommt, der besseres Eisen hat als du, so wird er Herr alles dieses Goldes sein.“

Auch an Midas müssen wir hierbei denken. Er erbat sich, daß alles, was er anrührte, zu Gold werden möchte, und seine Bitte wurde ihm gewährt. Sein Wein, sein Brot, seine Kleider, ja sogar sein Bett — alles wurde zu Gold.

„Attonitus novitate mali, divesque miserque,
Effugere optat opes, et quae modo voverat, odit.“

Und wahrlich ist er nicht der einzige, dem zu viel Gold Leid gebracht hat.

Ich halte das für die eigentliche Wahrheit, daß Wohlstand nicht notwendiger Weise ein Vorzug ist; sondern ob er dies ist oder nicht, hängt davon ab, wie wir ihn gebrauchen. Freilich gilt ja dasselbe von den meisten andern Vorzügen und Vorrechten; Kenntnisse, Kraft, Schönheit und Geschicklichkeit können ebensogut mißbraucht

*) Epictet.

werden; vernachlässigen wir diese oder machen wir einen schlechten Gebrauch von ihnen, so sind wir schlimmer daran, als wenn wir sie nie besessen hätten. Ein entschiedener Nachteil ist Wohlstand nur für die, welche mit ihm nicht umgehen können. Er ermöglicht und gewährt so vieles andre: Muße, die Macht, Freunden zu helfen, Bücher, Kunstwerke, allerlei Bequemlichkeiten und Mittel zum Reisen.

Indessen kann man die Vorteile des Geldes auch leicht zu hoch anschlagen. Es ist wohl wert, daß man es hat und dafür arbeitet, allein zu große Opfer wiegt es nicht auf, sicherlich nicht die, welche man ihm oft bringt. Ein tiefsinniges Sprichwort sagt, daß Gold zu teuer gekauft werden kann. Wenn Wohlstand Wert hat, weil er Muße verschafft, so ist es doch offenbar widersinnig, Muße im Ringen nach Wohlstand daranzugeben. Auch ist Geld zweifellos dazu angethan, Menschen engherzig zu machen. Aber andererseits: Giebt es ein Geschenk, mit dem gar keine Gefahr verknüpft wäre?

Euripides sagt, daß Geld dem Menschen Freunde verschaffe und in dieser Welt große — ja, er meint: die größte — Macht habe; und etwas cynisch fügte er hinzu: „Ein Reicher ist wahrlich eine einflußreiche Persönlichkeit, namentlich, wenn Erben von ihm nicht bekannt sind.“

Bossuet hatte, wie er erzählt, keine besondere Liebe zu Reichtümern; aber wenn er nur gerade das zum Leben Notwendige hatte, fühlte er sich beengt, und seine Talente standen ihm nur halb zu Gebote.

Shelley war sicherlich nicht habgierig, und doch sagte er: „Ich wünsche mir Geld, denn ich glaube, mit

ihm umgehen zu können. Es verlangt Arbeit; es gewährt Muße; und denen Muße gewähren, welche sie zur Förderung der Wahrheit anwenden, ist das edelste Geschenk, das ein einzelner der menschlichen Gesellschaft machen kann." Viele werden die anmutenden und aus frommem Herzen herausgesprochenen Worte Pepys' mitempfunden haben: „Unterwegs mit meinem Weibe; zum ersten Male, daß ich in meinem eigenen Wagen gefahren bin — deß freut sich mein Herz und preist Gott, und ich bitte ihn, mir es zu segnen, und mir's weiter zu gewähren."

Das war ja wohl eine etwas selbstsüchtige Befriedigung. Aber der Kaufmann braucht seinen Beruf nicht aufzugeben oder sich desselben zu schämen — wenn er sich nur an die Inschrift der Kirche S. Giacomo di Rialto in Venedig erinnert: „Laß im Umkreise dieses Gotteshauses des Kaufmanns Gesetz gerecht, seine Gewichte richtig und seine Abmachungen ehrlich sein."*)

Wo aber, um Geld um seiner selbst willen aufzuhäufen, das Leben selbst hingeopfert wird, da hindern eben die Mittel, durch welche das Geld erworben wird, daß man seiner froh werden kann. Das innerste Mark eines solchen Menschen durchschauert der Fieberfrost der Armut; elend ist er, diese Bezeichnung paßt so ganz auf ihn; er ist aufs äußerste bejammernswert.

„Ein Sammler betritt alle Läden Europas, in denen Gemälde verkauft werden, um eine Landschaft von Poussin oder eine Skizze von Salvator aufzutreiben; aber die

*) Ruskin.

Verklärung, das jüngste Gericht, die Kommunion des Heiligen Hieronymus und andre ebenso erhabene Gemälde hängen an den Wänden des Vatikans, der Uffizien oder des Louvre, und jeder Lakei kann sie dort sehen; gar nicht zu reden von den Gemälden der Natur auf allen Wegen, von den täglichen Sonnenauf- und Untergängen und von den edlen Bildungen des menschlichen Körpers, die wir immer vor Augen haben. Bei einer öffentlichen Versteigerung in London kaufte ein Sammler neulich ein Autograph Shakespeares für hundertsiebenundfünfzig Guineen; aber jeder Schulknabe kann Hamlet für umsonst sehen und darin Geheimnisse vom höchsten Interesse, die noch nicht veröffentlicht sind, entdecken." *) Und weiter: „Was hat der Reiche, als daß er seine Schätze mit seinen Augen ansieht?" **)

Wir sind in Wahrheit reicher als wir glauben. Oft hören wir von einem „Landhunger". Viele beneiden einen Großgrundbesitzer und träumen, wie herrlich es doch sein müsse, ausgedehnte Ländereien zu besitzen. „Aber nur zu oft," sagt Emerson, „wenn ihr Land besitzt, besitzt das Land Euch." Und haben wir nicht in einem bessern Sinne alle, ja wir alle, Tausende von Morgen zu eigen? Die den Gemeinden gehörenden Ländereien, die Straßen und Fußwege und der Strand — unsre große und abwechslungsreiche Küste — alles das ist unser. Die Seeküste hat übrigens zwei große Vorteile. Erstlich ist sie größtenteils vom Menschen wenig in Beschlag genommen,

*) Emerson.
**) Salomo.

zweitens zeigt sie uns am augenfälligsten die Kräfte der Natur. Wir alle sind große Grundeigentümer, dächten wir nur daran. Was wir nötig haben, ist nicht Land, sondern die Fähigkeit, uns desselben zu freuen.

Überdies hat dieses große Erbteil noch den weiteren Vorzug, daß es keine Mühen mit sich bringt und keine Verwaltung erfordert. Diese Sorgen fallen dem Grundbesitzer zu — die Landschaft aber gehört jedem, der Augen hat, sie zu sehen. So nannte Kingsley die Heiden der Umgegend von Eversley seinen „Winter-Garten"; nicht weil sie das im Sinne des Gesetzes waren, sondern in dem höheren Sinne, in welchem zehntausend Personen eine und dieselbe Sache zu eigen besitzen können.

Drittes Kapitel.

Gesundheit.

„Gesundheit ist der Sterblichen bestes Teil; darnach kommt Schönheit; drittens rechtlich erworbener Reichtum; viertens: mit Freunden geteilte Jugendfreude."

Simonides.

Wenn über den Wert des Wohlstandes die Meinungen etwas geteilt sind, so herrscht dagegen über den Wert der Gesundheit nur eine Stimme.

„Gesundheit," sagte schon in alter Zeit Simonides, „ist der Sterblichen bestes Teil; darnach kommt Schönheit; drittens rechtlich erworbener Reichtum; viertens: mit Freunden geteilte Jugendfreude." Und Longfellow sagt: „Leben *ohne* Gesundheit ist eine Last, *mit* ihr Lust und Freude." Empedocles, welcher die Stadt Selinus durch das Trockenlegen eines Sumpfes von der Pest befreite, wurde von den Einwohnern als Halbgott begrüßt: ihm zu Ehren wurde eine Münze geprägt, auf welcher der Philosoph dargestellt war, wie er die Hand des Tod sendenden Phöbus zurückhält.

Kaum, glaube ich, stellen wir uns recht vor, wie viel wir den Ärzten verdanken. Unsere heutige medizinische Wissenschaft erscheint uns so natürlich und selbstverständlich, kaum je als etwas Neues und Besonderes. Sind wir krank, wird der Arzt geholt; er verschreibt uns Medizin; wir nehmen sie und bezahlen ihn. Unter niedriger stehenden Völkern werden hingegen Schmerz und Krankheit häufig dem Einwirken böser Geister zugeschrieben. Der Medizinmann ist ein Priester oder besser noch ein Zauberer, nicht ein eigentlicher Arzt: sein Bemühen ist, den bösen Geist zu bannen.

In anderen Gegenden, wo man schon etwas weiter ist, wird eine Zauberformel auf ein Brett geschrieben und darauf wieder abgewaschen; das abfließende Wasser wird dann getrunken. Manchmal wird die Medizin nicht vom Kranken, sondern vom Arzt genommen. Derartige Gebräuche sind indessen im allgemeinen vorübergehend; sie werden naturgemäß durch die Erfahrung des Berufes selbst Lügen gestraft und sind auch wirklich mit einer längeren Praxis unverträglich. Sogar hinsichtlich der Bezahlung finden wir verschiedene Systeme vor. Die Chinesen bezahlen ihren Arzt so lange sie gesund sind und ziehen sein Honorar zurück, sobald sie krank werden. Von den alten Ägyptern wird uns eine eigentümliche Sitte berichtet: dort honorierte der Patient den Arzt während der ersten paar Tage, darnach aber bezahlte der Arzt den Patienten solange, bis er ihn wieder hergestellt hatte. Das ist ja ein verlockendes System, aber es legt doch dem Arzt die Versuchung zu nahe, allzu heroische Mittel anzuwenden.

Im großen und ganzen ist doch wohl unsere Methode

die beste, obgleich sie der Forschung und neuen Entdeckungen zu wenig Vorschub leistet. Wir würdigen nicht genug, wie viel wir den Entdeckungen eines Hunter oder Jenner, eines Simpson oder Lister verdanken. Und doch: In Sachen der Gesundheit können wir im allgemeinen selber mehr für uns thun, als es die größten Ärzte vermögen.

Aber wenn auch alle den Segen der Gesundheit anerkennen, so sind doch viele außer stande, sich die kleinen Einschränkungen, die leichten Opfer gefallen zu lassen, welche nun einmal zur Erhaltung der Gesundheit nötig sind. In der That giebt es viele, die ihre Gesundheit wissentlich zu Grunde richten und der Gewißheit eines frühen Grabes oder eines schmerzerfüllten Alters entgegengehen.

Erbliche Anlage macht ja zweifellos für manchen die Erlangung der Gesundheit fast zur Unmöglichkeit. Die lange Krankheit, von der Pope sprach, war sein Leben. Viele können wirklich sagen: „Ich leide, dazu lebe ich.“ Aber diese Fälle bilden glücklicherweise eine Ausnahme. Die meisten von uns könnten gesund sein, wenn sie *wollten*. Es ist in hohem Grade unsere Schuld, wenn wir krank sind. Wir thun was wir nicht thun sollten und lassen was wir thun sollten, und dann wundern wir uns, daß wir nicht gesund sind.

Wir alle wissen, daß wir uns krank machen können, aber wohl nur wenige stellen sich recht vor, wie viel wir für die Erhaltung unserer Gesundheit thun können. Viele unserer Leiden sind selbstverschuldet. Man hat die Bemerkung gemacht, daß es bei den alten Ägyptern das

Hauptziel des Lebens zu sein schien, ein gutes Begräbnis zu erhalten. Leben nicht heute noch viele so als ob das der eigentliche Zweck ihres Lebens ist?

Wie Naeman in der biblischen Geschichte, erwarten wir unsere Gesundheit von irgend einem Wunder, und lassen die natürlichen Vorsichtsmaßregeln außer acht, durch welche wir die Gesundheit erhalten könnten.

Ich möchte bezweifeln, daß diejenigen, welche in das Leben treten, es ernst genug mit dem Erwägen der Gesundheitsbedingungen nehmen. Nicht als ob es not thäte, viel Wesens von geringen Schmerzen zu machen, alle möglichen Bücher über Krankheiten auswendig zu lernen oder an uns selbst mit verschiedenen Medizinen herumzuexperimentieren. Nichts weniger als das. Je weniger wir uns selbst für krank halten, je weniger wir kleine körperliche Unannehmlichkeiten auf uns einwirken lassen, um so mehr Aussicht haben wir, uns unsere Gesundheit zu erhalten.

Das Studium der allgemeinen Gesundheitsbedingungen ist aber eben ganz etwas anderes. Ein bekanntes Sprichwort sagt, daß man mit vierzig Jahren entweder zum Narren oder zum Arzt geworden ist. Leider sind viele mit vierzig Jahren nicht nur zu Ärzten, sondern auch zu kranken Menschen geworden.

Auf keinen Fall aber berechtigt Krankheit zum Mißmut. Haben wir ein Leiden, so sollten wir doch zufrieden sein, daß wir von dem Heere der übrigen Leiden verschont sind. Sydney Smith, der immer bemüht war, allen Dingen die beste Seite abzugewinnen, schrieb einmal, als er eben von Schmerzen niedergebeugt war, an einen

Freund, er habe Gicht, Asthma und zehn andere Krankheiten, befinde sich aber „im übrigen sehr wohl"; und ähnlich haben viele, die am schwersten gelitten, fröhlich und guten Mutes ihre Leiden getragen.

Der berühmte Physiognom Campanella soll seinen Geist so sehr von seinen körperlichen Leiden haben abwenden können, daß er sogar die Qualen der Folter geduldig ertrug, und jeder, der seinen Geist zusammenzuraffen vermag und seinen Willen in seiner Macht hat, kann sich von dem meisten kleineren Elend des Lebens frei machen. Er mag viel Ursache zur Bangigkeit haben, sein Körper mag der Sitz harter Leiden sein — dennoch wird sein Geist frei und heiter bleiben, und er kann über Schmerz und Sorge triumphieren.

Aber viele haben sich so viel unnötiges Leiden zugezogen, und wie manches wertvolle Leben ist durch Unwissenheit oder Unachtsamkeit vernichtet worden! Drängt sich uns nicht der Gedanke auf, daß das Leben vieler großen Männer bedeutend verlängert worden wäre, hätten sie nur ein ganz klein wenig ganz gewöhnliche Sorgfalt aufgewendet?

Denken wir nur einmal an Komponisten — was für ein schwerer Verlust für die Welt ist es doch, daß Pergolesi im Alter von 26 Jahren, Schubert im Alter von 31, Mozart im Alter von 35, Purcell im Alter von 37 und Mendelssohn im Alter von 38 Jahren aus dem Leben schied.

In der altgriechischen Mythologie war das Leben Meleagers durch Schicksalsspruch unauflöslich mit der Existenz eines eigentümlichen Holzklotzes verknüpft. So

lange dieser Klotz im Gewahrsam Althäas, der Mutter Meleagers, verblieb, war das Leben des letzteren gegen Tod und Unfall gefeit. Es ist doch wunderbar, daß wir nicht mit gleicher Sorge über unseren Körper wachen, von dessen Schicksal unser Glück in so hohem Grade abhängt!

Was zur Gesundheit gehört, ist klar genug. Regelmäßige Lebensweise, tägliche körperliche Bewegung, Reinlichkeit, Mäßigkeit in allen Dingen — im Essen ebenso wie im Trinken: — das würde die Gesundheit der meisten erhalten.

Ich brauche hier nicht lange von den Nachteilen des Trinkens zu reden, aber wir machen uns vielleicht kaum einen rechten Begriff davon, wie viel Leiden und üble Laune im Leben daher kommt, daß wir zuviel essen. Schlechte Verdauung z. B., woran so viele leiden, ist in neun unter zehn Fällen unsere eigene Schuld; sie kommt daher, daß wir einesteils zu viel essen, andernteils zu wenig körperliche Bewegung haben. Willst du dein Leben verlängern, sagt ein altes Sprichwort, so kürze deine Mahlzeiten ab. Einfach leben, hochherzig gesinnt sein — das ist für die meisten von uns die sicherste Gewähr der Gesundheit. Verhältnismäßig wenig kommt darauf an, was ein Gesunder ißt, nur darf er nicht zu viel essen.

Gladstone sprach es aus, daß er die vorzügliche Gesundheit, deren er sich erfreut, zum großen Teil dem Umstande verdankt, daß er frühzeitig den einfachen physiologischen Grundsatz lernte und für sich als Regel aufstellte: jeden Bissen fünfundzwanzig Mal zu kauen.

Wie einfach aber auch in der Theorie die Regel ist, daß man nicht zuviel essen oder trinken soll, so ist ihre

Anwendung ohne Zweifel doch nicht ganz so leicht. Viele haben noch nach Esau die Erstgeburt ihrer Gesundheit für ein Linsengericht verkauft.

Und doch ist es sicherlich wahr, wie widersinnig es auch klingen mag, daß man bei mäßigem Genießen schließlich mehr Freude am Essen und Trinken hat, als je einem Schlemmer oder Trunkenbold zu teil werden wird. Diese wissen nicht, was es heißt: „sich an dem köstlichen Geschmack eines gewöhnlichen Stücks trockenen Brotes zu erlaben.“*)

Brot und Käse zum Frühstück nach einem tüchtigen Marsch gewährt mehr Genuß als ein Festmahl beim Lord Mayor. Wir brauchen uns nicht, wie Apicius, den Hals eines Storches zu wünschen, damit wir die Mahlzeit so viel länger genießen, und können doch für die Freuden des Essens und Trinkens dankbar sein, obgleich es die am wenigsten ästhetischen sind, die wir haben. Gewiß sind sie schlicht, aber sie wiederholen sich alle Morgen, Mittag und Abend, und sind deswegen, weil es mehr Freuden des Körpers als der Seele sind, nicht weniger wirklich.

Wir haben recht, wenn wir von einem gesunden Appetit reden; er zeigt trefflich an, wie es mit unserem Körper, manchmal auch, wie es mit unserm geistigen Leben steht. „Alles Gute kommt für den Menschen aus der Mühe“ — dies gilt namentlich auch von der Eßlust; nach einem Spaziergange in den Bergen oder an der Küste, am Arm eines Freundes, sich zu einer wenn auch noch so einfachen Mittagsmahlzeit hinzusetzen, ist wahrlich kein zu verachtendes Vergnügen.

*) Hamerton.

Fröhlichkeit und Humor während der Mahlzeiten erfreuen übrigens nicht nur an sich, sondern fördern auch in hohem Maße die Gesundheit.

Es heißt: Hunger ist der beste Koch, und doch würden die meisten ein paar gute Geschichten beim Mahle selbst gutem Appetite vorziehen. In den drei großen „Gastmählern" des Plato, Xenophon und Plutarch wird die Speise nicht einmal erwähnt.

Was Salz für die Speisen ist, sind Witz und Humor für Unterhaltung und Litteratur. Ein anziehend schreibender Mitarbeiter des Cornhill sagte: „Man wird ja von Thomas a Kempis oder den Propheten des Alten Testaments keinen Humor erwarten; aber eine Autorität wie Salomo sagt uns, daß Lachen eben so gut wie Weinen „seine Zeit hat".

„Ein gutes Lustspiel lesen, heißt sich in der besten Gesellschaft der Welt befinden: man hört die trefflichsten Worte, man erlebt die interessantesten Vorfälle." *)

Mit Recht nimmt es jeder übel, wenn man ihn beschuldigt, er könne keinen Spaß verstehen.

Lachen scheint das besondere Vorrecht des Menschen zu sein. Wir haben Beweise, daß die höheren Tiere ein offenbares, vielleicht sogar hoch entwickeltes Urteilsvermögen besitzen, aber mehr als zweifelhaft ist es, ob sie im stande sind, einen Scherz zu würdigen.

Übrigens hat Witz schon manche Schwierigkeiten gelöst und manche Streitigkeiten entschieden.

„Scherz ist oft Sieg und Wehr,
Zerhaut den Knoten, der dem Ernst zu schwer." **)

*) Hazlitt. **) Francis.

Ein heiteres Lied, sagt Walpole, „mit etwas Unsinn ab und zu darin, steht einem Fürsten nicht übel;“ aber man kann sich doch schwer hineindenken, daß Jakob I. bei der Wahl von Bischöfen und Räten auf die Fähigkeit zu Wortspielen Wert legte.

Chamfort sagt: „Am nutzlosesten von allen Tagen ist derjenige verbracht, an dem man nicht gelacht hat.“

Übrigens ist es kein geringes Verdienst des Lachens, daß es ganz unwillkürlich ist. „Man kann die Menschen nicht zum Lachen zwingen; man kann nicht sagen: Aus dem und dem Grunde müßt ihr lachen; sie müssen von selbst lachen oder gar nicht lachen . . . Wenn wir denken, wir dürfen nicht lachen, so ist der Reiz zum Lachen nur um so größer.*) Humor ist übrigens ansteckend. Ein Witziger kann mit Fallstaff sagen: „Ich bin nicht nur selber witzig, sondern bin Grund, daß der Witz andere überkommt.“

Man kann eine bekannte, in Bezug auf den Portwein gemachte Bemerkung etwas anders wenden und sagen, daß manche Scherze besser sind als andre; aber alles, was uns zum Lachen bringt, ist gut. „Trotz allem,“ sagt Dryden, „ist es etwas Gutes, um jeden Preis zu lachen; und wenn ein Strohhalm im stande ist, jemand zu kitzeln, so hilft er zum Glücke,“ und zur Gesundheit, füge ich hinzu.

Man hat mir gesagt, daß ich das Rauchen gar nicht erwähne und damit eine der wahren Freuden des Lebens übersehe. Ich bin Nichtraucher, und deshalb kann ich

*) Hazlitt.

vielleicht nicht urteilen. Viel hängt jedenfalls von der persönlichen Veranlagung ab. Für manche nervöse Naturen scheint Rauchen wirklich eine große Annehmlichkeit zu sein, doch zweifle ich, ob man es als eine allgemeine Regel hinstellen darf, daß es die Freuden des Lebens erhöht. Außerdem muß es doch wohl Geruch und Geschmack etwas beeinträchtigen.

Die Bewohner von Städten dürfen völlig gewiß sein, daß keine Zeit, die sie außerhalb der Thore zu bringen, verloren ist. Frische Luft ist die beste Medizin und hat eine unglaubliche Kraft; alte Familien sind immer nur Land-, niemals Stadtfamilien. Man mag ja lieber Homer, Plato oder Shakespeare lesen als Hasen, Rebhühner oder Füchse jagen — aber man hüte sich doch, daß man jenes große Bedürfnis unserer Natur nicht vernachlässige.

Im allgemeinen liebt indessen der Engländer die frische Luft, und es mag richtig sein, daß die meisten von uns mehr Freude daran haben, Cricket oder Golf zu spielen als einen alten Schriftsteller anzusehen. Die Liebe zum Sport wurzelt tief im englischen Charakter. So sagte man von William Rufus: „Er liebte das Hochwild, als wäre er sein Vater gewesen."

Ein morgenländischer Reisender soll einmal einem Cricketspiel zugesehen und sich dann sehr gewundert haben, als er hörte, es seien viele reiche Leute unter den Mitspielenden. Er fragte, warum sie nicht ein paar arme Leute bezahlten, damit diese es für sie thäten.

Wordsworth hatte es sich zur Regel gemacht, jeden Tag auszugehen; und er pflegte zu sagen, daß er des-

wegen nie einen Arzt zu befragen gehabt habe, weil er nie nach dem Wetter gefragt hätte.

Es scheint immer viel stärker zu regnen als es wirklich der Fall ist, wenn man nur durch das Fenster ins Wetter hinaussieht. Im Winter sieht ja die Landschaft traurig und öde genug aus, wenn man vom Kamin aus auf sie hinausblickt — und doch ist es selbst dann viel besser hinauszugehen, auch wenn man dem Sturm zu trotzen hat: ist man einmal aus der Thür, so giebt einem die Berührung der Mutter Erde und der Odem der frischen Luft neues Leben und neue Thatkraft. Die Menschen leben wie die Bäume zum großen Teil von der Luft.

Nach einem Ritt über die Dünen, einer Bootfahrt auf dem Flusse, einer Seereise, einem Spaziergang an der Küste, oder in den Wäldern,

„Hoch oben der Azur, rings Vogelgesang,
Und Blumen auf dem Feld,"*)

da hat man das Gefühl, als könne man mit Heinrich IV. sagen: „Je me porte comme le Pont Neuf."

Das römische Sprichwort, man solle ein Kind nur lehren, was es im Stehen erlernen könne, geht ja sicherlich zu weit; aber wenn wir so thun als seien Spiele das einzige, was Kinder im Stehen lernen können, so verfallen wir doch offenbar in ein anderes Extrem.

Sicherlich ist die Liebe zum Spiel bei den Knaben ein Instinkt der Gesundheit. Geht man in einigen unsrer großen Schulen zu weit in diesen Dingen, so ist es doch

*) Trench.

andrerseits keine Frage, daß Cricket und Fußball, Bootfahren und Erntefeste, Baden und Vogelfang, nicht nur die größten Vergnügen, sondern auch die beste Arznei für Knaben sind.

Nicht immer können wir uns den Schlaf sichern. Haben wir wichtige Entschlüsse zu fassen, so geschieht es oft, daß uns das gespannte Nachdenken über die richtige Entscheidung wach erhält. Nichts ist indessen für einen gesunden Schlaf besser als recht viel frische Luft. Dann können wir in der That das frische Leben des frühen Morgens genießen: „Das sanft wehende Locken des weihrauchatmenden Morgens.“*)

„Das Birkhuhn putzt die Schwinge in der Früh',
's ist Morgen' aus des Hänflings Liede klingt;
Rings alles, Wies' und Wald und Felder sieh'
Erstehen, mit dem jungen Tag verjüngt.“

Epiktet nennt sich einen Geist, „der einen toten Körper mit sich herum trägt“. Mir scheint er sich damit einer Undankbarkeit schuldig zu machen. Wir *sollen* den Körper lieben, selbst wenn er nur ein geringer und gebrechlicher Gefährte ist. Wir *schulden* dem Auge das Genießen der Schönheiten dieser Welt und der Herrlichkeit des Himmels, das Ohr *soll* die Stimme des Freundes und den Wohllaut der Musik vernehmen; die Hände sind so treue und unschätzbare Werkzeuge, immer bereit im Falle der Not, immer erbötig unsern Willen zu thun. Und endlich die Füße tragen uns ohne Murren über die rauhesten und steinigsten Pfade des Lebens.

*) Gray.

Nehmen wir nur auf unsre Gesundheit in vernünftiger Weise Bedacht, so können wir im allgemeinen darauf rechnen, sie uns zu erhalten. Aber wie wunderbar und kunstvoll ist doch die Zusammensetzung unsers Körpers!

Ja, wahrlich, wir sind über alle Maßen wunderbar bereitet! Und ein Wunder scheint es, wenn wir die alle Vorstellung übertreffende Vielfältigkeit der Organisation unsers Körpers bedenken, daß wir überhaupt leben: alle diese unzähligen Organe und Prozesse setzen Tag für Tag, Jahr für Jahr ihre Thätigkeit so regelmäßig und mit so wenig Störung fort, daß wir uns oft kaum bewußt sind, einen Körper zu haben.

Und doch haben wir in diesem Körper mehr als 200 Knochen von verschiedener und mannichfaltiger Form: jede Unregelmäßigkeit, jede Beschädigung derselben würde selbstverständlich auf unsre Bewegungen den schwerwiegendsten Einfluß ausüben.

Wir haben über 500 Muskeln; jeder wird durch fast unzählige Blutgefäße gespeist und durch die Nerven in Bewegung gesetzt. Einer unsrer Muskeln, das Herz, schlägt im Jahre über 30 000 000 Mal, und wenn es einmal still steht, ist alles vorüber.

In der Haut sind wunderbar mannichfaltige und verschiedenartige Organe — z. B. über 2 000 000 Atmungsdrüsen, welche die Wärme regulieren und mit der Hautoberfläche durch Kanäle in Verbindung stehen, die zusammen eine Länge von etwa 10 engl. Meilen haben.

Und dann denke man an die Meilen von Arterien und Venen, von Capillargefäßen und Nerven; an das

Blut mit seinen Millionen mal Millionen Blutkörperchen, deren jedes einen Mikrokosmus für sich bildet!

Und weiter denke man an die Sinnesorgane — das Auge mit seiner Hornhaut und der Linse, der Glasfeuchtigkeit, der wässrigen Feuchtigkeit, der Aderhaut mit der Netzhaut, die nicht dicker ist als ein Blatt Papier, und doch aus neun verschiedenen Schichten besteht; und von diesen wird die innerste wieder von lauter Stäben und Kegeln gebildet, die, wie man annimmt, unmittelbar die Lichtschwingungen aufnehmen und so zahlreich sind, daß man die Kegel jedes Auges auf 3 000 000, die Stäbe auf über 30 000 000 geschätzt hat.

Doch noch wunderbarer als alle diese Organe ist das Gehirn. Nach Meinerts Rechnung enthält allein die graue Substanz desselben nicht weniger als 600 000 000 Zellen; jede Zelle besteht aus mehreren tausend sichtbaren Molekülen, und jedes Molekül wieder aus vielen Millionen Atomen.

Und doch können bei vernünftiger Sorgfalt die meisten von uns diese wunderbare Organisation gesund erhalten, so daß sie lange Jahre hindurch ihren Dienst thut, ohne uns Schmerz oder Unruhe zu verursachen — und selbst wenn das Alter kommt, können wir hoffen, daß

„Die Zeit dann sanft die Hand
Auf unser Herz legt, rauh nicht — sondern wie
Ein Harfner, der, das Lied beschließend sacht
Mit seiner Hand der Saiten Töne dämpft."

Viertes Kapitel.

Liebe.

Liebe ist das Licht und die Sonne des Lebens. Wir sind so veranlagt, daß wir unser selbst nicht völlig froh werden und uns über anderes nicht recht freuen können, wenn sich nicht jemand, den wir lieb haben, mit uns freut. Und wenn wir allein sind, sammeln wir unsre Freude auf in der Hoffnung, sie hernach mit denen, welche wir lieben, zu teilen.

Liebe währt das ganze Leben hindurch und ist keinem Alter, keinen Verhältnissen fremd, in der Kindheit als Liebe zu Vater und Mutter, im Mannesalter zum Weibe, dann zu den Kindern, und immerwährend zu Brüdern und Schwestern, Verwandten und Freunden. Die Stärke der Freundschaft ist ja sprichwörtlich; in manchen Fällen, wie bei David und Jonathan, soll sie sogar größer gewesen sein als die Liebe zum Weibe. Aber auf sie brauche ich jetzt nicht einzugehen, da ich von dem, was uns Freunde sind, schon gesprochen habe.

Die Güte der Vorsehung gegen den Menschen ist

oft mit der Liebe der Eltern zu ihren Kindern verglichen worden.

Es sind schöne Worte Walter Scotts:

„Wenn's eine laut're Thräne giebt,
Vom Arg des Herzens ungetrübt —
Aus eines Vaters Aug' sie rinnt,
Der segnend hält sein frommes Kind."

Epaminondas soll es als den Hauptgrund seiner Freude über den Sieg bei Leuktra bezeichnet haben, daß sich seine Eltern so sehr darüber freuen würden.

Die Liebe zu den Tieren darf nicht ganz außer acht gelassen werden. Fühlen wir nicht mit dem Wilden mit, welcher an ihre Unsterblichkeit glaubt und gewiß ist, daß nach dem Tode

„In denselben Himmel ihm
Sein treuer Hund an seiner Seite folgt?"*)

In dem großen indischen Epos Mahabharata gelangt das Heldengeschlecht Pandavas endlich zu den Thoren des Himmels, sie werden auch selbst bewillkommnet, ihren Hund aber will man nicht einlassen. Nach vergeblichen Unterhandlungen sind sie im Begriff, sich wieder zum Gehen zu wenden, um keinen Preis wollen sie ihren treuen Gefährten im Stich lassen. Da endlich giebt der das Thor bewachende Engel nach, und ihr Hund darf mit ihnen in den Himmel eingehen. —

Wir dürfen hoffen, daß wir es einst lernen werden

„Daß unsre stolze Freude nie der Schmerz
Auch des geringsten Wesens nicht beflecke."**)

*) Pope.
**) Wordsworth.

Augenblicklich aber will ich mehr von der Liebe sprechen, welche zur Heirat führt. Solche Liebe ist die Musik des Lebens — ja, „Schönheit ist Musik — aus ihr erhebt sich die geheimnisvolle Weise der Liebe, die süßer tönt als der Klang der edelsten Laute.“*)

Im Gastmahl des Plato findet sich ein interessantes und bemerkenswertes Gespräch über die Liebe.

„Liebe,“ läßt Plato den Phädrus sagen, „befähigt den Menschen, für das Geliebte dem Tode entgegen zu treten — Liebe allein, und Weiber ebensowohl als Männer; dessen ist Alcestis, des Pelias Tochter, Zeugin für All-Hellas; denn sie war entschlossen, für ihren Gatten ihr Leben hinzuopfern, als niemand sonst dies wollte, und doch hatte er Vater und Mutter; aber so viel größer war die Innigkeit ihrer Liebe als die seiner Eltern, daß es schien, dieser ihr Sohn sei nicht von ihrem Fleisch und Blute, sondern trage nur ihren Namen; und für so edel wurde diese ihre That nicht nur von den Menschen, sondern auch von den Göttern erachtet, daß unter den vielen, die edle Thaten gethan, sie zu den wenigen gehört, welchen die Götter wegen der Bewunderungswürdigkeit ihres Handelns die Rückkehr zur Erde gestatteten. So überschwenglich belohnen sie die edle Hingabe der Liebe.“

Noch beredter ist Agathon:

Liebe „erfüllt die Menschen mit Zuneigung, nimmt fort ihre Abneigung und führt sie zu solchen Gastmählern wie dieses zusammen. Bei Opfern, Festen, Tänzen ist sie

*) Browne.

unsre Herrin; neben ihr her geht Freundlichkeit, vor ihr flieht Unfreundlichkeit, sie giebt Freundschaft und vergiebt Feindschaft, über sie freuen sich die Guten, wundern sich die Weisen, staunen die Götter, nach ihr sehnen sich die, welche sie erfahren haben, und teuerwert ist sie denen, welche ihre Huld erfahren haben: sie ist der Ursprung aller Zartheit, alles Genusses, alles Sehnens, aller Innigkeit, Sanftheit, Anmut; sie liebet das Gute, hasset das Böse. In Wort und Werk, in Wünschen und Fürchten ist sie uns Leiterin, Genossin, Helferin, Retterin, der Ruhm der Götter und Menschen, die beste und glänzendste Führerin: Daß doch alle in ihre Fußstapfen träten, süß singend ihr zu Ehren jenes süße Lied, mit welchem Liebe die Seelen der Götter und Menschen bezaubert."

Allerdings giebt es ja ohne Zweifel zwei Arten von Liebe, „eine, des Uranus Tochter; sie hat keine Mutter und ist die ältere und weisere Göttin; die andere, die Tochter des Zeus und der Dione, ist die gewöhnliche und am meisten verbreitete. Aber halten wir uns von zu kleinlichem Urteilen fern! Christliche Liebe urteilt sogar von Guinevere, „daß sie in ihrem Leben viel geliebt und deswegen ein seliges Ende hatte".*)

Mit dem Ursprung der Liebe haben sich die Philosophen fast ebenso sehr beschäftigt als mit dem des Übels. In dem vorerwähnten „Gastmahl" folgt eine Auslassung, die Plato scherzend dem Aristophanes in den Mund legt; Jowett bemerkt dazu, daß es in der That im Aristophanes nichts giebt, das mehr aristophanisch wäre.

*) Malory, Morte d'Arthur.

Ursprünglich, sagt er, war die menschliche Natur anders als jetzt. Der Urmensch war rund; „sein Rücken und seine Seiten bildeten einen Kreis; er hatte vier Hände, vier Füße und einen Kopf mit zwei Gesichtern, die nach entgegengesetzter Richtung schauten, auf einem runden Halse saßen und sich vollkommen ähnlich waren. Er konnte aufrecht gehen, wie es jetzt die Menschen thun, rückwärts oder vorwärts, wie es ihm beliebte; dann aber konnte er auch auf das behendeste Rad schlagen, mit seinen vier Händen und vier Füßen, acht im ganzen, sich rund herum drehen, so wie Seiltänzer sich überschlagen; das that er, wenn er sich schnell vorwärts bewegen wollte. Ihre Macht und Stärke war furchtbar, das Trachten ihres Herzens war vermessen, und sie machten einen Angriff auf die Götter; von ihnen gilt die Erzählung von Otys und Ephialtes, welche, wie Homer sagt, es unternahmen, den Himmel zu stürmen, und ihre Hände an die Götter legen wollten. Da herrschte Zweifel im Rate der Götter. Sollten sie die Menschen töten und ihr Geschlecht mit Donnerkeilen vernichten, wie sie die Riesen vernichtet hatten? Dann wäre es aus mit den Opfern und der Verehrung, welche die Menschen ihnen darbrachten. Andrerseits aber mußten die Götter der Verwegenheit der Menschen ein Ziel setzen. Endlich nach reiflicher Überlegung entdeckte Zeus ein Auskunftsmittel. Er sagte: ‚Ich glaube, einen Plan gefunden zu haben, der ihren Stolz demütigen und ihre Sitten mildern soll; sie sollen weiter leben, aber ich will sie in zwei Hälften teilen; dies hat einen doppelten Vorteil, erstlich wird ihre Stärke gespalten, zweitens haben wir noch einmal so viel

Opfer. Sie sollen aufrecht auf zwei Beinen gehen; wenn sie dann noch weiter vermessen sind und sich nicht zufrieden geben, will ich sie noch einmal spalten, und sie sollen auf einem einzigen Beine herumhüpfen.'" Sprach's und teilte den Menschen in zwei Hälften, „wie man etwa ein Ei mit einem Haare spaltet". . . . Nach ihrer Auseinandertrennung kamen die beiden Hälften des Menschen zusammen, da eine jede nach ihrer andern Hälfte Sehnsucht hatte . . . „So alt ist die Sehnsucht, welche die Menschen zu einander haben und die in uns allen lebt; sie vereinigt wieder die ursprüngliche Natur, führt das Getrennte zusammen und stellt den wahren Zustand des Menschen wieder her. Getrennt, ist ein jeder von uns nur ein Stück eines Menschen, er hat nur eine Seite wie ein Plattfisch, und immer sehnt er sich nach seiner andern Hälfte.

„Und wenn einer seine andre Hälfte findet, sind die beiden in Entzücken der Liebe, Freundschaft und Vertrautheit verloren, und keiner will den andern, fast möchte ich sagen, auch nur eine Minute aus dem Auge verlieren: ihr ganzes Leben wollen sie zusammen verbringen; und doch können sie nicht sagen, was sie von einander begehren. Denn das innige Sehnen, das sie zu einander erfüllt, ist offenbar nicht das Verlangen nach einem Verkehr von Liebenden, sondern nach etwas anderem, welches die Seele beider offenbar ersehnt und doch nicht sagen kann, — wovon sie nur ein dunkles und ungewisses Vorgefühl hat."

Wie dem auch sei, das menschliche Herz besitzt eine derartige instinktmäßige Erkenntnis, daß wir oft unsre

Meinung fast augenblicklich bilden, und derartige Eindrücke verändern sich selten, ja, ich möchte sagen, sie sind selten falsch. Liebe beim ersten Anblick klingt wie Unbesonnenheit — und doch ist sie fast eine Offenbarung. Es scheint, als ob wir nur die Beziehungen einer früheren Existenz erneuern. —

Aber obwohl die Erfahrung solche Gefühle selten Lügen straft, so läßt sich doch das Gesagte glücklicherweise nicht umkehren. Die tiefste Zuneigung wächst oft langsam. Manche innige Liebe ist durch treue Hingabe gewonnen worden.

Montaigne erklärt, daß „wenige aus Liebe geheiratet haben, ohne es nachher zu bereuen". Dr. Johnson behauptete auch, daß die Ehen im allgemeinen glücklicher sein würden, wenn sie vom Lord Kanzler bestimmt würden — aber nach meiner Meinung haben weder Montaigne noch Johnson Recht. Wie Lancelot zu der unglücklichen Jungfrau von Astolat sagte: „Ich liebe es nicht, zur Liebe gezwungen zu werden: Liebe muß von selbst aus dem Herzen hervorgehen und nicht durch Zwang."*)

Liebe überwindet Ferne und sogar die Elemente. Zwischen Sestos und Abydos war das Meer, aber der Gott der Liebe verband sie durch einen Pfeil seines Bogens.

Liebe kann überall glücklich sein und wäre es in der Wüste — und an Zeit ist sie ebensowenig als an den Raum gebunden. —

Wenn, wie es bei manchen orientalischen Völkern der

*) Malory, Morte d'Arthur.

Fall ist, Religion und Philosophie zusammengewirkt haben, um die Liebe herabzuwürdigen, bekundet sich die Wahrheit doch im Munde des Volks, z. B. in dem türkischen Sprichwort: „Alle Frauen sind Vollkommenheit, besonders die, welche dich liebt."

Als einmal eine französische Dame Abd-el-Kader gegenüber das polnische Sprichwort anführte: „Eine Frau zieht mit einem Haare ihres Hauptes mehr mit sich fort, als ein Paar wohl angeschirrte Ochsen" — antwortete er lächelnd: „Das Haar ist unwesentlich, das Weib ist mächtig, wie das Schicksal."

Aber uns allen ist doch die Liebe mehr der Engel des Glücks, als eine beherrschende Macht: der Engel der Freude des Heims, wenn „Herzen einander sicher sind".

Was Bacon vom Freunde sagt, gilt noch mehr vom Weibe; „wer einem Freunde seine Freude mitteilt, hat doppelte Freude — wer seinem Freunde sein Leid mitteilt, hat halbes Leid."

Wenn jemand, den wir lieb haben, in unsre Nähe kommt, so

„Verändert wie mit einem Schlage ist
Rings alles, Bäum' und Blumen, Feld und Flur:
Ein seltsam zarter neuer Hauch durchfließt
Wie Zauber die Natur."*)

Wie wahr ist das Wort La Bruyères:

„Être avec ceux qu'on aime, cela suffit."

Das menschliche Leben ist zwischen Liebe und Vernunft geteilt. Einer jeden von beiden müssen wir das

*) Trench.

ihre geben. Wie es einerseits unmöglich ist, Tugend nur durch die Vernunft ohne Liebe zu erlangen, so können wir dies andrerseits ebensowenig durch Liebe allein ohne die Vernunft.

„Liebe," sagt Melanippides, „sät in das menschliche Herz die süße Ernte der Sehnsucht und verknüpft so das Süßeste und Schönste, das es giebt, mit einander."

Wir können heute wahrlich nicht mehr mit Phädrus in Platos „Gastmahl" darüber klagen, daß Liebe unter den Dichtern keine Verehrer gefunden habe. Im Gegenteil, sie verdanken eben der Liebe viele der zartesten Eingebungen; wohl die edelste und schönste ist die Miltons*), wo er Eva sagen läßt:

Süß ist des Morgens Hauch — wie süß ertönt
Der Vögel Morgenlied! Und o wenn dann
Der Sonne Glut in diesem wonn'gen Land
Sich über Blumen, Gras, Bäum', Frücht' ergießt,
Wenn perlend blinkt der Tau! Wie würzig ist
Der Erde Duft nach sanftem Regen! Wie
Erquickt des Abends Mild'! — Süß ist die Nacht
Mit Nachtigallenschlag und Mondenschein
Und mit des Himmels lichtem Sternenkleid!
Doch nicht des Morgens Hauch, doch nicht das Lied
Der muntern Vögel, nicht der Sonne Glut
In diesem wonn'gen Land, nicht Blüt' und Baum
Und Taugefunkel, nicht der Erde Duft
Und Abendmilde — nicht die stille Nacht
Mit Nachtigallenschlag und Mondenschein
Und Sternenglanz — sind süß mir ohne dich!

Keiner darf an einer Heirat, wie sie seinem innersten

*) Verlorenes Paradies IV, 639—656.

Sehnen entspricht, verzweifeln. Glücklicherweise sind wir von so verschiedenem Geschmack, und so wahr ist es, daß Liebe Liebe erweckt, daß auch der Niedrigste die glücklichste Heirat erhoffen darf, wenn er sie verdient.

Wahre Liebe ist nicht unvernünftig oder rechthaberisch, aber man vergesse auch nicht, daß Liebe zart und gebrechlich ist. Laß es zu keinem, auch nicht zu dem geringsten Zank kommen. Vielleicht ist es

„Der Laute kleiner Spalt,
Der, unbemerkt, den Ton verstimmt, und bald,
Erweiternd sich, ihn ganz ersterben läßt."*)

Ja, Liebe ist zart. „Zank und Zorn verwunden die Liebe tief" — so wenig man von einer Geige erwarten darf, daß sie, rauh gehandhabt, ihren Ton behalte, so wenig von der Liebe, daß sie bleibe, wenn sie erkältet oder in sich zurückgetrieben wird. Was für eine Wonne aber ist es, sie lebendig zu erhalten

„Durch unscheinbaren, vielfält'gen Erweis
Von Lieb' und Güte."**)

Die Seele eines jeden wird durch wahre Liebe veredelt.

„Besser, daß liebend du verlierst
Als daß du nimmer je geliebt."

Niemand hat wohl ein Weib anmutiger in einem kurzen Wort gepriesen als Steele, welcher von Frau Elisabeth Hastings sagte, „sie kennen, sei gleich gewesen

*) Tennyson.
**) Wordsworth.

einer edlen Erziehung." Aber jedes Weib vermag es zu empfinden, wie sie selbst besser wird, wenn sie nicht nur für sich Glück aufspeichert, sondern vielmehr den erhebt und segnet, dessen Glück und Bestes sie am sehnlichsten gefördert sehen möchte. Liebe, wahre Liebe wird je länger je größer und tiefer. Gatte und Weib, welche wahrhaft verheiratet sind, leben

„Durch einander, bis nur eins
Sind Lieb' und Leben."*)

Und Liebe endet nicht mit dem Leben. Mutterliebe kennt keine Grenzen.

Nein, Liebe nicht im Tod vergeht!
Mit unserm letzten Hauch verweht
Ist Leidenschaft, ein leerer Schein.
Ehrgeiz steigt nicht zu Gott empor,
Habsucht fährt nicht durchs Höllenthor.
Hinweg des Grabes Moder rafft
Der Erde ird'sche Leidenschaft.
Doch Liebe Grab und Tod besiegt.

Ihr heilig Feuer ewig flammt,
Heimkehrt zu Gott, die Gott entstammt.
Ein Fremdling oft auf dieser Erd',
Betrogen, durch Gewalt verstört, —
Im Himmel schwebt sie frei und rein,
Hier hat sie wahre Ruh allein.
Die Thränensaat, die sie gesät,
Im Himmel herrlich aufersteht.

Sieh' jene Mutter, wie sie dort
Ihr früh verlornes Kind erblickt.

*) Swinburne.

O für die Schmerzen, für die Qual,
Den Kummer, der bei ihr gewohnt,
Der langen, bangen Nächte Zahl —
Ist sie nicht herrlich nun belohnt?*)

Je mehr das Leben dahingeht, werden Liebe zu Gatte und Weib, Liebe zu Freunden und Kindern der große Trost und die Freude des Alters. Die erstere ruft die Vergangenheit zurück; die letztere erweckt Interesse an der Zukunft, und es ist ein wahres Wort, daß wir in unsern Kindern unser Leben noch einmal leben.

*) Southey.

Fünftes Kapitel.

Kunst.

„Das Wesen wahrer Kunst ist weder die Natur zu verändern, noch sie zu verbessern — sondern überall in der Natur nach dem, was liebenswert und rein ist, zu suchen, dies zu lieben und was in ihm liebenswert ist, bis zu der äußersten Grenze künstlerischen Könnens zum Ausdruck zu bringen, und durch anmutende Kunst und reizvolle Charakteristik die Gedanken der andern an dies Reine und Liebenswerte zu fesseln. Das allein ist wahre Kunst. Ihre Größe steht caeteris paribus in genauem Verhältnis zu der Liebe, welche der Künstler zum Schönen hat, nur darf der Liebe zur Schönheit auch nicht ein Atom der Wahrheit zum Opfer fallen."

Ruskin.

Die ältesten Kunstwerke, welche wir besitzen, sind Darstellungen von Tieren, welche bei aller Rohheit doch oft überraschend naturgetreu sind. Sie sind in Hirschhorn oder Knochen eingegraben oder daraus geschnitzt; gefunden hat man sie in Gräbern Englands, Frankreichs und Deutschlands, neben Stein- oder anderen rohen Werkzeugen, und neben den Überresten von Säugetieren, die offenbar dem Ende der Eiszeit angehören. Unter diesen

Darstellungen finden sich nicht nur das Rotwild, Bären und andere Tiere, die jetzt im gemäßigten Europa wohnen, sondern auch andere, wie das Renntier, das Moschusschaf und das Mammut, die entweder weiter nach Norden zurückgewichen oder schon ganz ausgestorben sind. Wir dürfen, glaube ich, wohl hoffen, daß noch andere Darstellungen gefunden werden, welche uns über die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren in jenen frühen Zeiten weitere Aufklärung geben.

Nächst diesen in Bezug auf das Alter kommen die Skulpturen und Gemälde, welche man an den Wänden der altassyrischen und altegyptischen Gräber, Tempel und Paläste gefunden hat.

Zweifellos haben ja diese alten Darstellungen, betrachtet man sie als Kunstwerke, viele Fehler — aber doch, wie anschaulich reden sie zu uns! Thatsächlich ist ja ein König im allgemeinen nicht größer als seine Soldaten, aber in diesen Schlachtscenen ist er immer so dargestellt. Wir müssen indessen daran denken, daß in jenen alten Kriegsläuften der größere Teil des Kampfes in der That von den Anführern gethan wurde. In dieser Hinsicht gleichen die homerischen Gesänge den altassyrischen und altegyptischen Darstellungen. Jedenfalls sehen wir auf den ersten Blick, welches der König ist, welches die Offiziere sind, auf welcher Seite der Sieg ist, — das Ringen und die Qualen der Verwundeten, die Flucht des Feindes, die Stadt, wohin er seine Zuflucht nimmt — sodaß man ein solches Gemälde selbst bei flüchtigem Vorübergehen versteht; dahingegen ist bei heutigen Schlachtgemälden die Handlung sehr viel weniger klar — das

ungeübte Auge sieht eine Zeit lang wenig mehr als rote Farbe und Rauch.

Sicherlich besitzen diese Werke eine gewisse Größe und eine ihnen eigentümliche Würde, wenn man bei ihnen auch nicht die Schönheit späterer Kunst findet.

In Griechenland erreichte die Kunst eine Vollkommenheit, über die man nie hinausgekommen ist, und sie war dort mehr geschätzt als es vielleicht jemals darnach der Fall gewesen ist.

Zu der Zeit, als Demetrius die Stadt Rhodus angriff, arbeitete Protogenes gerade an einem Gemälde des Talysus. „Dies hinderte," sagt Plinius, „den König Demetrius an der Einnahme von Rhodus, da er fürchtete, das Gemälde zu verbrennen; an einer andern Seite konnte er nicht Feuer an die Stadt legen, so zog er es vor, lieber das Gemälde zu schonen als den Sieg, den er schon in Händen hatte, zu gewinnen. Protogenes hatte damals seine Malerstube in einem Garten außerhalb der Stadt, ganz nahe dem feindlichen Lager; hier brachte er Tag für Tag die von ihm begonnenen Arbeiten zu Ende, ohne daß der Lärm der Soldaten ihn in seinen Studien zu stören vermochte. Da ließ ihn Demetrius vor sich bringen und fragte ihn, was ihn so kühn mache, mitten unter den Feinden zu arbeiten. Er antwortete dem König, er glaube, der Krieg gelte den Rhodiern, nicht den Künsten."

Mit dem Verfalle Griechenlands sank auch die Kunst, bis sie im 13. Jahrh. durch Cimabue wieder erweckt wurde; seit dessen Zeit ist sie von Triumph zu Triumph weiter geschritten.

Die Kunst ist ohne Zweifel eins der reinsten und edelsten Elemente im menschlichen Glück. Sie erzieht den Geist durch das Auge und das Auge durch den Geist. Wie die Sonne den Blumen ihren Farbenschmuck verleiht, so verdankt das Leben der Kunst seinen Schmuck.

„Bei wahrer Kunst," sagt Ruskin, „sind Hand, Kopf und Herz des Menschen in gleicher Weise thätig. Aber Kunst ist keine Erholung, man kann sie nicht in Nebenstunden erlernen; es ist nutzlos, sie dann zu treiben, wenn man nichts Besseres zu thun hat."

Nicht allein im Osten hat man große Werke, die in Wahrheit aus Fleiß und Arbeit hervorgegangen sind, magischer Kunst zugeschrieben.

Fleiß und Arbeit machen nicht jeden zum Künstler, aber niemand kann ohne dieselben etwas erreichen. In der Kunst ist zweimal zwei nicht vier und Kleines zu Kleinem, in welcher Zahl auch immer, giebt noch kein Großes.

Der Ausspruch, daß es der Zweck aller Kunst sei, zu gefallen, hat zwar eine hohe Autorität für sich, ist aber doch nur eine unvollkommene Definition. Ebensogut könnte man sagen, daß eine Bibliothek nur zum Vergnügen und zum Staat da ist.

Die Kunst hat vor der Natur einen Vorzug, insofern sie ein menschliches Element einführt, das in gewisser Hinsicht sogar der Natur überlegen ist. „Nimm," sagt Plato, „einen Menschen, wie er von der Natur geschaffen ist, vergleiche ihn mit einem andern, welchen die Kunst gebildet hat, und du wirst immer finden, daß das

Werk der Natur weniger schön ist; denn die Kunst ist genauer als die Natur."

Auch Baco in seinem „Fortschritt der Wissenschaft" spricht davon, daß „die Welt der Seele nicht gleichkommt, und daß deswegen der Geist nach einer gewaltigeren Größe, nach einer vortrefflicheren Güte und nach einer vollendeteren Mannigfaltigkeit verlangt, als sie in der Natur der Dinge sich finden."

Der Dichter erzählt uns, daß, als Prometheus ein sehr schönes Standbild der Minerva gefertigt hatte, die Göttin voller Entzücken darüber ihm sich erbot, was er wolle vom Himmel herabzubringen, um die Schönheit des Standbildes noch zu erhöhen. Klug bat sie da Prometheus, ihn dahin mitzunehmen: er wolle selber wählen. Minerva that es, und wie Prometheus sah, daß im Himmel alles durch das Feuer belebt war, brachte er sich einen Funken mit, durch welchen er seinem Werk Leben gab.

Nachahmung ist in Wahrheit das Mittel, aber nicht der Zweck der Kunst. Die Erzählung von Zeuxis und Parrhasius ist ja eine hübsche Geschichte; aber Vögel, oder ja Menschen zu täuschen, ist doch im wahren Sinne des Worts eine Spielerei im Vergleich zu den höheren Aufgaben der Kunst. Man kann, wie Dr. Young sagt, die Ilias nachahmen und ist doch kein Nachahmer des Homer; vielmehr, wie Sir J. Reynolds hinzufügt, je mehr der Künstler die Natur studiert, „um so näher kommt er dem wahren und vollkommenen Ideal der Kunst."

Die Kunst muß ebensowohl schaffen als nachbilden. Treffend sagt Victor Cousin: „Das Ideale ohne das

Reale entbehrt des Lebens; aber das Reale ohne das Ideale entbehrt der reinen Schönheit. Beides muß vereint sein, Hand in Hand gehen und sich verbinden. Dann entstehen die besten Werke. So ist Schönheit eine absolute Idee, nicht nur eine Kopie der unvollkommenen Natur."

Das Gruppieren ist selbstverständlich im Gemälde von der größten Bedeutung. Sir Joshua Reynolds giebt zwei bemerkenswerte Fälle an, um zu zeigen, wie sehr jede beliebige Figur in einem Gemälde von ihrer Umgebung abhängig ist. Tintoretto hat in einem seiner Gemälde den Simson Michelangelos genommen, einen Adler unter seinen Fuß und Donner und Blitz anstatt des Eselskinnbackens in seine rechte Hand gegeben, und so hatte er einen Jupiter aus ihm gemacht. Das zweite Beispiel ist noch treffender. Titian hat von der Decke der Sixtinischen Kapelle die Figur kopiert, welche die Gottheit darstellt, wie sie Licht und Finsternis scheidet; er hat sie in seiner Schlacht bei Cadore dazu verwendet, einen vom Pferde fallenden General darzustellen.

Halten wir es fest, daß, soweit das Auge in Betracht kommt, das Ziel des Künstlers ist zu erziehen, nicht zu täuschen, und daß sich seine höhere Aufgabe vielmehr auf den Geist als auf das Auge bezieht.

Zweifellos:

„Gold zu vergolden, Lilien zu bemalen,
„Dem Veilchen anzuhauchen süßen Duft,
„Eis glätten, eine andre Farbe noch
„Dem Regenbogen schenken, oder ja
„Der Sonne Glanz ein Wachslicht beizugeben —
„Heißt doch zu weit gehn und ein Spottnarr sein."*)

*) Shakespeare.

Aber es ist nicht alles Gold was glänzt, alle Blumen haben nicht ein Kleid wie die Lilien, und es bietet sich uns eine Fülle ebensowohl zur Auswahl als zur Darstellung.

„Das Wahre, Gute und Schöne," sagt Cousin, „sind nur Formen des Unendlichen. Was lieben wir denn in Wirklichkeit im Wahren, Schönen und Guten? Wir lieben das Unendliche selbst. Die Liebe zum unendlichen Wesen verbirgt sich unter der Liebe zu seinen Formen. So wahrhaftig ist es das Unendliche, was uns im Wahren, Guten und Schönen entzückt, daß das, worin es sich darstellt, allein uns nicht genügt. Der Künstler ist beim Anblick gerade seiner größten Werke unbefriedigt: sein Trachten geht höher."

Man hat allerdings bisweilen den Vorwurf erhoben, daß die Landschaftsmalerei der Natur nicht treu sei. Aber wir fragen: Was ist da Treue? Ist nicht vielleicht das der Zweck, auf den Geist denselben Eindruck hervorzubringen, wie der ist, welchen die Scenerie selbst erzeugt? Ist dem so, so lasse man irgend jemand aus dem Gedächtnis eine Gruppe Berge zeichnen: er wird wahrscheinlich finden, daß in dem Eindruck seines Geistes die Berge höher und steiler, die Thäler tiefer und enger sind als in der Wirklichkeit. Also würde eine ganz genaue Zeichnung in dem Sinne nicht treu sein, als sie nicht denselben Eindruck wie die Natur selbst hervorbringt.

In Wahrheit heißt Kunst, nach dem Wort Goethes, einfach deswegen Kunst, weil sie nicht Natur ist.

Es genügt nicht für den Künstler, eine schöne Scenerie zu wählen und sie genau hinzuzeichnen. Er darf nicht

nur ein bloßer Kopist sein. Es kommt auf etwas Höheres und Schwierigeres an. Er muß schaffen, oder jedenfalls auslegen, ebenso wohl als kopieren.

Turner war nie damit zufrieden, selbst die herrlichste Landschaft nur zu kopieren. Er brachte Berge an eine andre Stelle, oder ließ sie auch ganz weg.

Es wird erzählt, daß einem gewissen Edelmann sehr darum zu thun war, das Modell zu sehen, nach welchem Guido seine herrlichen Frauengesichter malte. Guido brachte seinen Farbenreiber, einen dicken groben Kerl, in eine Stellung, und zeichnete darauf eine herrliche Magdalena. „Mein teurer Graf," sagte er, „die Idee des Schönen und Reinen muß im Geiste vorhanden sein, dann kommt es auf das Modell nicht viel an."

Guido malte den h. Michael für die Kapuzinerkirche in Rom und wünschte sich, „Engelsflügel zu haben, um bis zu dem Paradies mich emporzuschwingen, damit ich dort die Formen jener schönen Geister sähe, nach denen ich meinen Erzengel malen könnte. Doch ich kann nicht so hoch mich erheben; hier unten aber suche ich vergebens nach etwas, das ihm ähnlich wäre — so hab' ich in meinen eigenen Geist blicken müssen und in die Idee der Schönheit, welche ich in meinem eigenen Innern mir gebildet habe."

Die Wissenschaft versucht, innerhalb der engen Grenzen menschlichen Vermögens, die Thatsachen der Wirklichkeit in einer zwar schmucklosen, aber in sich wahren Weise wiederzugeben, ohne Beziehung zu Zeit und Ort. Um dies zu erreichen, muß sie sich manchen Beschränkungen unterwerfen, die oft lästig genug sind und zu ernsten

Nachteilen führen. Die Kunst hingegen bemüht sich, den Eindruck der Wirklichkeit, wie sie sich in einem besonderen Lichte darstellt, zu geben.

In vielfacher Hinsicht giebt die Kunst eine klarere und lebhaftere Vorstellung von einer unbekannten Gegend, als es eine Beschreibung thun könnte. In der Litteratur mag ein Felsen Fels heißen, auf dem Gemälde muß es Granit oder Schiefer, darf es nicht bloß ein Fels sein.

Es ist bemerkenswert, daß die Künstler zwar schon längst die Notwendigkeit eines Studiums der Anatomie anerkannt haben, so daß es in der Royal Academy von Anfang an einen Professor der Anatomie gab — daß man aber erst in den letzten Jahren Kenntnisse der Botanik oder der Geologie für wünschenswert erachtet hat. Noch jetzt ist ihre Wichtigkeit keineswegs allgemein anerkannt.

Viel ist darüber geschrieben worden, welche von den dreien: Malerei, Skulptur oder Architektur, die größere sei. Dies ist erstlich an und für sich eine wenig nutzbringende Erörterung, jedenfalls aber ist sie hier nicht am Platze.

Die Architektur gewährt uns nicht nur einen außerordentlicher Vertiefung fähigen Genuß, sondern auch den Eindruck von etwas Überirdischem und Übermenschlichem.

Frau von Staël nannte sie „erstarrte Musik"; eine Kathedrale war für sie die herrliche Ausführung eines „in Stein gehauenen Gedankens", wobei sogar die Fenster durchscheinende Mauern von prächtigen Farben sind.

Nach einem Wort Caraccis malen die Dichter in ihren Werken und die Künstler reden in den ihren. Die

letzteren haben allerdings einen großen Vorzug, denn ein Blick auf ein Standbild oder ein Gemälde giebt eine lebendigere Vorstellung als eine lange und ins einzelne gehende Beschreibung.

Ein andrer Vorzug, den die Kunst hat, ist der, daß sie von allen zivilisierten Völkern verstanden wird, während doch ein jedes seine besondere Sprache hat.

Sogar in materieller Hinsicht ist die Kunst von der größten Bedeutung. Sir F. Leighton bemerkte neulich in einer Rede: „Das Studium der Kunst gewinnt täglich an Bedeutung in Bezug auf gewisse Seiten der Abnahme materiellen Wohlstandes in unserm Lande. Denn bei dem industriellen Wettbewerb zwischen diesem Lande und anderen — einem Wettbewerb, der so lebhaft und hochgespannt ist, daß er für gewisse Erwerbszweige einen Kampf ums Dasein bedeutet — handelt es sich nicht länger ausschließlich oder auch nur hauptsächlich um die Vortrefflichkeit des Materials oder die Dauerhaftigkeit der Arbeit, sondern zum großen Teil von jetzt ab um den künstlerischen Reiz und die Schönheit der Zeichnung.

Indessen ist der höchste Dienst, welchen die Kunst dem Menschen leisten kann, der, daß sie „zu gleicher Zeit der Ausdruck seines edleren inneren Lebens und die strenge Zuchtmeisterin seiner Gefühle ist; und mehr mit dieser ihrer Aufgabe als mit einer ästhetischen Vollkommenheit haben wir es jetzt zu thun.“*)

Wissenschaft und Kunst sind Geschwister, oder wohl besser: sie sind gleichsam Bruder und Schwester. Die

*) Hawels.

Aufgabe der Kunst gleicht in vieler Hinsicht der des Weibes. Es ist weniger ihre Aufgabe, die harte Mühe und Arbeit des Lebens auf sich zu nehmen, als es mit dem Glanz der Schönheit zu umgeben und die Arbeit zur Lust umzuwandeln.

In der Wissenschaft halten wir einen Fortschritt für selbstverständlich. Nicht so einfach ist die Sache bei der Kunst. Doch sprach es Sir Joshua Reynolds unbedenklich als seine Überzeugung aus, daß „die Malerei in Zukunft derartige Fortschritte machen wird, daß das, was jetzt unsre besten Leistungen sind, uns dann kindlich erscheinen wird". Wir dürfen hoffen, daß auch die Fähigkeit, uns daran zu erfreuen, in gleichem Maße in uns wachsen wird. Wordsworth sagt, daß die Dichter selber erst den Geschmack an ihren Werken schaffen müssen; dasselbe gilt, jedenfalls in einem gewissen Grade, von den Künstlern.

In einer Hinsicht namentlich scheint die moderne Malerei einen merklichen Fortschritt gemacht zu haben; wir verdanken ihr als eine wirkliche Wohlthat, eine lebendigere Freude an der Landschaft.

Selbstverständlich maße ich mir keine Autorität an, aber ich muß sagen, daß sogar bei den größten Meistern vor Turner die Landschaft den Figuren auffallend nachsteht. Sir Joshua Reynolds erzählt, daß Gainsborough auf seinem Tisch eine Art Landschaftsmodell zusammenbaute, aus kleinen Steinen, Moos und Stückchen Fensterglas, welche er dann zu großen herrlichen Felsen, Bäumen und Wasser umschuf. Sir Joshua redet lang und breit über das Weise dieses Verfahrens. „Wie nützlich es sein

kann, um Fingerzeige zu geben," sagt er in vollkommenem Ernst, „kann der Professor der Landschaftsmalerei am besten beurteilen;" doch empfiehlt er es nicht und neigt zu der Annahme, daß es im ganzen doch wahrscheinlich mehr Schaden als Nutzen stiften möchte.

In dem Gemälde des Ceyx und der Alcyone von Wilson, welcher, wie Cunningham sagt, neben Gainsborough den Grund zu der jetzigen Schule unsrer Landschaftsmalerei legte, soll das Schloß nach einem Topf Bier und der Felsen nach einem Stilton-Käse gemalt sein. Man erzählt sich ja allerdings diese Geschichte noch anders, daß das Gemälde nämlich für einen Topf Bier und einen Käse verkauft worden sei, aber auch das giebt uns keine höhere Vorstellung von der Wertschätzung der Landschaftsmalerei in jener Zeit.

Über Gebirgsgegenden war bis in die jüngste Zeit die allgemeine Empfindung noch die, welche wir bei Tacitus finden. „Wer möchte wohl Asien, Afrika oder Italien verlassen, um Germanien aufzusuchen, dies wilde, aller schönen Formen bare Land, mit seinem rauhen Klima und seiner trübseligen Landschaft — es müßte denn seine Heimat sein?"

Scherzhaft ist die Meinung des Dr. Beattie zu lesen, welche er in einer besonderen, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geschriebenen Abhandlung über *Wahrheit, Poesie und Musik* ausgesprochen hat. „Das schottische Hochland ist im allgemeinen eine trübselige Gegend. Lange gebirgige Strecken düsterer Heide, die oft noch durch nebeliges Wetter verhüllt sind; enge spärlich bewohnte Thäler, an den Seiten steile Felswände, welche von

dem Donner der Gießbäche wiederhallen; ein so rauher Boden, ein so schreckliches Klima, daß an vielen Stellen weder liebliche Weiden möglich sind, noch der Pflug des Landmanns einsetzen kann; das wehmütige Schlagen der Wogen an den Buchten und Seen; das unheimliche Getöse, welches jeder Windstoß in einer einsamen Gegend erregt, wo so viele Echos, Felsen und Höhlen sind; der seltsame und geisterhafte Eindruck, den eine solche Landschaft bei Mondenschein macht — das alles umdüstert den Geist," u. s. w.*)

Selbst Goldsmith empfand den landschaftlichen Charakter des Hochlands als traurig und häßlich. Für Johnson war es, wie bekannt, etwas selbstverständliches, daß „der erhabenste Anblick, den ein Schotte nur haben könnte, die nach England führende Chaussee" sei — ein Ausspruch, zu dem sich nicht recht die von ihm gemachte Unterscheidung reimt, daß die „Riesenstraße" wohl „sehenswert, doch nicht wert war, daß man sie eigens deswegen aufsuchte".

Frau von Staël sagte, sie würde gern 500 Meilen weit reisen, um mit einem bedeutenden Manne zusammenzukommen, aber nicht ein Fenster öffnen, um den Golf von Neapel zu sehen.

Übrigens war es nicht nur die Landschaft, auf die man früher wenig Wert legte. Burke sagt, wo er von Stonehenge**) redet: Stonehenge hat weder in der Anordnung, noch in den Ornamenten Bemerkenswertes aufzuweisen.

*) Beattie, 1776.

**) Ein berühmtes vorgeschichtliches Bauwerk in England.

Eine reizlose Gegend mag indessen wohl bisweilen eine verderbliche Wirkung auf die menschliche Natur ausüben. Es ist eine scharfsinnige Bemerkung, daß Don Quixote wohl weniger durch das Lesen seiner Ritterbücher als durch die einförmige Landschaft der La Mancha verrückt wurde.

Liebe zu landschaftlicher Schönheit verdanken wir allerdings nicht der Kunst allein. Erst die glückliche Verbindung von Kunst und Wissenschaft hat uns gelehrt, die uns umgebende Schönheit zu erkennen.

Die Kunst giebt uns offene Augen. „Hunderte von Menschen können reden, weil einer denken konnte; aber Tausende können denken, weil einer sehen konnte. Klar sehen ist Poesie, Weissagung und Religion zu gleicher Zeit . . . indem wir uns immer daran erinnern, daß die Größe aller Kunst stets in zwei Dingen besteht: erstlich, daß man die in der Natur gegebenen Thatsachen ernst und scharf auffaßt, dann, daß man sie im Geiste so ordnet und dann so darstellt, daß sie für alle, welche sie betrachten, im höchsten Grade bemerkenswert, gefällig und schön sind. So ist die Kunst nichts andres als das Urbild starken und edlen Lebens. Eine gewöhnliche Persönlichkeit ist die, welche in ihren Beziehungen zu den Dingen der sie umgebenden Welt nichts klar sieht, keiner Sache fest ins Gesicht sieht, und dann nachher es geschehen läßt, daß sie weggerissen wird von dem daherwogenden Strom und der unentrinnbaren Gewalt der Dinge, welche sie nicht vorhersah und verstand. Dahingegen sieht eine edle Natur den Dingen der Welt fest ins Gesicht, bringt ihnen ein tiefinnerliches Verständnis

entgegen, tritt zu ihnen in Beziehung mit klarer Einsicht und ruhiger Stärke und wird so durch ihren menschlichen Verstand und Willen die nichts weniger als unbewußte oder unbedeutende Kraft, welche das in den Dingen liegende Gute zur Vollendung bringt und ihr Übel hindert.“*)

Dürfen wir nicht auch hoffen, daß in dieser Hinsicht gleichfalls noch weitere Fortschritte möglich sind, — daß von späteren Geschlechtern Schönheiten aufgedeckt werden und Genüsse für sie in Fülle da sein werden, von denen wir noch kein Verständnis haben oder die wir doch nur dunkel fühlen?

Auch jetzt ist ja schon kaum eine Hütte ohne etwas, das mit mehr oder weniger Recht den Anspruch erhebt, ein Kunstwerk zu sein — ein Gemälde, eine Photographie oder eine Figur; so dürfen wir denn doch wohl hoffen, daß die Kunst, so sehr sie auch jetzt schon das Glück des Lebens erhöht, dies doch noch viel mehr in Zukunft thun wird.

*) Ruskin.

Sechstes Kapitel.

Poesie.

Plutarch erzählt uns, daß die Sicilianer nach der verhängnisvollen Niederlage der Athener vor Syrakus diejenigen verschonten, welche etwas aus den Stücken des Euripides hersagen konnten.

„Manche," sagt er, „verdankten da dem Euripides ihre Rettung. Von allen griechischen Dichtern war seine Muse am meisten bei den Sicilianern beliebt. Von den Fremden, die auf ihrer Insel landeten, ließen sie sich jedes, auch das kleinste Stück, jeden, auch den kleinsten Vers aus seinen Werken sagen, und voller Freude teilten sie sich einander mit, was ihnen bekannt geworden war. Nach jenem Ereignis kamen, wie erzählt wird, eine Anzahl Athener bei ihrer Rückkehr in die Heimat zum Euripides und dankten ihm auf das lebhafteste für das, was sie seiner Muse verdankten; den einen war die Freiheit geschenkt worden, weil sie ihre Herren das gelehrt hatten, was sie von seinen Gedichten wußten; den andern

waren, als sie nach der Schlacht flüchtig umherirrten, Erfrischungen dafür geboten worden, daß sie ein paar seiner Verse sangen."

Heutzutage verdankt wohl keiner von uns in diesem Sinne der Dichtkunst sein Leben, wohl aber sind ihr viele von uns in einem andern Sinne ganz ähnlich verpflichtet. Wie oft, wenn wir von Überarbeitung, Kummer oder Sorge ermattet waren, nahmen wir Homer, Horaz, Shakespeare oder Milton hervor und fühlten, wie sich nach und nach die Wolken wegwälzten, die Erregtheit der Nerven sich legte, das Gefühl der Kraft wieder an die Stelle körperlicher Erschöpfung trat und in das Dunkel des Kleinmuts wieder einmal das Licht des Lebens hineinleuchtete.

„Und doch," sagt Jowett, „hat Plato in seinem Staate für die Dichter keinen Platz, weil sie es mit den Sinnen zu thun haben, weil sie die Gefühle erregen, ... weil sie in dreifacher Hinsicht von der höchsten Wahrheit entfernt sind."

In dieser Hinsicht, wie in mancher andern, werden wenige Platos Republick als einen Ideal-Staat anerkennen, und die meisten werden mit Sir Philip Sidney darin übereinstimmen, daß „wenn Dir die planetengleiche Musik der Dichtkunst zuwider ist — so habe ich im Namen aller Dichter die Botschaft an Dich, daß Du Dein Leben hindurch verliebt sein und nie Erhörung finden mögest, weil Du kein Sonett machen kannst — und daß nach Deinem Tode auch Dein Name von der Erde verschwinde, weil Dir ein Grabspruch fehlt."

Die Poesie ist oft mit der Malerei und der Skulp-

tur verglichen worden. Schon im Altertum sagte Simonides, daß die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei.

Nach Cousin ist die Poesie „die erste der Künste, weil sie am besten das Unendliche darstellt."

Und wiederum: „Obwohl die einzelnen Künste in gewissen Beziehungen für sich allein dastehen, so giebt es doch eine, die an den Vorzügen aller teilzuhaben scheint: die Dichtkunst. Die Dichtkunst malt und meißelt mit ihren Worten, sie errichtet Gebäude wie ein Baumeister, ja sie vereint in sich auch, bis zu einem gewissen Grade, Melodie und Musik. Sie ist sozusagen der Mittelpunkt, in dem die ganze Kunst zusammengefaßt ist."

Ein rechtes Gedicht ist eine Gemäldegalerie.

Man muß, wie ich glaube, zugeben, daß von einem Gegenstande, den wir nie gesehen haben, die Malerei und die Bildhauerkunst uns eine klarere und lebendigere Vorstellung geben, als es irgend eine Beschreibung vermöchte. Aber haben wir einmal etwas gesehen, so stellen uns gerade die Dichter vieles vor Augen, was wir in einer bildlichen Darstellung, oder sogar in der Natur, von selbst nie sehen würden. Gegenstände kann der Künstler uns am lebhaftesten vor Augen stellen, Handlungen der Dichter. Der Raum ist das Gebiet der bildenden Kunst, die Zeit das der Dichtkunst.*)

Weibliche Schönheit kann als ein typisches Beispiel hierfür gelten. Wie schwerfällig und kalt erscheint da jede Beschreibung! Die größten Dichter erkennen dies an;

*) Vgl. Lessings Laokoon.

wenn z. B. Scott uns ein Bild des Fräuleins vom See geben will, versucht er sie nicht etwa zu beschreiben, sondern erwähnt ihre Haltung und fügt hinzu:

„Nie unter griechscher Meister Hand
Dort in der Schönheit Heimatland
Ein anmutvoller Bild erstand."

Ein großer Dichter muß wahrhaft begeistert sein, er muß einen feinen Sinn für die Schönheit besitzen, seine Gefühle müssen tiefer sein als die der meisten andern Menschen, gleichwohl aber muß er sie ganz beherrschen können. „Der Milton der Dichtkunst ist der Mann, der bei der Herrlichkeit der ihm eigenen Sprache ein demütiger Beter zu dem ewigen Geist ist, welcher den Reichtum alles Sagens und Wissens austeilt, welcher seine Seraphim mit der heiligen Kohle seines Altars aussendet, um, welchem er will, die Lippen zu berühren und zu weihen."*) Und wenn uns die Dichtkunst einerseits die unendlichen Verschiedenheiten der menschlichen Geistesanlagen zeigt, so lehrt sie uns andrerseits, daß das Genie von Rang und Reichtum unabhängig ist.

Man kann ein Dichter sein und braucht keine Verse zu schreiben, aber wenn man schlechte oder dürftige Verse schreibt, ist man kein Dichter.

„Mediocribus esse poetis
Non homines, non Di, non concessere columnae."**)

Dichter zweiten Ranges, wie überhaupt Schriftsteller zweiten Ranges, werden allmählich vergessen; aber das Werk des wahren Dichters ist unsterblich.

---

*) Arnold.
**) Horaz.

Die Poesie kann nur leben, wenn sie lebendig ist — wenn „das, was aus dem Kopf entspringt, zu Herzen geht;“*) Milton sagt so wahr: „Wer sich in seiner Hoffnung, auf rechtem Gebiet etwas Gutes zu schreiben, nicht täuschen will, muß selbst ein wahrhaftiges Gedicht sein.“

Denn „wer, ohne von der Begeisterung der Musen in seiner Seele einen Hauch zu spüren, an die Schwelle tritt und von der Kunst in den Tempel eingelassen zu werden denkt — er und sein Dichten haben keinen Zutritt.“**)

„Denn haben sich nicht die homerischen Gesänge 2500 Jahre und länger erhalten, ohne einer Silbe oder eines Buchstabens verlustig gegangen zu sein, während in derselben Zeit unzählige Paläste, Tempel, Schlösser und Städte zerstört und vernichtet sind? Es ist eine Unmöglichkeit, daß wir die wahren Gemälde oder Standbilder eines Cyrus, Alexander oder Cäsar besitzen sollten; auch die der Könige und großen Persönlichkeiten sehr viel späterer Zeiten haben wir nicht; denn die Originale bleiben nicht erhalten, und die Kopien müssen ja notwendigerweise an Lebenswahrheit einbüßen. Aber die Bilder des menschlichen Verstandes und des menschlichen Wissens dauern in den Büchern fort — frei von den Unbilden der Zeit, immerwährender Erneuerung fähig. Eigentlich darf man sie auch nicht einmal Bilder nennen; denn noch immer bringen sie Leben hervor und streuen ihren Samen in andrer Herzen; sie sind Anlaß und Ursache

*) Wordsworth.
**) Plato.

unzähliger Handlungen und Meinungen in den aufeinander folgenden Zeiten. Man hat die Erfindung der Schiffe für etwas so Großes gehalten, weil sie Reichtümer und Annehmlichkeiten von Land zu Land bringen, weil sie die fernsten Gegenden mit einander verbinden, so daß jede an den Früchten der andern Anteil hat; wie viel mehr muß man da die Erfindung der Schriftzeichen preisen, welche wie Schiffe die weiten Meere der Zeit durchfahren und so ferne Zeitalter verbinden, so daß das spätere an der Weisheit, der Erkenntnis, den Erfindungen des längst vergangenen Anteil hat?"*)

Der Dichter muß viele Eigenschaften besitzen. „Wer," sagt Cousin, „hat den Plan dieses Gedichtes entworfen? Die Vernunft. Wer hat ihm Leben und Reiz verliehen? Die Liebe. Und wer hat Vernunft und Liebe geleitet? Der Wille."

Die Poesie ist eine Frucht des Genies, doch kann sie nicht ohne Arbeit hervorgebracht werden. Moore, einer der gewandtesten Dichter, nennt sich einen langsamen Arbeiter, der immerfort alle Hände voll zu thun habe.

Die Werke unsrer größten Dichter sind nur Episoden des einen großen Gedichtes, welches der menschliche Geist seit dem Anfange der Menschengeschichte geschaffen hat.

Ein hervorragender Mathematiker soll einmal gefragt haben, was eigentlich Milton in seinem „Verlorenen Paradies" bewiesen habe. Ohne Zweifel giebt es auch heute noch solche, die sich fragen — wenn sie auch vielleicht andern die Frage nicht vorlegen — ob die

*) Bacon.

Poesie überhaupt irgend einen Wert habe; als ob es nicht an sich wertvoll wäre, wenn man sich an etwas erfreut. Ein wirklicher Utilitarier würde übrigens diesen Zweifel nicht teilen können, da ja „das größte Glück einer möglichst großen Menge" die Regel dieser Philosophie ist.

„Wir dürfen Werke des Geistes nicht nur nach dem Genuß beurteilen, den sie gewähren, selbst wenn dieser Genuß ihren Hauptzweck bildete. Wir müssen auch das Verständnis berücksichtigen, welche sie voraussetzen und übend entwickeln."*)

Wenn wir ganzen Genuß von der Dichtkunst haben wollen, so dürfen wir nicht in unsern engen Grenzen bleiben, sondern müssen uns zu einem höhern Ideal erheben.

„Ja, beständig wenn wir Dichtungen lesen, sollte in unsern Herzen der Sinn für das Beste, das wirklich Gediegene, für die Kraft und die Freude, die wir daraus gewinnen sollen, lebendig sein und das Urteil über unsere Lektüre bestimmen."**)

Trefflich fragt Cicero in seiner Rede für Archias: „Hat nicht dieser Mann ein Recht auf meine Liebe, meine Bewunderung und alle Mittel, die mir zu seiner Verteidigung zur Verfügung stehen? Denn das sagen uns alle Großen und Weisen der Menschheit, daß man in jedem andern Zweige des geistigen Könnens durch Erziehung, Vorschriften und Übung Vortreffliches leisten kann. Aber ein Dichter ist von der Hand der Natur

*) St. Hilaire.
**) Arnold.

geschaffen; ihn treibt die ihm innewohnende geistige Kraft, aus ihm spricht das, was wir den Geist Gottes selber nennen dürfen. Deswegen hat unser Ennius Recht, wenn er die Dichter heilig*) nennt; denn sie sind der Menschheit durch die freundliche Güte der Götter gleichsam geliehen."

„Die Dichtkunst," sagt Shelley, „erweckt und erweitert den Geist, indem sie ihn mit tausend Gedankenverbindungen erfüllt, die er vorher nicht hatte. Die Dichtkunst hebt den Schleier von der verhüllten Schönheit der Welt; bekannte Dinge verklärt sie, als wären sie nicht bekannt; sie erschafft von neuem was sie darstellt, und die in ihr himmlisches Licht gekleideten Personifikationen haften in den Herzen derer, die sie einmal angeschaut haben, als Denkmäler des edlen und tiefen Genügens, welches aus allen durch die Poesie verklärten Gedanken und Handlungen hervorgeht."

Und wiederum: „Alle edle Poesie ist unendlich, sie gleicht der ersten Eichel, welche alle Eichen in sich verborgen enthielt. Schleier auf Schleier kann weggezogen werden, aber nie zeigt sich die innerste unverhüllte Schönheit des Sinnes. Ein großes Gedicht ist eine Quelle mit ewig übersprudelndem Born von Tiefe des Sinns und Genuß."

Das weitverbreitete Wort „Poet, poeta" u. s. w. bezeichnet den Dichter als den Hervorbringer oder Schöpfer — *ποιητής*; der Ursprung des Wortes „Barde" ist ungewiß.

*) Plato nennt die Dichter Söhne und Dolmetscher der Götter.

Trefflich nannten die Hebräer ihre Dichter „Seher", denn sie sehen nicht nur selbst mehr als andere, sondern helfen auch anderen vieles sehen, was sonst für uns verloren sein würde. Das alte griechische Wort war ἀοιδός — der Barde oder Sänger.

Wer die Dichtkunst liebt, wird sicherlich innige Freude an der Natur haben; ist diese doch für die, welche sie lieben, „Schönheit für das Auge und Musik für das Ohr."

„Doch zeigt uns die Natur die Erde nie in so reichem Schmuck, wie verschiedene Dichter dies gethan haben; auf ihr sind nicht so anmutige Flüsse, so fruchtbeladene Bäume, so süß duftende Blumen oder was sonst die schon zu viel geliebte Erde noch liebenswerter machen kann." *)

Mitten in der rauchigsten Stadt versetzt uns der Dichter, wie durch Zauberschlag, in die frische Luft, in den hellen Sonnenschein; da rauschen die Wälder und Blätter, da murmeln die Wasser, da zerrinnen die Wogen auf dem Sande; so können wir, dank dem Dichter, wie in einem lieblichen Traum alle Sorgen und Unannehmlichkeiten des Lebens von uns werfen.

Der Dichter muß sicherlich eine gründlichere Kenntnis nicht nur der menschlichen Natur, sondern der ganzen Natur haben, als die meisten anderen Menschen besitzen.

Crabbe Robinson erzählt, daß ein Fremder einmal um die Erlaubnis bat, Wordsworths Arbeitszimmer zu sehen. Das Mädchen sagte: „Dies ist des gnädigen Herrn Bibliothek, aber er studiert auf den Feldern."

---

*) Sydney, Verteidigung der Poesie.

Swinburne sagt von Blake, und ich teile ganz seine Gefühle, obgleich ich mich an dieser Stelle etwas anders gefaßt hätte: „Das Reizende von Himmel und Laub, von Gras und Wasser — das freudige, frische Leben von Vogel, Kind und Tier — es wird sozusagen frisch erhalten durch einen tieferen Sinn treuer und geheimnisvoller Liebe, welche in des Künstlers Herz und Hand bewußt und mit Absicht zu lebendigem Ausdruck kommt. Ein so gewaltiges Hervorbrechen des Frühlings, ein solcher Aufstand urkräftigen pflanzlichen Lebens, ein solch jubelndes Austoben kindischer Kraft und Freude — kein Dichter oder Maler hat es vorher ausgedrückt; ein solcher Glanz von grünen Blättern und strotzenden Ästen, von flammender Wolke und schimmerndem Fließ, wurde noch nie in Rede oder Bild gebannt."

Um eine Dichtung recht zu würdigen, genügt es nicht, nur einen flüchtigen Blick darauf zu werfen oder durch sie hindurch zu jagen, oder sie zu lesen, um hernach darüber zu reden oder zu schreiben. Man muß sich in die richtige Gemütsverfassung versetzen. Selbstverständlich zu besonderem Zweck liest man eine Dichtung in Zeiten der Erregung, des Kummers oder der Sorge, aber dies ist etwas anderes.

Die unermeßlichen Schätze der Poesie sind wieder uns allen geöffnet. Die besten Bücher sind wirklich die billigsten. Für den Preis eines Gläschens Bier, einer Zigarre kann man sich Shakespeare oder Milton kaufen — oder sicherlich so viele Bücher, als man in einem Jahre mit Nutzen lesen kann.

Wenn wir den Wert der Poesie für den Menschen

betrachten, dürfen wir uns aber nicht auf ihren früheren oder gegenwärtigen Einfluß beschränken. „Die Zukunft der Poesie," sagt Matthew Arnold — und niemand ist hierin eine größere Autorität — „die Zukunft der Poesie ist unendlich, weil unser Geschlecht in der Poesie, in der es seiner hohen Bestimmungen würdig ist, im Laufe der Zeit eine immer festere Stütze finden wird. Aber für die Poesie ist die Idee alles; das übrige ist eine Welt der Illusion, göttlicher Illusion. Das Gefühl ist in der Poesie an die Idee geknüpft; die Idee ist das Thatsächliche. Der wesentlichste Teil unsrer heutigen Religion ist ihre unbewußte Poesie. Wir sollten von der Poesie würdig denken, höher als es bisher unsre Gewohnheit war, von ihr zu denken. Wir sollten glauben, daß sie eines höheren Nutzens fähig und zu höheren Geschicken berufen ist, als die sind, welche ihr die Menschen bisher zugewiesen haben."

Die Dichtkunst ist trefflich die Erinnerung „an die besten und glücklichsten Augenblicke der glücklichsten und besten Seelen" genannt worden; sie ist das Licht des Lebens, das treue, „in seiner ewigen Wahrheit dargestellte Bild des Lebens"; sie verewigt das Beste und Schönste der Welt; „sie nimmt von unserm inneren Auge den Schleier des Gewöhnlichen fort, welcher uns die Wunder unsers Seins verdunkelt"; „sie ist zugleich Mittelpunkt und Umkreis des Wissens"; die Dichter sind „Spiegel der gigantischen Schatten, welche die Zukunft auf die Gegenwart wirft".

Die Dichtkunst verlängert thatsächlich das Leben; sie schenkt uns Zeit, wenn man sich die Zeit als eine

Folge von Gedanken, nicht von Minuten denkt; sie ist der „Hauch und der innere Geist alles Wissens"; sie ist weder durch Zeit noch durch Raum begrenzt, sondern lebt im menschlichen Geiste. Was für einen größeren Preis könnte es für sie geben, als das Wort, daß das Leben ein zur That gemachtes Gedicht sein sollte.

Siebentes Kapitel.

Musik.

„Die Musik ist ein sittliches Gesetz. Ihr verdankt das Weltall seine Seele, der Geist seine Schwingen, die Phantasie ihren Flug, die Traurigkeit ihren Reiz, alles seine Freude und sein Leben. Sie ist das Wesen der Ordnung und führt zu allem Guten, Gerechten und Schönen, dessen unsichtbare, aber nichtsdestoweniger blendende, lebendige und ewige Form ist sie."

Plato.

Die Musik ist in gewissem Sinne weit älter als der Mensch, und die Stimme war unmittelbar vom Beginn der menschlichen Existenz an eine Quelle der Melodie; was aber musikalische Instrumente anbelangt, so ist es wahrscheinlich, daß Schlaginstrumente die ersten waren; darnach kamen Blase-, zuletzt Saiteninstrumente: die Trommel war zuerst da, dann kam die Flöte, dann die Leier. Die Entstehungsgeschichte der Musik ist aber leider in großes Dunkel gehüllt. Der Gebrauch der Buchstaben ist sehr viel älter als die Erfindung der Noten; aus der Tradition aber kann man in solchem Falle nur wenig entnehmen.

In dem Streit zwischen Marsyas und Apollo soll, wie man glaubt, der Kampf zwischen der Flöte und der Leier ausgedrückt sein; Marsyas vertritt die ältere Flöte, Apollo kämpft für die Leier. Natürlich blieb die letztere Sieger: sie macht die Stimme frei, und das Lied

„Das aus des Menschen Brust geboren wird,
Dringt tiefer in die Seele als der Ton,
Den nur die Hand erregt." *)

Verschiedene Mythen haben sich gebildet, um den Ursprung der Musik zu erklären. Eine griechische Überlieferung lautete dahin, daß die Heuschrecken in einer Welt vor der Zeit der Musen menschliche Wesen waren; als nun die Musen kamen, wurden sie so vom Entzücken hingerissen, daß sie „sangen und sangen und zu essen vergaßen, bis sie aus Liebe zum Gesange Hungers starben. Und sie berichten im Himmel über die, welche sie auf Erden ehren."

Die alten Schriftsteller und Ausleger erzählen, daß Pythagoras „darauf ausging, eine Regel zu finden, um das Ohr zu leiten, ähnlich dem, wodurch man den anderen Sinnen zu Hilfe kam. Da ging er einmal zufällig an einer Schmiede vorüber und bemerkte, daß die Hämmer, deren es vier waren, einen vollkommen harmonischen Klang hatten; er wägte sie und fand, daß sie im Verhältnis von 6, 8, 9 und 12 standen. Darauf spannte er vier Saiten von gleicher Länge, Dicke u. s. w. auf, befestigte an ihnen Gewichte in den angegebenen Verhältnissen, an jeder je eins, und fand, daß sie dieselben Töne

*) Morris.

gaben wie die Hämmer, nämlich die Quart, Quinte und Oktave zum tiefsten Ton.“*) Wie dem auch sein mag, es scheint jedenfalls, daß die Leier ursprünglich nur vier Saiten hatte; Terpander soll drei hinzugefügt haben, später kam noch eine achte hinzu.

Die Chinesen bezeichneten die Noten durch Worte oder deren Anfangsbuchstaben. Der tiefste Ton hieß „Koung“ oder der Kaiser, weil er die Grundlage war, auf der alle andern sich aufbauten; der zweite war Tschang, der erste Minister; der dritte der Unterthan; der vierte das öffentliche Geschäft; der fünfte der Spiegel des Himmels.**) Die Griechen hatten auch für jede Note einen Namen, aber leider ist uns von der griechischen und römischen, ja sogar von der altchristlichen Musik nichts erhalten. Die sogen. Gregorianischen Noten wurden erst sechshundert Jahre nach Gregors Tode erfunden. Das Kloster St. Gallen besitzt ein Exemplar des Gregorianischen Antiphonars, das ungefähr i. J. 780 durch einen Choristen gefertigt wurde, welcher von Rom aus zu Karl dem Großen gesandt worden war, um die nordische Musik zu reformieren; hier sind die Noten durch Pneumen bezeichnet, aus denen sich unsere Noten allmählich entwickelten; erst standen sie auf einer Linie, zu denen allmählich mehr hinzukamen. Aber ich darf mich über dieses interessante Thema nicht zu weit verbreiten. —

In der Musik haben sich die Engländer sicherlich um die Welt sehr verdient gemacht. Schon i. J. 1185

*) Crowest.

**) Rowbotham, Geschichte der Musik.

sagt Giraldus Cambrensis, Bischof von St. Davidis: „Die Britten singen ihre Lieder nicht unisono, wie die Bewohner anderer Gegenden, sondern mehrstimmig. Kommt eine Gesellschaft von Sängern zusammen, um zu singen, wie es in diesem Lande üblich ist, so hört man ebenso viele Stimmen, als Sänger.“*)

Das älteste Stück mehrstimmiger Musik, das wir kennen, ist ein 4-stimmiges englisches Lied: „Der Sommer ist gekommen“, welches man spätestens in das Jahr 1240 setzt, und das sich jetzt im Britischen Museum befindet.

Der venetianische Gesandte zur Zeit Heinrichs VIII. sagte von unsrer englischen Kirchen-Musik: „Die Messe wurde von den Choristen Seiner Majestät gesungen, deren Stimmen eher himmlisch als menschlich waren; sie sangen nicht wie Menschen, sondern wie Engel.“

Dr. Burney sagt von Purcell, daß er „ebensosehr der Stolz jedes Engländers in der Musik war, als Shakespeare in der Dramatik, Milton in der epischen Poesie, Locke in der Metaphysik oder Sir Isaac Newton in der Philosophie und Mathematik; und doch ist Purcells Musik uns leider jetzt so wenig bekannt — wie Macfarren sagt, „zu unserm großen Verlust“.

Purcell starb früh; auf seinem Grabe findet sich das schöne Epitaph:

„Hier liegt Henry Purcell, der aus diesem Leben schied und an den seligen Ort ging, wo allein seine Harmonieen übertroffen werden können.“

Die Komponisten einer Reihe der anziehendsten Musik-

*) Wakefield.

stücke und Melodien, in einigen Fällen sogar aus verhältnismäßig neuer Zeit, sind uns unbekannt. Dies gilt z. B. von dem herrlichen Lied: „Trink mir nur mit Deinen Augen zu", dessen Worte Jonson aus dem Philostratus nahm, und das für das schönste aller Volkslieder gehalten worden ist.

Die Musik von: „Gott schütze die Königin" ist in mehr als einem halben Dutzend andrer Länder in Gebrauch gekommen, über den Komponisten aber ist man in Zweifel, einige glauben, es sei Dr. John Bull, andre es sei Carey. Es wurde wahrscheinlich zuerst in einem Wirtshaus in Cornhill gesungen.

Sowohl die Musik als der Text von: „O Tod, wiege mich in den Schlaf" sollen von Anna Boleyn sein, „Steh, Corydon" und „Süße Honig saugende Bienen" von Wildye, „dem ersten Komponisten von Madrigalen". „Herrsche, Britannia" ist von Arne komponiert; es war ursprünglich ein Teil seiner Tragikomödie „Alfred", welche zuerst 1740 in Cliefden, bei Maidenhead, aufgeführt wurde. Arne verdanken wir auch die Melodie von: „Wo die Bienen saugen, laure ich". „Der Landprediger von Bray" geht nach einer Melodie, die ursprünglich als „Ein Garten auf dem Lande" bekannt war. „Komm zu diesen gelben Dünen" verdanken wir Purcell; „Seufzt nicht länger, Mädchen" ist von Stevens, „Heim, süßes Heim" von Bishop.

Es liegt etwas seltsam Schwermütiges in unsrer nationalen Musik, die sich im allgemeinen in Moll bewegt; allerdings gilt dies auch im allgemeinen von der

Musik wilder Völker; diese scheinen aber keine Liebeslieder zu haben.

Herodot erzählt, daß er während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Ägypten nur einen Gesang hörte, und das war ein trauriger. Ich habe dort dieselbe Erfahrung gemacht. Eine Neigung zur Schwermut scheint in der That in der Musik zu liegen, und Jessica steht nicht allein in dem Gefühl

„Nie bin ich froh, hör' ich ein süßes Lied".

Die Geschichte der Musik weist manche merkwürdige Anekdoten in Bezug auf die Umstände, unter denen verschiedene Werke komponiert worden sind, auf.

Rossini erzählt, daß er die Ouvertüre zur „Gazza Ladra" an dem Tage der ersten Aufführung schrieb, und zwar in dem obersten Stockwerk des Theaters La Scala, wo er von dem Theaterdirektor unter der Obhut von vier Kulissenschiebern untergebracht war; letztere warfen die Komposition aus dem Fenster heraus Kopisten zu, Stück für Stück, so wie sie komponiert worden war. Tartini soll „Il trillo del Diavolo", das als sein bestes Werk gilt, im Traume komponiert haben. Rossini erzählt, wo er von dem g-moll-Chor in seinem: „Dal tuo stellato soglio" spricht: „Als ich den g-moll-Chor schrieb, tauchte ich plötzlich meine Feder statt in die Tinte in eine Medizinflasche. Ich machte einen Fleck, und als ich ihn mit Sand auftrocknete, nahm er die Form eines Auflösungszeichens an; dies brachte mich sofort auf den Gedanken, welche Wirkung ein Wechsel von g-moll in g-dur machen würde. Diesem Fleck verdanke ich die ganze Wirkung, wenn ich

von einer solchen reden darf." — Aber das sind natürlich Ausnahmefälle.

Es giebt andre Formen der Musik, die zwar nicht eigentlich auf diesen Namen Anspruch machen können, die uns aber doch hohen Genuß zu gewähren vermögen. Giebt es für den Jäger eine lieblichere Musik als Hundegebell? Von dem Krächzen der Krähen hat man oft gesagt, daß es doch in Wahrheit nicht schön sei — und doch hat es seinen Reiz wegen der Begleitvorstellungen, die es erweckt.

Eine wahre Musik der Natur ist aber der Gesang der Vögel, das Rauschen der Blätter, das Gerieseln des Wassers auf einem sandigen Strande, das Klagen des Windes oder der See.

In alter Zeit hatte man auch die Vorstellung, daß die Himmelskörper wie Licht so auch Musik von sich ausgehen ließen: die Sphärenmusik ist ja sprichwörtlich geworden.

In der Sprache liegt ebensowohl Musik als im Gesange. Nicht nur in der Stimme derer, welche wir lieben, durch den Reiz der Begleitvorstellung, sondern in dem Tonfall selbst.

Es ist merkwürdig, daß man sich nicht mehr Mühe giebt, im Gespräch ebenso wie im Gesange die Stimme zu bilden.

Wohl mag die Regel im allgemeinen richtig sein, daß

„Wer selbst ein Lied nicht hat, und wem der Klang
Von süßen Tönen nicht das Herz bewegt,
In dessen Herz ist List, Verrat und Raub;"*)

*) Shakespeare.

doch giebt es bemerkenswerte Ausnahmen. Dr. Johnson liebte die Musik nicht. Als er bei einer Gelegenheit hörte, die Musik sei schwierig, drückte er sein Bedauern aus, daß sie nicht unmöglich sei.

Die Dichter haben, wie man ja erwarten muß, die tiefempfundensten Lieder zum Preise des Gesanges gesungen. Sie haben dies übrigens von den verschiedensten Gesichtspunkten aus gethan.

Für Milton ist nach einer Stelle seiner Dichtungen der Gesang etwas „Üppiges" — Spenser nennt ihn in seiner Phädria eine Versuchung. Cowper sah in ihm ein Element reinen Glückes; er „rührt das Herz"*); er ist eine erziehliche Macht,**) mit der Religion aufs innigste verschwistert und ihr dienend.***)

Die Macht der Musik über die Gefühle des Menschen ist von niemandem je trefflicher zum Ausdruck gebracht worden als von Dryden in dem „Fest des Alexander", obgleich die näheren Umstände des Falles eine Beziehung zu dem Einfluß der Musik in ihren edleren Formen nicht zulassen.

Die Dichter haben auch — und wer möchte es zu bestreiten unternehmen — der Musik sogar über die unbelebten Kräfte der Natur eine Macht zugeschrieben. Aus ihrer Einwirkung erklärt sich Shakespeare an einer Stelle die Sternschnuppen.

Auch Prosaschriftsteller sind durch die Musik zu dem erhabensten Schwung ihrer Werke begeistert worden.

*) Rogers.
**) Shelley.
***) Dryden.

„Die Musik," sagt Plato, „ist ein sittliches Gesetz. Ihr verdankt das Weltall seine Seele, der Geist seine Schwingen, die Phantasie ihren Flug, die Traurigkeit ihren Reiz, alles seine Freude und sein Leben. Sie ist das Wesen der Ordnung und führt zu allem Guten, Gerechten und Schönen, dessen unsichtbare, aber nichtsdestoweniger blendende, lebendige und ewige Form sie ist."

„Die Musik," sagt Luther, „ist eine feine und herrliche Gottesgabe. Ich möchte um nichts in der Welt auf meine geringe Kunst in der Musik verzichten." Und hören wir Halevy: „Die Musik ist eine von Gott uns geschenkte Kunst, in der die Stimmen aller Völker ihre Gebete in einem harmonischen Rhythmus vereinigen können;" oder Carlyle: „Die Musik ist eine Art unartikulierter, unfaßbarer Sprache, welche uns bis an den Saum der Unendlichkeit führt und uns auf Augenblicke in dieselbe hineinschauen läßt."

Ich darf hier auch Helmholtz, einen der gediegensten Vertreter der modernen Wissenschaft, anführen. „Gerade wie im rollenden Ozean, so hält diese rhythmisch wiederholte und doch immer wechselnde Bewegung unsre Aufmerksamkeit fest und reißt uns mit sich fort. Während aber in der See nur blinde physikalische Kräfte im Spiel sind und deswegen der schließliche Eindruck auf das Gemüt des Beschauers doch nur Einförmigkeit ist — so folgt hingegen in einem musikalischen Kunstwerk die Bewegung dem Ausfluß der eigensten Empfindungen des Künstlers. Bald sanft hingleitend, bald anmutig hüpfend, dann heftig erregt, durchdrungen von dem natürlichen Ausdruck der Leidenschaft, oder mühsam mit ihr kämpfend

— überträgt der Strom der Töne, in seiner ursprünglichen Lebendigkeit, in des Hörers Seele ungeahnte Stimmungen, die der Künstler aus sich selbst gehört hat, und erhebt den Hörer endlich zu jener Ruhe ewiger Schönheit, deren Herolde zu sein Gott nur wenigen seiner bevorzugten Erwählten gestattet hat."

„Es giebt nur 7 Noten in der Tonleiter; mache 14 daraus," sagt Newman, „aber was für ein geringes Werkzeug ist das für welchen gewaltigen Bau! Welche Wissenschaft bringt so vieles aus so geringem hervor? Aus was für ärmlichen Elementen erschafft ein großer Meister der Töne seine neue Welt! Wollen wir sagen, daß alle diese außerordentliche Erfindungskraft bloßer Scharfsinn oder ein Kunstgriff ist, ähnlich gewissen heut beliebten Spielen, ohne Wirklichkeit, ohne Sinn? . . . Es ist unmöglich, daß diese unerschöpfliche Entwicklung und Ausstreuung von Tönen, so reich, und doch so einfach, so verwickelt und doch so regelmäßig, so mannichfaltig und doch so majestätisch wie sie ist, ein bloßer Klang sein sollte, der entsteht und erstirbt. Kann es sein, daß diese geheimnisvollen Erregungen des Herzens, diese tiefe Bewegung, dieses seltsame Sehnen nach etwas, das wir nicht kennen, dieser Eindruck des Übergewaltigen — und wir wissen nicht, woher er kommt — daß alles dies in unser Inneres hineinkommen sollte durch etwas Unwesenhaftes, das kommt und geht, beginnt und in sich aufhört? Es ist nicht so, es kann nicht sein. Nein, alles dies entstammt einer höheren Sphäre, es ist der Ausfluß ewiger Harmonie, die durch die Vermittlung des erschaffenen Tones zu uns gelangt; es ist ein Echo aus unsrer

Heimat, die Stimme der Engel oder das Magnifikat der Heiligen; oder es sind die lebendigen Gesetze des göttlichen Regiments oder die Attribute Gottes; es ist mehr als das, was es erscheint, etwas, das wir nicht erfassen, nicht sagen können, obwohl der Sterbliche, der vielleicht sonst vor seinen Mitgeschöpfen nicht ausgezeichnet ist, die Gabe hat, es hervorzubringen."

Poesie und Musik vereinigen sich im Gesange. Von den ältesten Zeiten an ist der Gesang der süße Gefährte der Arbeit gewesen. Das kunstlose Lied des Schiffers schwebt auf dem Wasser, der Schäfer singt auf dem Hügel, das Milchmädchen in der Milchstube, der Pflüger auf dem Felde. Jedes Gewerbe, jede Beschäftigung, jede Handlung, jedes Ereignis des Lebens hat lange Zeit hindurch seine besondere Musik gehabt. Ging der Arbeiter an sein Werk, die Braut ihrer Hochzeit, der Greis seiner letzten Ruhe entgegen — jedesmal geschah es mit einem eigentümlichen, uralten Liede.

Man hat die Musik sehr treffend die Mutter der Sympathie und die Dienerin der Religion genannt; nie wird sie, wie Kaiser Karl VI. zu Farinelli sagte, ihren vollen Einfluß ausüben, es sei denn, daß sie nicht bloß darauf ausgeht, dem Ohr zu schmeicheln, sondern darauf, das Herz zu bewegen.

Viele halten dafür, daß unser heutiges Leben ganz besonders prosaisch und auf den Erwerb gerichtet ist. Ich zweifle sehr, daß dies wahr ist — wäre dem aber so, so hätten wir die Musik nur um so dringender nötig.

Wie viel die Musik auch schon dem Menschen ist, wir dürfen hoffen, daß sie ihm in Zukunft noch mehr sein wird.

Sie ist eine Freude für alle. Um die Wissenschaft oder die Kunst zu verstehen, ist ein gewisser Grad von Schulung nötig, und es ist ja zweifellos auch wahr, daß ein gebildetes Ohr die Schönheiten der Musik nur immer besser verstehen wird. Aber wenn es auch ausnahmsweise einzelne Menschen oder sogar Völker giebt, denen fast jede Liebe zur Musik abgeht, so sind sie doch glücklicherweise nur selten.

Gute Musik ist übrigens nicht notwendigerweise mit großen Kosten verknüpft; schon jetzt ist sie nicht ein bloßer Luxus der Reichen, und wir dürfen hoffen, daß sie in der Folge immer mehr das Labsal und den Trost der Armen bilden wird.

Achtes Kapitel.

Die Schönheiten der Natur.

„Rede mit der Erde, sie wird dich lehren."
Hiob 12, 8.

„Zu uns, die fern wir vom Gedräng' der Welt,
Spricht klar der Wald, uns ist der Bach ein Buch,
Der Stein uns predigt, alles uns belehrt."
Shakespeare.

Wir lesen im 1. Kapitel des ersten Buchs Mose, daß am Abend des 6. Tages „Gott sahe an alles was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut". Nicht nur gut, sondern sehr gut. Aber wie wenige wissen die schöne Welt, in der wir leben, zu schätzen!

In den vorhergehenden Kapiteln habe ich gelegentlich, freilich auch nur gelegentlich, von den Schönheiten der Natur gesprochen; aber ein wenn auch noch so unvollkommener Versuch, ein Bild von den Segnungen des Lebens zu entwerfen, muß noch besonders auf diese herrliche Welt selbst zu reden kommen, welche die Griechen mit einem glücklichen Ausdruck κόσμος — „Schönheit" nannten.

In seinem interessanten Werk über „Landschaft“ sagt Hamerton: „Es giebt, wie ich glaube, viererlei, von dessen erstem Eindruck auf uns keine auch noch so treue Beschreibung vorher einen Begriff zu geben vermag: Der erste Anblick des Meers, die erste Reise in der Wüste, der Anblick glühender fließender Lava, und das Besteigen eines großen Gletschers. Wir fühlen in jedem Fall, daß das seltsam Gewaltige vor unsern Augen bloße Natur ist, ebenso sehr Natur als ein uns so vertrautes englisches Moor — und doch ist es so außergewöhnlich, daß es uns vorkommt, als seien wir auf einem andern Planeten.“ Aber es wird, glaube ich, leichter sein, die Wunder der Natur aufzuzählen, von denen wir durch Beschreibung eine Vorstellung gewinnen können, als die, welche der Macht der Sprache spotten.

Viele von uns gehen aber durch diese Welt wie Geister, als wären wir in ihr, aber nicht von ihr. Wir haben „Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht“. Hinsehen ist viel weniger leicht, als übersehen, und fähig sein, das wirklich zu sehen, was wir sehen, ist eine große Gabe. Ruskin behauptet, das „Größte, was die Seele des Menschen in dieser Welt vermag, ist, etwas zu sehen und das, was sie sah, klar zu sagen“. Ich glaube nicht, daß seine Augen besser sind als unsre, aber wie viel mehr sieht er mit ihnen!

Wir müssen hinsehen, wenn wir sehen wollen. „Für das aufmerksame Auge,“ sagt Emerson, „hat jeder Augenblick des Jahres seine eigene Schönheit. In demselben Felde sieht es jede Stunde ein Gemälde, das es nie vorher gesehen und auch nie wieder sehen wird. Der

Himmel verändert sich in jedem Augenblick, und seine Schatten gleiten über die Ebenen unter ihm."

Die Liebe zur Natur ist eine große Gabe; erfriert sie oder ist sie erstickt, so ist anzunehmen, daß der Charakter darunter leidet. Das will ich ja nicht gerade sagen, daß jeder, der die Natur nicht liebt, schlecht ist; oder daß wer sie liebt, eben deswegen notwendiger Weise gut ist; doch hat die Liebe zur Natur auf die meisten Gemüter einen veredelnden Einfluß. Viele, wie Miß Cobbe sagt, kommen in den Tempel durch die Thür, welche da heißt die Schöne.

Es giebt zweifellos Menschen, die keins der herrlichen Wunder der Natur bewegt; weder der Glanz des Sonnenauf- oder Untergangs, noch das erhabene Schauspiel des grenzenlosen Ozeans, der manchmal so groß ist in seiner friedlichen Ruhe und dann wieder so majestätisch in seiner gewaltigen Macht; noch der Wald, wenn ihn der Sturm durchbraust, oder wenn der muntere Gesang der Vögel in ihm erschallt; noch die Gletscher, noch die Berge — ja, es giebt solche, die alles dies kalt läßt, an denen „alle Herrlichkeit Himmels und der Erde täglich und unaufhörlich vorübergeht, ohne ihr Herz zu rühren oder ihren Geist zu erheben".*)

Solche Menschen sind in der That bemitleidenswert. Aber es sind glücklicherweise nur Ausnahmen. Wenn auch keiner von uns bis jetzt die Schönheiten der Natur voll zu würdigen versteht, so fangen wir doch an, dies immer mehr zu thun.

---

*) Beattie.

Für die meisten von uns hat der beginnende Sommer einen besonderen Reiz. Das ganze Leben ist Üppigkeit. Die Luft ist voller Düfte, Klang und Sonnenschein, voller Vogelsang und Insektengeschwirr; auf den Wiesen leuchten die goldnen Butterblumen; fast scheint es, als müsse man das Gras wachsen und die Knospen sich öffnen sehen; die Bienen summen vor lauter Freude, und die Luft ist voll von tausend Düften, vor allem wohl von dem Duft frischgemähten Heus.

Die herrliche Pracht und das Wonnige eines schönen Sommertages ist vielleicht von niemandem je wahrer und deswegen schöner beschrieben worden als von Jefferies in seinem „Prunk des Sommers". „Ich liege hingestreckt," sind seine Worte, „inmitten des hohen Grases, der üppigen Blätter, der Lieder hoch oben in den Lüften. Mir ist als könnte ich all das glühende Leben fühlen, welches der Sonnenschein hervorruft und der Südwind erweckt. Das wogende Gras, das Meer von Blättern die riesige Kraft der mächtig sich ausbreitenden Eiche, die freudige, ungetrübte Lust von Fink und Amsel — an allem habe ich meinen Anteil . . . In der Amsel Lied ist ein Ton mein; in dem Tanz der Blattschatten sind all die Ringel und Verschlingungen mein, gehört auch ihnen die Bewegung. Die Blumen mit ihren tausend Antlitzen haben die Küsse des Morgens empfangen; ich fühle mit ihnen, und so gehört mir wenigstens ein Teil ihrer Lebensfülle. Nie könnte ich genug haben, nie lange genug verweilen . . . Die Stunden, wo der Geist von der Schönheit ganz erfüllt ist, sind die einzigen, in denen wir wirklich leben; je länger wir bei all diesem

zubringen, um so viel mehr ist der unvermeidlich entrinnenden Zeit abgewonnen . . . Das sind die einzigen nicht verlorenen Stunden — diese Stunden, welche die Seele ganz einnehmen und sie mit Schönheit erfüllen. Das ist wirkliches Leben, alles andre ist Täuschung, oder bloß etwas, das man über sich ergehen läßt.

Über den Gegensatz und die Verschiedenartigkeit der Jahreszeiten, deren jede ihren besonderen Reiz, ihr besonderes Interesse hat, darf ich mich hier nicht weiter verbreiten.

Unsern Landsleuten gewährt bei der Jagd, beim Schießen und Fischen das Tierreich großes Vergnügen; sie haben so frische Luft und körperliche Bewegung und kommen in abwechslungsreiche und schöne Gegenden. Doch es wird wahrscheinlich bald anerkannt werden, daß selbst von einem rein selbstsüchtigen Gesichtspunkt aus das Töten von Tieren nicht die Art ist, auf die man von ihnen die größte Freude hat. Wie viel interessanter würde jeder Gang auf dem Lande sein, wenn sich der Mensch den andern lebenden Wesen mit Freundlichkeit gegenüberstellen würde, so daß sie sich uns ohne Furcht nähern könnten; wir hätten auf diese Weise das beständige Vergnügen, ihre interessante Lebensweise zu beobachten. Ihr Ursprung, ihre Geschichte, ihr Bau, ihre Gewohnheiten, ihre sinnlichen und geistigen Fähigkeiten bieten ein unendliches Feld von Interessantem und Wunderbarem.

Der Reichtum des Lebens ist wunderbar. Wer sich einmal ruhig ins Gras niedersetzt und eine kleine Weile acht giebt, wird von der Zahl und der Mannichfaltigkeit

lebender Wesen überrascht sein. Jedes hat seine eigene besondere Geschichte, jedes bietet unendliche ganz merkwürdige Rätsel.

„Wäre dein Herz wirklich recht gerichtet, so wäre jedes Geschöpf für dich ein Spiegel des Lebens und ein Buch heiliger Lehre.“*)

Das Studium der Naturgeschichte hat den besonderen Vorzug, daß es uns auf das Land und in die frische Luft führt.

Nicht als ob nicht auch die Städte ihre Schönheit hätten. Sie haben ihr Interesse wegen der Geschichte des Menschen und wegen der historischen Erinnerungen, von denen sie voll sind.

Wordsworth hatte eine innige Liebe zur Natur; und doch, sagt er uns nicht in Worten, die jeder Bewohner Londons wird zu würdigen wissen, daß er in der Natur keine tiefere Ruhe kannte, nichts Schöneres, als die Stadt London beim Morgengrauen?

„Schön'res auf dieser Erde sah ich nicht;
Bei diesem Anblick, der so groß und hehr,
Bleibt kalt ein Herz nur, das schon tot und leer.
Des Morgens Schönheit wie ein Kranz sich flicht
Klar, leuchtend, um die Stadt; still, einsam liegt
Der Schiffe, Kuppeln, Türm' und Kirchen Meer,
Frei ragend, fern sich dehnend, menschenleer;
Kein Rauch steigt auf, rings alles Glanz und Licht.
Nie sah ich schöner in des Morgens Früh
In Berg und Thal des Lichtes Glanz und Füll';

*) Thomas a Kempis.

So tiefe Ruhe sah und fühlt' ich nie!
Hin gleitet sanft der Fluß, frei wie er will;
Die Häuser selbst — es scheint, als schliefen sie.
Dies ganze, große, mächt'ge Herz ist still!"

Auch Milton beschreibt London als

„Beglückter Ort! Nichts herrlich Schönes ist
Auf Erden, das in dir man nicht genießt!"

Manche unserer Straßen sind wahrhaft herrlich, und doch, wenn man eine Weile in einer großen Stadt gewesen ist, fühlt man eine Sehnsucht nach dem Lande.

Das kleinste Blümlein in dem Thal,
Vom Wind geschwellt des Liedes Schall,
Die Luft, der Himmel, Glanz der Sonn'
Sind für ihn Paradieseswonn'.*)

Mit Recht nennt hier Gray die Blumen zuerst; denn wenn man in einer großen Stadt an das Land denkt, so kommen uns wohl immer die Blumen zuerst in den Sinn.

„Blumen," sagt Ruskin, „scheinen zum Trost der Menschheit da zu sein. Kinder lieben sie; ruhige, gefühlvolle, zufriedene und ordentliche Leute lieben sie da, wo sie wachsen; anspruchsvollere Leute freuen sich über sie, wenn sie dieselben gesammelt haben. Sie sind der Schatz des armen Mannes; in dem Gedränge der Stadt bezeichnen sie, gleichsam ein Stückchen des Regenbogens, die Fenster der Arbeiter, in deren Herzen noch der Bund des Friedens aufgerichtet ist." Aber es scheint, wenigstens mir kommt

*) Gray.

es immer so vor, als ob die Blumen im Gedränge der Straße, ja sogar in einem richtigen Garten, sich nach der Freiheit von Wald und Feld sehnen, wo sie nach ihrem Gefallen leben und wachsen können.

Es giebt Blumen in fast allen Jahreszeiten und aller Orten: Blumen des Frühlings, Sommers und Herbstes, ja sogar mitten im tiefen Winter kommt hie und da eine zum Vorschein. Es giebt Blumen in Feld und Wald, an den Hecken, an der Küste, am Rande des Sees, am Abhang des Berges bis hoch hinauf zu der Grenze des ewigen Schnees. Und wie unendlich viele und wie mannichfaltige giebt es!

Sie sind auch nicht nur eine Freude für das Auge; sie sind voll von Geheimnissen und reden ihre stumme Sprache. Fast scheint es, als wären es verzauberte Prinzessinnen, welche warten, daß sie ein Königssohn erlöse. Andrerseits hat jede Farbe, jede Verschiedenartigkeit der Form ihren Zweck und findet ihre Erklärung.

Wie schön aber auch die Blumen sind — mehr noch erhöht das Laub die Schönheit der Natur. In unsern nördlichen Gegenden haben die Bäume selten eine reiche Blumenpracht; es giebt ja bemerkenswerte Ausnahmen, z. B. die Roßkastanie, aber auch in diesen Fällen dauern die Blumen nur wenige Tage, während das Laub Monate hindurch bleibt.

Jeder Baum ist in der That ein Gemälde für sich. Die knorrige Eiche mit ihrem Geäst, das Symbol und die Quelle unsrer Flotte, der dem Gedächtnis der Druiden geweihte Baum, das Urbild der Kraft, der König der Bäume Britanniens — die Kastanie mit ihrem schönen,

reichen Laubschmuck, ihren glänzenden Blättern, ihrer köstlichen Frucht, — sie, deren Dauerhaftigkeit wir das großartige historische Dach von Westminster Hall verdanken.

Die Birke ist die Königin unter den Bäumen, mit ihrem zarten schwanken Laub, das im Frühjahr kaum sichtbar, im Herbst aber ganz goldig ist; mit ihren purpurfarbigen Zweigen und den silbernen, so herrlich schwarz und weiß gezeichneten Stämmen.

Die Ulme ist durch den großen Reichtum ihres Laubes, das im Herbst so schön goldgelb erscheint, ausgezeichnet. Die Silberpappel mit ihren zitternden Blättern, die beim kleinsten Windhauch rauschen und beben, überragt die meisten andern unserer Waldbäume.

Die Buche belebt die Landschaft durch ihr zartes Grün im Frühling, durch ihr reiches, volles Grün im Sommer, und durch ihr herrliches orangefarbiges Gold im Herbst, das dann von den anmutigen grauen Stämmen noch besonders sich abhebt. Übrigens hat sie eine solche Fülle von Blättern, daß, wie wir im Herbst sehen, genug vorhanden sind, nicht nur um den Baum selbst zu bekleiden, sondern auch das Gras unter ihm zu bedecken.

Wenn die Buche viel von ihrer Wirkung dem zarten grauen Stamm verdankt, so ist doch noch schöner das rötliche Karmoisin der schottischen Fichten, welches in so wundervollem Gegensatz zu dem reichen Grün des Laubes steht; dieses dient mehr dazu, es in die Augen fallen zu lassen, als es zu verbergen. Im Verein mit den grünen Kegeln der Föhren halten diese Fichten im Winter die Wälder warm.

Wir dürfen aber die kleineren Bäume nicht über-

sehen: den Eibenbaum mit seinem vollen grünen Laub; die wilde Geldrische Rose, welche im Herbst mit ihren durchscheinenden glänzenden Beeren und vielfarbigen Blättern durch den Wald hin leuchtet; die Teufelskirschen, die Brombeeren, die gemeine Waldrebe und manche andre Pflanze, vielleicht bescheidener noch die eine oder die andre, jede aber von eigentümlicher hervorragender Schönheit und Anmut, so daß uns allen bisweilen das Herz hat überströmen müssen vor Freude und Dankbarkeit, als wäre der Wald voll süßer Harmonieen, als wäre

„So voll der Wald von Liedesluft —
Da flieht die Sünde aus der Brust.“*)

Im ganzen sind ja wohl Waldgegenden im Winter weniger schön; aber auch dann hat das zarte Geflecht der Zweige, die unter den Blättern nicht so gut zu sehen sind, einen eigentümlichen und besonderen Reiz; und wenn dann und wann Reif und Schnee auf jedem Ast und jedem Zweig liegen, so leuchtet es durch den Wald wie ein Zauber — als würde da zu einem Feste der Elfen und Feen gerüstet.

Ich empfinde mit Jefferies mit, daß „unter den Bäumen das Herz, bei Tag und bei Nacht, Sommer und Winter, der Unendlichkeit des Lebens, dessen Sinnbild der weite Himmel ist, am nächsten sich fühlt. Die Ruhe des Geistes, welche sich nur in der idealen und reinen Schönheit findet, kehrt da in das Herz ein, weil dort die Ferne innerhalb des Bereichs des Gedankens erscheint.“

*) Tennyson.

Der allgemeine Eindruck des Waldes in tropischen Gegenden muß von dem in unsern Ländern sehr verschieden sein. Nach Kingsleys Beschreibung ist es ein Eindruck der Hilflosigkeit, der Verwirrung, des Niedergedrücktseins, ja des Schreckens. Die Stämme, sehr hoch und gerade, sind bis zu einer beträchtlichen Höhe ohne Äste, so daß der Wald zuerst verhältnismäßig licht erscheint. So ist es z. B. in den Wäldern Brasiliens. Die Stämme streben aufwärts, erst in einer Höhe von etwa 100 Fuß bildet das Laub einen in sich geschlossenen Baldachin. Da hoch oben in der Luft ist das wirkliche Leben des Waldes. Alles scheint zum Licht emporzuklimmen. Die Vierfüßer klimmen, die Vögel klimmen, die Reptilien klimmen, und es giebt dort viel mannichfaltigere Kletterpflanzen als die, an welche wir gewöhnt sind.

Viele wilde Völker beten Bäume an, und ich muß wirklich sagen: Wäre ich einmal allein in einem Walde und einer der Bäume hübe an, zu mir zu sprechen, so wäre sicherlich mein erster Eindruck viel eher ein Gefühl der Freude und des Interesses, als des Staunens. Selbst bei Tage haben die Wälder etwas Geheimnisvolles, und dies ist noch vielmehr bei Nacht der Fall.

Mit dem Walde scheint das Wasser von Natur zusammenzugehören. Ist kein Wasser da, so fehlt jeder Landschaft etwas — und auch hoch oben am Himmel sind es die Wolken, welche seine Schönheit erhöhen. Quelle und Fließ, Bach, Fluß und See geben der Natur gleichsam Leben und wurden von unsern Vorfahren in der That für wirklich lebende Wesen gehalten. Wie

schön ist das Wasser in seinen so verschiedenen Formen: im Morgennebel, im breiten See, im glänzenden Strom oder in dem Weiher am Flusse, — und dann im weiten Meere! Wasser nährt das pflanzliche Leben, es kleidet die Niederungen in Grün und die Berge in Schnee. Es meißelt die Felsen und höhlt die Thäler aus, meistenteils hauptsächlich durch sanften Regen seine Wirkung ausübend, doch sind unsre härteren Felsarten noch durch den Meißel des Eises in längst vergangenen Zeiten gebildet.

Die erfrischende Wirkung, welche das Wasser auf die Erde hervorbringt, ist kaum größer als die, welche es auf den menschlichen Geist ausübt. Wie wonnig ist es, nach längerer Arbeit an einem See oder Fluß oder an der Küste sich hinzusetzen und dem leisen Murmeln und Rieseln des Wassers zu lauschen.

Jeder Engländer liebt den Anblick der See. Wir fühlen, daß sie unser zweites Heim ist. Sie scheint die ganze Atmosphäre zu beleben, Seeluft bedeutet im Sprachgebrauch so viel als nervenstärkendes Mittel, und der bloße Gedanke an sie läßt unser Blut rascher durch die Adern schießen. Wir haben beim Meere vielleicht in gewaltigerem Maße den Eindruck der Freiheit und des Großartigen als beim Anblick selbst des Himmels. Eine arme Frau von Manchester, die sich nach der Küste hin vermietete, soll sich darüber gefreut haben, daß sie zum erstenmal etwas sah, an dem alle genug hätten. Die Seeküste ist immer interessant. Denken wir nur an die Klippenreihen mit ihrer Geschichte längst vergangener Zeiten; die Küste selbst mit all ihrem Seekraut und ihrem Getier, welches auf die Rückkehr der Flut wartet oder

von den Wellen aus dem tieferen Wasser auf den Strand geworfen ist; die seltsamen Schreie der Seevögel; das wonnige Gefühl, wie bei jedem Atemzuge eine Fülle von neuem Leben, Gesundheit und Thatkraft in uns überströmt — es ist unmöglich, das, was uns die See alles ist, zu hoch anzuschlagen.

Und wie wechselvoll ist sie! Wir gingen während der diesjährigen Ferien nach Lyme Regis. Ich will zu beschreiben versuchen, was für einen abwechslungsreichen Ausblick wir von unserm Fenster aus während eines einzigen Tages hatten. Unser Wohnzimmer ging auf einen kleinen grünen Plan hinaus, hinter dem der Boden plötzlich nach der See hin abfiel; jenseits des Wassers, in einer Entfernung von etwa 2 Meilen, waren die Hügel der Dorsetshire-Küste, das Goldene Vorgebirge mit seinem leuchtenden Kamm von gelbem Sand, und die dunkelblaue Lias-Klippe von Black Ven. Wenn ich früh am Morgen herabkam, ging die Sonne auf der entgegengesetzten Seite auf, und schien über die ruhige See hinweg, gleichsam eine Allee von Licht auf der Fläche bezeichnend, in das Zimmer hinein; in dem Maße als sie emporstieg, wurde die ganze See vom Sonnenglanz überflutet, während die Hügel sich in einen bläulichen Dunst hüllten. Um die Frühstückszeit war aller farbige Glanz von der Fläche verschwunden — sie lag silbern da, auf beiden Seiten in Grau übergehend. Der Himmel war blau, hie und da von Lämmerwolken durchzogen; an den sanfteren Abhängen der gegenüberliegenden Küste fingen jetzt Felder und Wälder, Steinbrüche und die Schichtungen der Felsen an, zum Vorschein zu kommen; aber die Klippen blieben

noch im Schatten und die entfernteren Landspitzen glichen Geistern, je weiter entfernt, um so nebelhafter und unbestimmter erschienen sie. In dem Maße als der Morgen vorrückt, wird die See blau, die dunklen Wälder, die grünen Wiesen und die goldenen Kornfelder der gegenüberliegenden Küste werden deutlicher, die Einzelheiten der Klippen werden allmählich sichtbar und Fischerböte mit ihren dunklen Segeln kommen zum Vorschein.

Allmählich steigt die Sonne immer höher, unter den gegenüberliegenden Klippen kommt, an der Küste entlang, ein gelber Streifen zum Vorschein, die See verändert ihre Farbe, an den flacheren Stellen erscheint sie türkisenartig blau, fast grün, an den tieferen dunkelviolett.

Dies dauert aber nicht lange — ein Gewittersturm steigt auf. Der Wind durchbraust die Luft, der Regen schlägt gegen die Blätter, es scheint, als ob sich die gegenüberliegende Küste in sich selbst zurückzieht — als wenn sie vor dem Sturme flieht. Die See wird schwarz und bewegt, weiße Rosse tauchen hie und da auf.

Aber bald ist der Sturm vorüber. Die Wolken zerteilen sich, der Regen hört auf, wieder scheint die Sonne, auch die gegenüberliegenden Hügel kommen wieder zum Vorschein. Jetzt unterscheidet man auf ihnen nicht nur Felder und Wälder, sondern auch Sonnenschein und Schatten. Der Himmel klärt sich auf, und wie nun die Sonne beginnt sich westwärts zu senken, wird die See zu einem hellen gleichmäßigen wundervollen Azur, bald aber wieder geht sie vor uns in ein blasses Blau, seitwärts in dunkelviolett über; und wie der Himmel sich wieder mit Wolken bedeckt, wird sie zu einem Archipel

von hellem Blau mit Eilanden von tiefem Ultramarinblau. Und wie die Sonne weiter nach Westen sich neigt, verändern sich die gegenüberliegenden Hügel wiederum. Kaum sieht es so aus, als sei dies noch dieselbe Gegend. Was vorher Sonne war, ist jetzt Schatten, und was Schatten war, ist jetzt lichter Sonnenschein. Wieder wird die See zu einem gleichmäßigen tiefen Blau, das nur hie und da von rasch dahinziehenden Wolken beschattet wird, gegen Abend aber, je weiter die Sonne sinkt, wird es wieder blasser, die Klippen, auf denen die letzten Strahlen der Sonne ruhen, verlieren ihre dunkle Farbe und sehen an einzelnen Stellen fast so weiß wie Kreide aus, in dem Augenblick des Sonnenunterganges aber sind sie noch einmal von goldenem Glanz überflutet; im selben Augenblick geht die See in ein kaltes Grau über. Aber bald werden auch die Hügel dunkel, nachdem das Goldene Vorgebirge siegreich bis zuletzt stand gehalten hat, und die Schatten des Abends senken sich über Klippe und Wald, Kornfeld und Wiese.

Dies ist nur ein Teil, und nur ein sehr kleiner Teil, der Veränderungen eines einzigen Tages. Und kaum gleichen sich jemals zwei Tage. Zu Zeiten hüllt ein Seenebel alles ein. Die See, welche heut so friedlich schlummert, bäumt sich oft auf: Das bloße Vorhandensein der Bucht selbst ist ein Zeugnis ihrer Gewalt.

Und wie der Tag, so ist auch die Nacht verschieden — manchmal von einer düstern Decke verhüllt, dann wieder von Millionen glänzender Welten erleuchtet, dann sich badend im Lichte des Mondes, der nie auch nur zwei Nächte hintereinander dieselbe Form behält.

Wenn Seen weniger großartig sind als das Meer, so sind sie in mancher Beziehung doch schöner als dieses. Die Meeresküste ist verhältnismäßig öde. Die Seeufer hingegen sind oft mit reichem Pflanzenschmuck bekleidet, der bis dicht an den Rand des Wassers hinabreicht und manchmal sogar in das Wasser hinabhängt. In den Seen sind oft schön bewaldete Inseln. Bald sind sie von grünen Wiesen eingefaßt, bald von Felswänden begrenzt, die aus dem verhältnismäßig tiefen Wasser steil aufsteigen, die klare ruhige Oberfläche ist oft von zartem, in seinen Verschlingungen ein so anmutiges Bild darbietendem Gekräusel bewegt, oder sie spiegelt das reiche Bild einer zweiten, umgekehrten Landschaft wieder.

Und wieder das Wasser ist es, aus dem das wundervolle Schauspiel des Regenbogens entsteht — des „Bogens Gottes in den Wolken". Er ist wahrlich ein Bote des Himmels; so wenig gleicht er irgend etwas anderem, daß er nicht zu dieser Welt zu gehören scheint.

Vieles ist farbig, aber der Regenbogen scheint die Farbe selber zu sein.

Wir stellen uns meiner Ansicht nach nicht genügend vor, was für ein wunderbares Geschenk wir in der Farbe haben. Es wäre doch möglich gewesen, ja, es könnte einem sogar natürlicher erscheinen, das wir zwar durch das Licht in den Stand gesetzt wären, die Dinge zu unterscheiden — aber nur nach Schatten und Form. Wie die Farbenempfindung zu stande kommt, ist sehr schwierig zu begreifen — sprechen wir aber von Schönheit, so sind unter dem, was uns am natürlichsten dabei einfällt, die

Gedanken an Vögel und Schmetterlinge, Blumen, Muscheln, Edelsteine, an den Himmel und den Regenbogen.

Unser Geist hätte ganz so beschaffen sein können wie jetzt, wir hätten fähig sein können, die höchsten und erhabensten Wahrheiten zu erkennen; nur ein kleines Sinnenwerkzeug in unserm Kopfe hätte zu fehlen brauchen, und die Welt der Töne wäre uns völlig verschlossen gewesen, verloren wären für uns gewesen die Laute der Natur, der Zauber der Musik, die Zwiesprache mit Freunden, wir wären zu ewigem Schweigen verurteilt gewesen; und nun denke man sich eine ganz geringe Veränderung der Netzhaut, die nicht dicker als ein Blatt Papier, nicht größer als ein Fingernagel ist, — und das herrliche Schauspiel dieser schönen Welt, alle Mannichfaltigkeit der Form, das ganze herrliche Spiel der Farben, all die wechselvolle Schönheit der Landschaft, von Wald, Feld, See, Hügel, Meer und Fels, die Herrlichkeit des Himmels, wie am Tage so in der Nacht — alles wäre für uns verloren gewesen. —

Was die Berge angeht, so „scheinen sie für das menschliche Geschlecht erbaut zu sein, um ihm zu Schulen und Kirchen zu gleicher Zeit zu dienen. Hier findet der Gelehrte Schätze prachtvoll illuminierter Handschriften, der Arbeiter freundliche gemeinverständliche Belehrung, der Denker die Ruhe dämmernder Klöster, der Beter Herrlichkeit und Heiligkeit. Wie gewaltig sind diese Kirchen der Erde, mit ihren Felsenthoren, mit den Wolken, die ihren Boden bilden, mit den Chören von Strom und Fels, den schneeigen Altären und dem purpurnen Gewölbe mit allen seinen Sternen!“*)

*) Ruskin.

Erheben wir unser Auge von der Erde, wer hat nicht oft „den Zauber des sanften blauen Himmels“ gefühlt? Wer hat nicht der Wolke nachgeschaut, wenn sie wie auf dem Wege zum Himmel aufwärts schwebte.

Und doch — „wenn wir in Augenblicken äußerster Trägheit und Geistlosigkeit zum Himmel unsre letzte Zuflucht nehmen, von welchen seiner Erscheinungen sprechen wir? Der eine sagt: Es war recht nasses Wetter, der andre „das war aber windig“; ein dritter: Es war warm. Wer kann mir unter dieser ganzen schwatzenden Gesellschaft die Formen und Klüfte der Kette weißer langgestreckter Berge beschreiben, welche gestern Mittag den Horizont umgürteten? Wer sah den schmalen Sonnenstreif, der von Süden her ihren Gipfel traf, bis sie in einem Dunst blauen Regens zerschmolzen und zerstoben? Wer sah die Flucht schwarzer Wolken, als gestern Abend die Sonne von ihnen geschieden und der Westwind sie wie dürre Blätter vor sich her trieb? Alles ist dahin, ungesehen, niemand ersehnt es zurück. Geht man ja auf einen Augenblick aus seiner Gleichgiltigkeit heraus, so geschieht dies nur bei etwas Massigem, Außergewöhnlichem; und doch, nicht die großen, gewaltsamen Wirkungen der elementaren Kräfte, nicht die herniederprasselnden Schlossen, nicht die daherbrausenden Orkane sind es, in denen sich das Erhabene am reinsten und höchsten darstellt.“*)

Wie herrlich aber auch am Mittag die Schönheit des blauen Himmelszeltes ist, mit der unerschöpflichen

*) Ruskin.

Mannichfaltigkeit seiner Wolken, „es giebt doch ein Licht, nach dem das Auge beständig sich sehnt und das wir noch tiefer als Schönheit empfinden — das Licht des sinkenden oder anbrechenden Tages und die Flocken scharlachroter Wolken, welche wie Wachtfeuer in dem grünen Plan des Himmels am Horizont leuchten.“*)

Die Farbenpracht des Abends schwindet ja bald, aber wie herrlich ist dann die Pracht des nächtlichen Firmaments!

Wir sprechen im allgemeinen von einer schönen Nacht, wenn sie ruhig und klar ist, und wenn die Sterne hell über uns scheinen; aber wie großartig sind doch auch die wilden Wege der Natur, wie herrlich ist es, wenn „zwischen Düsterheit und Glanz“ die Blitze aufleuchten, wenn

„Von Fels zu Fels im dröhnenden Revier
Der Berge tost der Donner.“**)

Aber die Wunder und die Schönheiten des Himmels sind nicht auf die Wolken und das blaue Himmelszelt beschränkt, so schön diese auch sind. In den Himmelskörpern haben wir „die beständige Erscheinung des Erhabenen“. Sie sind so unendlich und so fern — und doch in sanften Sommernächten „scheint es, als lehnten sie sich hernieder, um traulich flüsternd zu unserm Herzen zu reden“.***)

„Schwerlich,“ sagt Seneca, „kann ein Mensch seine Augen zum Himmel erheben, ohne mit Bewunderung

*) Ruskin.
**) Byron.
***) Symonds.

und Verehrung erfüllt zu werden, wenn er so viele Millionen glänzender Lichter sieht und ihren Lauf und ihre Umdrehungen beobachtet — ja, ihn muß Ehrfurcht vor der weisen Ordnung des Weltalls erfüllen."

Wer könnte nicht ganz die Gefühle Dantes nachempfinden, wie er von seinem Besuch der unterirdischen Regionen wieder emporstieg, und wie

„Des Himmels süßes Licht traf unser Aug'
Durch eine Öffnung schimmernd; nun hinaus
Getreten, sahen wieder wir die Sterne."

Beobachten wir die Sterne bei Nacht, so scheinen sie so still und bewegungslos, daß wir es uns kaum vorzustellen vermögen, daß sie in derselben Zeit sich mit einer Geschwindigkeit fortbewegen, die unendlich weit über das hinausgeht, was jemals der Mensch geleistet hat.

Wie der Sand am Meer, so sind die Sterne des Himmels immer ein treffendes Symbol einer großen Menge gewesen; wir kennen über 75 000 000, viele ohne Zweifel haben noch ihre Planeten. Aber das ist keineswegs alles. Der Boden des Himmels ist nicht nur „dicht bedeckt mit eingelegten Platten lichten Goldes", sondern auch über und über besät mit erloschenen Sternen, die einst jedenfalls ebenso glänzend wie unsre Sonne waren, jetzt aber tot und erstarrt sind, so wie nach Helmholtz' Annahme auch unsre Sonne in etwa 17 Millionen Jahren sein wird. Dann die Kometen, die, obwohl nur wenige dem unbewaffneten Auge sichtbar sind, doch weit zahlreicher sind als die Sterne; dann die Nebelflecken und die unzähligen kleineren Körper, welche in dem Himmelsraum sich bewegen und gelegentlich als Meteore sichtbar werden.

Aber nicht nur die Zahl der Himmelskörper ist so überwältigend — ihre Größe und ihre Entfernungen müssen fast noch einen mächtigeren Eindruck machen. Das Meer ist so tief und breit, daß es fast unendlich ist, und in der That, sofern unsre Phantasie die Grenze zieht, mag es so sein. Aber was ist das Meer im Vergleich zum Himmel? Unsre Erdkugel ist klein im Vergleich zu den Riesenkörpern des Jupiter und Saturn, die wieder mit der Sonne verglichen unbedeutend sind. Die Sonne selbst ist nichts im Vergleich zu den Maßen des Sonnensystems. Es ist ausgerechnet, daß der Sirius ungefähr tausendmal so groß als die Sonne ist und etwa eine Million mal so viel von ihr abliegt. Das Sonnensystem bewegt sich in einer bestimmten Region des Weltalls, zwischen Welten und Welten hinsegelnd, und ist von vielen andern Systemen, die eben so groß und zusammengesetzt sind, umgeben; und wir wissen, daß wir auch damit noch nicht die Grenzen des Alls erreicht haben.

Es giebt Sterne, die so fern sind, daß ihr Licht, obwohl es 180 000 Meilen in der Sekunde durcheilt, Jahre braucht, um zu uns zu gelangen; aber hinter all diesen sind andere Systeme von Sternen, welche so fern sind, daß sie einzeln nicht gesehen werden können und in unsern stärksten Teleskopen nur wie kleine Wolken oder Flecke erscheinen. Die Wahrheit ist wahrlich nur unvollkommen ausgedrückt, wenn man sagt, daß die Unendlichkeiten, welche die Wissenschaft uns enthüllt — so unendlich groß nach der einen Richtung, und so unendlich klein nach der andern —, weit über alles hinausgehen, was jemals die

auf sich selbst gestellte Phantasie des Menschen hat erdenken können, und sie sind nicht nur eine nie versiegende Quelle des Vergnügens und des Interesses, sondern scheinen uns auch aus dem kleinen Ungemach und den Sorgen des Lebens emporzuheben.

Neuntes Kapitel.

Die Leiden des Lebens.

Es giebt im Leben viele Leiden, und Leiden mancherlei Art. Mancher Kummer ist ja leider nur zu wirklich, besonders der, an dem wir selbst schuld sind; aber andre Schmerzen, und wahrlich nicht die am wenigsten zahlreichen, sind bloße Geister von Schmerzen; sehen wir ihnen fest ins Gesicht, so finden wir, daß sie keine Wesenheit und Wirklichkeit haben, sondern bloße Gebilde unsrer krankhaften Einbildung sind, und daß es heut noch eben so wahr ist wie zu Davids Zeit: „Der Mensch ängstet sich, und siehe, ein Schatten".

Manche unsrer Leiden sind in der That Übel, aber nicht wirkliche; andre hingegen sind wirklich, aber keine Übel.

„Und doch, in welch einen unergründlichen Strudel stürzt sich das Herz, wenn die Leiden dieser Welt es bewegen. Wenn es dann das ihm innewohnende Licht, nämlich die ewige Freude, vergißt, und sich in die äußere Finsternis, nämlich die Sorgen dieser Welt, stürzt, so wie es jetzt geschieht, dann kennt es nichts als Klagen."*)

*) König Alfreds Übersetzung der Tröstungen des Boëthius.

„In Athen," sagt Epictet, „ist es gut sein; — aber ein besseres Sein ist Glück: frei von Leidenschaften und Unruhe sein."

Es sollte unser Bemühen sein, uns in dem glücklichen Sinn zu erhalten,

„In dem die Last des Weltenrätsels, das
So schwer darniederdrückende Gewicht
All dieses Unbegreiflichen der Welt
Leicht auf uns ruht." *)

Dann fürchten wir „weder das Exil des Aristides, noch das Gefängnis des Anaxagoras, noch die Armut des Sokrates, noch die Verurteilung des Phocion, sondern halten dafür, daß die Tugend auch unter solchen Anfechtungen unsrer Nacheiferung wert ist." **)

Dann sind wir auch in hohem Maße von äußeren Umständen unabhängig, denn

„Wie dräuend Stein und Eisen sei —
Es macht die Haft nicht aus.
Weß Seel' unschuldig ist und frei
Hält's für ein Klausnerhaus.

„Wenn frei mein Herz der Lieb' sich freut,
Wenn frisch mein Mut und klar —
So frei ist nur in aller Zeit
Der schwebenden Engel Schar." ***)

In der That hängt das Glück mehr von dem, was in uns, als von dem, was außer uns ist, ab. Nachdem Hamlet gesagt: „Die Welt ist ein hübsches Gefängnis; es

*) Wordsworth.
**) Plutarch.
***) Lovelace.

giebt mancherlei Abteilungen, Wachen und Kerker darin," und wie dann Rosencrantz andrer Meinung ist, da versetzt er weise: „Nun denn, für dich ist es keins; es ist nichts an sich gut und schlecht: unser Denken macht es dazu. Für mich ist es ein Gefängnis." Andrerseits ist es doch wahr, daß

„Die Orte alle, die die Sonne schaut,
Sind nichts als stille Häfen für den Weisen."
Shakespeare.

„Alles ist Meinung," sagt Marc Aurel. „Was den Menschen nicht schlechter macht, wie kann es sein Leben schlechter machen? Aber Tod und Leben, Ehre und Unehre, Schmerz und Freude, das alles sind Dinge, die dem Guten ebenso wie dem Bösen begegnen, und sie machen uns weder besser noch schlechter."

„Die größten Übel," sagt Jeremy Taylor, „kommen aus unserm Innern; von uns selbst aus müssen wir auch das größte Gute suchen."

„Das Herz," sagt Milton,

„ist in sich selbst daheim; es selbst
Macht himmlisch Glück zur Höll', die Höll' zum Himmel."

Milton sah wahrlich in seiner Blindheit herrlichere Gesichte, und Beethoven hörte bei seiner Taubheit himmlischere Musik, als die meisten von uns je zu genießen hoffen dürfen.

Wir alle neigen dazu, wenn wir nicht wissen was kommt, das Schlimmste zu fürchten. Wenn wir die ganze Größe der Gefahr erkennen, ist sie halb vorüber. Daher fürchten wir uns mehr vor Geistern als vor

Räubern, nicht bloß grundlos, sondern gegen alle Vernunft; denn selbst wenn es Geister gäbe, wie sollten sie uns berühren? Und selbst bei Geistergeschichten behaupten wenige von denen, welche einen Geist *gesehen* zu haben vorgeben, daß sie einen *gefühlt* haben.

Milton betont bei seiner Beschreibung des Todes die diesem eigentümliche Finsterheit:

„Die andere Gestalt —
Wenn heißen darf *Gestalt*, was ohn' Gestalt
Von Glied, Gelenk und Form dem Aug' sich bot,
Und *Wesen*, was ein Schatten schien zu sein;
Wie beides sah er aus — schwarz wie die Nacht,
Wie Furien furchtbar, schrecklich wie die Höll',
So stand er — einen Wurfspieß in der Hand,
Auf seinem Haupt wie eines Königs Kron'."

Der Einfluß, welchen Finsternis und Nacht auf die Erhöhung des Schreckens ausüben, ist in einer der erhabensten Stellen des Buches Hiob (4, 12 ff.) ausgedrückt:

„Und zu mir ist kommen ein heimlich Wort,
Und mein Ohr hat ein Wörtlein aus demselben empfangen.
Da ich Gesichte betrachtete in der Nacht,
Wenn der Schlaf auf die Leute fällt,
Da kam mich Furcht und Zittern an,
Und alle meine Gebeine erschraken.
Und da der Geist vor mir über ging,
Stunden mir die Haare zu Berge an meinem Leibe.
Da stund ein Bild vor meinen Augen, und ich kannte seine Gestalt nicht;
Es war stille, und ich hörte eine Stimme:
Wie mag ein Mensch gerecht sein vor Gott?
Oder ein Mann rein sein vor dem, der ihn gemacht hat?"

So wandelte sich der Schrecken in eine Lehre des Trostes und der Gnade.

Oft vergrößern wir Leiden und Schwierigkeiten; wir richten unsern Blick so lange auf sie, bis sie größer scheinen als sie wirklich sind.

„Gefahren tragen sich leicht von dem Augenblick an, wo wir sie für leicht halten, und mehr Gefahren haben die Menschen getäuscht als sie bezwungen; ja, es wäre besser, manchen Gefahren halbwegs entgegenzugehen, obgleich sie gar nicht näher kommen, als zu lange auf der Wacht zu liegen und zu bangen, ob sie wohl näher kommen. Denn wer zu lange wacht, fällt nur zu leicht in Schlaf.“*)

Sich vorsehen, ist sehr weise; aber sich vorher mit Sorgen plagen, ist sehr thöricht; wollen wir einmal in die Luft bauen, dann lieber Schlösser als Kerker.

Es kommt leider nur zu oft vor, daß wir durch einen falschen, bewußten oder unbewußten Schritt die richtige Straße verfehlen und irre gehen. Können wir dann unsre Schritte zurück thun? Können wir das Verlorene wieder erlangen? Dies ist möglich. Die Ansicht, der G. Macdonald Ausdruck giebt, ist doch zu düster:

„Ein Seufzer zu viel, zu lang ein Kuß,
Und ein Nebel kommt und der Regen fließt,
Und nimmer dein Leben das alte ist.“

Es sind zwei edle Aussprüche des Sokrates, daß Unrecht thun schlimmer sei als Unrecht leiden, und daß, wenn ein Mensch Unrecht gethan hat, es für ihn besser ist Strafe zu erleiden als ungestraft zu sein.

Gewöhnlich sprechen wir von Selbstsucht als von einem Fehler, der dem allgemeinen Glück Eintrag thut.

*) Bacon.

Dies trifft nicht ganz zu. Schade ist nur, daß so viele Leute in thörichter Weise selbstsüchtig sind; sie beobachten eine Handlungsweise, die weder sie selbst noch sonst jemand glücklich macht.

„Ein jeder," sagt Goethe, „sollte bei sich selbst anfangen und sein eigenes Glück zuerst begründen; daraus würde dann zuletzt ohne Frage das Glück der ganzen Welt folgen." Man kann leicht sagen, daß dies zu allgemein hingestellt ist, und daß Ausnahmen selbstverständlich vorkommen; aber wenn ein jeder Übermaß vermeiden und auf seine Gesundheit bedacht sein würde; wenn er sich selbst stark und fröhlich erhalten würde; wenn er sein Heim glücklich machen und zu den kleinen Quälereien, welche so oft das häusliche Leben verbittern, keinen Anlaß geben würde; wenn er für seine Angelegenheiten Sorge tragen und sich besonnen und zahlungsfähig erhalten würde; wenn er, wie ein chinesisches Sprichwort sagt, „den Schnee vor seiner eignen Thür wegfegen und sich um den Reif auf seines Nachbars Dach nicht kümmern würde" — dies wäre ja vielleicht nicht die edelste Handlungsweise, aber wie wohl würde es um unsre Familie, um unsre Verwandten und Freunde stehen! Aber leider

„Wie wen'ge wissen in der Welt, was gut,
Und wissen sie's — wer ist es, der es thut?" *)

Es wäre etwas Großes, wenn man die Leute zu der Überzeugung bringen könnte, daß sie durch Unrechtthun die Summe ihres Glückes nie vermehren. Bei Kindern erkennen wir dies wohl an; wir sehen, daß ein

*) Dryden.

verzogenes Kind kein glückliches Kind ist, daß es viel besser für dasselbe gewesen wäre, wenn es gleich von vornherein bestraft und dadurch vor größeren Leiden im späteren Leben bewahrt worden wäre.

Es ist ein schönes Bild, daß jeder Mensch seinen Schutzengel habe; aber dies ist auch wahr, denn das Gewissen ist immer auf der Wacht, immer bereit, uns vor der Gefahr zu warnen.

Wie oft möchten wir klagen, aber wie undankbar ist es!

„Wer ließe gern,
Wie schmerzgeplagt auch, dies bewußte Sein,
Dies Denken, das die Ewigkeit durchmißt —
Und sänke lieber in den dumpfen Schoß
Des Unerschaffnen, fortgerafft, hinab.“*)

Aber man wird vielleicht sagen, daß wir uns hier nur auf eine andre und bessere Welt vorbereiten. Sehr wohl, aber warum sollten wir uns dann über das beklagen, was nur die Vorbereitung zu künftigem Glücke ist?

Wir sollten es beherzigen:

„Trifft dich ein Leid, es sei leicht oder schwer, —
Ein Gottesbote ist es. O nimm ihn
Mit Freuden an, wirf auf die Knie dich hin,
Und eh' er geht, sorg', daß er dir gewähr,
Daß du die Füß' ihm waschest; dann nicht leer
Laß gehn ihn, alles gieb. Und daß den Sinn
Nicht düstren Unmuts Wolken dir umziehn!
Dem Gastfreund dies nicht ziemet. Nimmer stör'
Der Leidenschaften wogendes Getos'

*) Milton.

Der Seele Spiegel; wie die Freude sei
Der Schmerz gelassen, ruhig, still und groß,
Er stärk', erhebe, mache rein und frei;
In seiner Größ' ersterbe kleiner Schmerz,
Mit Ewigkeitsgehalt füll' er das Herz." *)

Viele gleichen den Wassern von Bethesda; sie müssen erregt werden, wenn sie ihre Tugend beweisen sollen.

„Wir werden," sagt Plutarch, „uns des Daseins aller dieser Wohlthaten freudiger bewußt sein, wenn wir uns vorstellen, sie wären nicht da, wenn wir uns von Zeit zu Zeit daran erinnern, wie die Menschen, wenn sie krank sind, nach der Gesundheit, im Kriege nach Frieden, und, wenn sie in einer großen Stadt fremd und unbekannt sind, nach Bekanntschaft und Freunden Verlangen tragen, und wenn wir daran denken, wie schmerzlich es ist, dies alles zu entbehren, nachdem man es einmal besessen. Dann wird es nicht mehr so sein, daß uns diese Wohlthaten nur groß und wertvoll erscheinen, wenn wir sie verloren haben, aber wertlos, wenn wir sie besitzen ... Es trägt aber zur Zufriedenheit unsres Geistes sehr viel bei, wenn wir zumeist auf unsern eigenen Kreis und unsre eigene Lage oder auf die Lage derjenigen blicken, die schlimmer als wir daran sind, anstatt daß wir uns mit denen vergleichen, die besser als wir daran sind ... Aber es giebt viele, Leute aus Chios, Bithynien oder Galatien, die mit dem Teile des Ruhms oder der Macht, den sie unter ihren Mitbürgern genießen, nicht zufrieden sind, sondern seufzen, daß sie keine Senatorenschuhe tragen; oder wenn sie diese haben, daß sie nicht römische Prätoren

*) Aubrey de Vere.

sind; oder wenn sie dies Amt bekommen, daß sie nicht Konsule sind, oder wenn sie das geworden sind, daß sie nur zum zweiten und nicht zum ersten Konsul gewählt sind . . . Bewunderst du einen, der in einer Sänfte daher getragen wird, als einen Mann, der mehr ist als du? Blicke etwas tiefer und siehe die an, welche die Sänfte tragen." Und wiederum: „Mir gefällt sehr die Bemerkung, die Diogenes gegen einen Fremden in Lacedämon, der mit großem Aufwand ein Festmahl herrichtete, machte: ‚Ist nicht für den Guten jeder Tag ein Fest?' . . . Und da das Leben die beste Einführung in alles dies ist, so sollte es voller Freiheit und Freude des Geistes sein;" ja, richtig verstanden, sollte es uns die Fähigkeit geben, „uns die Gegenwart ohne Murren gefallen zu lassen, an die Vergangenheit mit Dank zu denken und der Zukunft hoffend und freudig, ohne Bangen und Grübeln entgegenzugehen."

Zehntes Kapitel.

Arbeit und Ruhe.

„Durch Arbeit zur Ruhe, durch Kampf zum Sieg."
Thomas a Kempis.

Unter die Leiden des Lebens rechne ich selbstverständlich nicht die Notwendigkeit der Arbeit.

In der That ist Arbeit, ja schwere Arbeit, wenn sie nur das Maß nicht übersteigt, an sich eine reiche Quelle des Glücks. Wir alle wissen, wie schnell die Zeit dahin geht, wenn wir recht beschäftigt sind, während die Augenblicke auf dem Trägen schwer lasten. Beschäftigung vertreibt Sorgen und all' die kleinen Leiden des Lebens. Wer arbeitet, hat keine Zeit zum brüten oder sich zu grämen.

„Friedlicher Schlummer, leichter Sinn
Ist seiner harten Müh' Gewinn;
Sein Reichtum ist nicht Geld und Gut,
Doch Friede und gesundes Blut."*)

*) Gray.

Dies gilt namentlich von der Arbeit des Feldes und der Werkstätte. Sie mag ja bescheiden sein; aber trägt sie auch nicht die blendende Verheißung des Ruhmes, so gewährt sie doch die Befriedigung erfüllter Pflicht und die unschätzbare Wohlthat der Gesundheit. Emerson ermahnt die jungen Leute, welche in das Leben treten, — „die Engel, welche mit Euch gehen und Lorbeeren des Lebens für Eure jugendliche Stirn flechten, sind Mühe und Wahrheit und gegenseitige Treue."

Mit Recht wurde die Arbeit von den Alten der Preis genannt, den die Götter für alles, das Wert hat, ansetzten. Wir alle kennen, so oft wir es auch vergessen, die wunderbare Macht der Beharrlichkeit; und doch prägt uns die ganze Natur, bis zu Bruces Spinne, täglich diese Lehre ein.

Viel Schreiben, hat man gesagt, macht das Lesen leicht; Plato soll die erste Seite seiner „Republik" 13mal neu geschrieben haben, und Carlo Maratti soll den Kopf des Antinous 300mal gezeichnet haben, bevor er zu seiner Befriedigung ausfiel.

Besser sich abnutzen als rosten; es giebt „ebensowohl einen Staub, der sich auf dem Herzen lagert, wie einen, der sich auf der Ruhstatt sammelt".*)

Wenn aber auch Arbeit gut für den Menschen ist, so kann sie doch, und nur zu oft geschieht es, bis zum Übermaß getrieben werden. Viele fragen sich müde

„Ach warum
Ist Leben nichts als Müh?"**)

*) Jefferies.
**) Tennyson.

„Alles hat seine Zeit," sagt Salomo; „Arbeiten hat seine Zeit, Spielen hat seine Zeit." Die Arbeit wird um so besser gehen, wenn wir eine vernünftige Abwechslung eintreten lassen; die Ermöglichung der Muße ist eine der Belohnungen der Arbeit.

Es ist ein treffliches Wort, daß wo ein Wille ist, da auch ein Weg ist; aber wenn es auch ganz gut ist zu wünschen, so dürfen doch Wünsche nicht die Stelle der Arbeit einnehmen.

Wo auch immer die Pflicht eines Menschen liegt, immer muß er hauptsächlich von sich selbst abhängen. Andre können uns helfen, aber wir müssen die eigentliche Sache selbst machen. Niemand kann für uns sehen. Wollen wir unsre Vorteile ausnutzen, so müssen wir es lernen, daß wir selbst benutzen

„Des Geistes düstre Leuchte,
Die niemand Licht giebt, nur dem, der sie trägt."

Es ist schwerlich eine Übertreibung, daß keine ehrliche Arbeit verloren ist. Finden wir auch nicht den eingebildeten Schatz, so gewinnt doch der Weinberg an Wert.

„Arbeite," sagt die Natur zum Menschen, „arbeite zu jeder Zeit, ob für Geld, ob ohne Geld; sieh nur darauf, daß Du arbeitest, und Dir wird der Lohn nicht fehlen; Deine Arbeit sei fein oder grob, Du magst Korn bauen oder Epen schreiben, wenn nur Deine Arbeit ehrlich ist, wenn Du selbst mit ihr zufrieden bist, so wirst Du den Lohn für Sinn und Herz ernten; gleichviel, wie oft Du strauchelst; Dein ist der Sieg. Die Belohnung

dessen, was man recht gethan hat, ist, daß man es gethan hat.“*)

Keine Arbeit, auch nicht die beharrlichste, kein Erfolg, auch nicht der größte, kann den Gewinn des Lebens erschöpfen.

Der Fleißigste, der an Erfolgen Reichste, muß doch bekennen, daß da bleibt

„So viel zu thun, das unbegonnen ist,
So viel zu hoffen, wo noch nichts wir sehn, —
So viel, das zu Gewinn uns kann geschehn.“**)

In unsrer gegenwärtigen Zeit haben wir bei unsrer Arbeit — obwohl es ja an manchen besonderen Nachteilen nicht fehlt — viele Vorteile, die man in früheren Zeiten nicht kannte. Wir leben in größerer Sicherheit und sind dem weniger ausgesetzt, daß uns die Früchte unsrer Arbeit gewaltsam entrissen werden.

In früheren Zeiten waren die Schwierigkeiten des Studiums viel größer als heut. Bücher waren teuer und schwer zu handhaben, oft sogar an die Tische angekettet, auf denen man sie benutzte. Die größten Gelehrten sind oft sehr arm gewesen. Erasmus pflegte beim Mondschein zu lesen, weil er sich keine Kerze kaufen konnte; er „bettelte um einen Pfennig, nicht um der Mildthätigkeit sondern um des Lernens willen.“***)

Mangel an Zeit ist keine Entschuldigung für Trägheit. „Unser Leben,“ sagt Jeremy Taylor, „ist zu kurz,

*) Emerson.
**) Morris.
***) Coleridge.

um dem Ehrgeiz eines hochmütigen Fürsten oder eines gewaltsamen Usurpators zu dienen; die Zeit ist zu gering, um große Reichtümer zu erwerben, um den Stolz eines hoffärtigen Narren zu befriedigen, um alle Feinde unsrer berechtigten und unberechtigten Interessen mit Füßen zu treten: aber um Tugend zu erlangen, um Mäßigkeit und Bescheidenheit uns anzueignen, um nach den Vorschriften der Religion zu handeln, giebt uns Gott genügende Zeit, wenn wir die Ausgaben des Morgens und Abends, das heißt unsrer Jugend und unsres Alters, in die Rechnung des Mannes aufnehmen."

Die Arbeit ist so sehr eine Notwendigkeit unsrer Existenz, daß die Frage weniger ist, ob, sondern wie wir arbeiten sollen. Ein altes Sprichwort sagt, daß der Teufel Arbeit für die findet, welche für sich selbst nicht arbeiten wollen.

Wenn wir Engländer als Volk emporgekommen sind, so verdanken wir dies in nicht geringem Maße der Thatsache, daß wir tüchtig gearbeitet haben. Nicht allein das: wir haben auch die Kräfte der Natur gezwungen, für uns zu arbeiten. „Dampf," sagt Emerson, „ist beinahe ein Engländer."

Arbeitskraft namentlich hat unsre größten Männer gekennzeichnet. Cecil sagte von Sir W. Raleigh, daß er „furchtbar arbeiten konnte".

Es giebt verschiedene Arten und Weisen zu arbeiten. Rasch arbeiten kann gut sein, Hast ist schlecht.

„Wie das Gestirn
Ohne Hast
Ohne Rast

Drehe sich jeder
Um die eigene Last.“ *)

Man erzählt, daß es Newton als seine Art zu arbeiten beschrieb: „Ich behalte den Gegenstand beständig vor meinen Augen und warte, bis das erste Dämmern langsam und allmählich zum vollen klaren Lichte wird.“

„Es ist das Geheimnis des Genies,“ sagt Emerson, „nicht zu dulden, daß irgend eine Täuschung für uns besteht; daß wir alles das, was wir wissen, zur That machen — in der hohen Entwicklung modernen Lebens, in Kunst und Wissenschaft, bei Büchern und Menschen, so daß die höchste treueste Ebenbildlichkeit, Wirklichkeit und Zweckmäßigkeit erreicht wird; und daß wir unaufhörlich jede Wahrheit durch ihre Verwirklichung ehren.“

In letzter Linie sichert die Arbeit den reichen Lohn der Ruhe; wir müssen ruhen, um fähig zu sein, recht zu arbeiten, und arbeiten um fähig zu sein, uns der Ruhe zu erfreuen.

„Sicherlich müssen wir uns hüten, daß unsre Ruhe nicht die Ruhe der Steine werde, welche, so lange der Gießbach sie umtost und der Donner sie schlägt, ihre Majestät bewahren; wenn aber der Strom ruhig und der Sturm vorüber ist, wehren sie dem Grase nicht, das sie bedeckt, und lassen das Moos über sich hinwachsen; der Pflug durchschneidet sie und sie werden zu Staub . . . Ruhmvoll ist die Ruhe der Gemse, welche sich atemlos auf ihr granitenes Bett niederlegt, nicht die des Ochsen, der im Stall sein Futter kaut.“**)

*) Goethe.
**) Ruskin.

Wenn wir unser Bestes gethan haben, können wir den Erfolg gelassen abwarten.

„Was hindert den Menschen, der alles dies klar erkannt hat, leichten Herzens zu leben und frei sein Haupt zu erheben, ruhig abwartend, was kommen kann und das duldend, was schon gekommen ist? Soll ich Armut tragen? Wohlan, ihr sollt sehen, was Armut ist, wenn sie an einen gekommen ist, der die Rolle eines Armen gut zu spielen weiß. Soll ich Macht haben? Wohlan ich will sie und die mit ihr verbundene Unruhe antreten. Soll ich verbannt sein? Wohin ich auch gehen werde, so wird es gut um mich stehen.“*)

Die Buddhisten glauben an verschiedene Arten von Strafen im Jenseits; der höchste Lohn der Tugend aber ist das Nirvana — die endliche und ewige Ruhe.

Wohl für jeden bewegend ist die Bitte des Eschmunazar, man möchte ihn in Frieden ruhen lassen, welche auf seinem Sarkophag in Sidon (jetzt in Paris) eingegraben stand:

„Im Monat Bul, im 14. Jahr meiner Herrschaft, sprach Ich, König Eschmunazar, König der Sidonier, Sohn des Königs Tabuith, Königs der Sidonier, also: Ich bin fortgerafft vor meiner Zeit — fortgerafft von den Fluten der Tage. Der weiland so Große ist stumm, tot der Sohn der Götter. Und ich ruhe in diesem Grabe, ja in diesem Sarge, an der Stätte, die ich gebaut. Ich beschwöre alle Könige und Machthaber und alle Menschen: daß doch niemand diese Ruhestätte öffne, noch nach Schätzen suche, wo doch keine Schätze sind, daß niemand

*) Epiktet.

das Lager meiner Ruhe wegtrage, noch mich störe in meiner Ruhestätte, indem er das Lager meines Schlummers stört . . . Wer das Grab meiner Ruhe öffnet, wer das Lager meiner Ruhe wegträgt, oder wer mich auf diesem Lager stört: er habe keine Ruhe, wenn er hingegangen, er werde in keinem Grabe bestattet, ihm sei kein Sohn noch Same . . . er habe keine Wurzel unten und keine Frucht oben und keine Ehre unter denen, die die Sonne schauen."

Der Träge weiß nicht, was Ruhe heißt. Tüchtige Arbeit führt übrigens nicht nur dahin, daß sie uns für den Körper Ruhe gewährt, sondern giebt auch, und das ist noch wichtiger, Frieden der Seele. Wenn wir im Handeln und Sein unser Bestes gethan haben, können wir in Frieden ruhn.

„Nella sua voluntade è nostra pace."*) In Seinem Willen ist unser Friede; und in diesem Frieden wird das Herz sein einzig wahres Genügen finden, denn „wenn die Sorge schläft, wacht die Seele".

Es ist ja wahr, daß uns in der Jugend der Gedanke an Arbeit und Kämpfe belebt und reizt; je mehr Jahre aber dahingehen, um so mehr Macht gewinnt in uns die Hoffnung und die Aussicht auf Friede und Ruhe, und

„Wenn dämmernd an der Tage Ziel,
Des Lebens Müh und Freud verblaßt,
Dann lehrte Arbeit uns, nicht Spiel,
Ob süß die Rast."**)

*) Dante.
**) Symonds.

Elftes Kapitel.

Religion.

„Es ist Dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von Dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, und Liebe üben, und demütig sein vor Deinem Gott."
Micha 6, 8.

„Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: Die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt erhalten." Jakobi 1, 27.

„Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig."
2. Korinther 3, 6.

Es wäre durchaus unangebracht, wollten wir uns an dieser Stelle auf eine Erörterung theologischer Probleme einlassen oder irgend eine besondere Lehranschauung vertreten. Trotzdem aber darf ich das nicht übergehen, was für die meisten ein so großer Trost, eine so große Stütze in Kummer und Leid und eine Quelle des reinsten Glückes ist.

Gewöhnlich freilich werfen wir unter dem Namen Religion zwei Dinge zusammen, die doch sehr verschieden sind: die Religion des Herzens und die des Verstandes.

Die erstere hat es mit dem Handeln und den Pflichten des Menschen; die letztere mit dem Wesen des Übersinnlichen und der Zukunft der Seele zu thun. Diese ist eigentlich ein Zweig des Wissens.

Die Religion sollte eine Kraft sein, eine Führerin, eine Tröstung, nicht eine Quelle geistigen Grübelns oder hitzigen Streitens. Verfolgung um des Glaubens willen setzt den Glauben an einen eifersüchtigen, grausamen und ungerechten Gott voraus. Wenn wir unser Bestes gethan haben, um die Wahrheit zu erkennen, und wenn wir uns dann darum quälen, was unser Schicksal sein wird — das heißt an Gottes Güte zweifeln und, nach Bacons Worten, „den heiligen Geist statt in der Gestalt einer Taube, in der eines Raben sehen." „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig;" die erste Pflicht der Religion ist, daß sie von Gott eine möglichst hohe Vorstellung hat.

Aber mancher Mann, und noch mehr manche Frau, machen sich beim Eintritt in das Leben durch theologische Zweifel und Düfteleien elend. Diese Zweifel haben in neunundneunzig unter hundert Fällen nicht auf das Bezug, was wir thun, sondern auf das, was wir denken sollen. Was das Handeln angeht, so ist das Gewissen im allgemeinen ein bereiter Führer; ihm folgen, darin liegt die Schwierigkeit. Die Theologie ihrerseits ist eine ganz abstruse Wissenschaft; aber so lange es unser ehrlicher Wunsch ist, die Wahrheit zu finden, brauchen wir nicht zu befürchten, daß wir wegen eines unbewußten Irrtums werden bestraft werden. „Es ist Dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von Dir fordert: nämlich

Gottes Wort halten, und Liebe üben, und demütig sein vor Deinem Gott" (Micha 6, 8). In der Bergpredigt und in jedem beliebigen andern Teil der Evangelien ist sehr wenig Theologie, und die Verschiedenheiten, welche uns trennen, haben ihren Grund weniger in der Kirche als im Studium. Der Zweck der Religion war, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen zu bringen; was zu Haß und Verfolgung führt, mag dem Buchstaben nach richtig sein; dem Geiste nach aber ist es aufs äußerste unrecht.

Vor wieviel Elend wäre Europa bewahrt worden, wenn sich die Christen mit der Bergpredigt begnügt hätten!

In Buchara sollen mehr als dreihundert Schulen gewesen sein, sie sich alle mit Theologie beschäftigten, von anderem aber keine Ahnung hatten; diese Stadt war vielleicht eine der heuchlerischsten und lieblosesten der Welt! „Wissen blähet auf, aber die Liebe erbauet."

Wir dürfen es nicht vergessen:

„Recht betest Du, wenn recht Du liebst
Was groß ist und was klein."*)

Nur zu oft scheinen die Theologen der Ansicht zu sein:

„Der Schatten einer unsichtbaren Macht
Schwebt durch die Mitte, schauervoll;"**)

und mancher mag sich in den Tagen der Inquisition nach der heiteren kindlichen Religion der Griechen gesehnt haben, hätte er nur die Nymphen und Nereïden, die

*) Shelley.
**) Coleridge.

Genien, und Geschick und Fatum, ohne Jupiter und Mars haben können!

Sekten sind das Werk von Sektierern. Kein wahrhaft großer Religionslehrer, sagt Carlyle, hat jemals die Absicht gehabt, eine Sekte zu gründen.

Verschiedenheit des Gottesdienstes, sagt ein persisches Sprichwort, „hat das menschliche Geschlecht in 72 Nationen geschieden. Unter allen ihren Dogmen habe ich mir eins ausgewählt — die Liebe Gottes.“ Und wiederum: „Auf wessen Lebensfaden die Perlen der Liebe und des Denkens aufgereiht sind, der braucht keinen andern Rosenkranz.“

Bei manchen heidnischen Philosophen ist mehr wahres Christentum als bei gewissen christlichen Theologen. Beispiele seien Plato, Marc Aurel, Epiktet und Plutarch.

„Jetzt, o Callicles,“ sagt Sokrates, „bin ich von der Wahrheit aller dieser Dinge überzeugt und ich trachte darnach, wie ich an jenem Tage meine Seele rein und unbefleckt vor dem Richter darstellen kann. Ich verzichte auf die Ehren, die der Welt Ziel sind; mein einziger Wunsch ist, die Wahrheit zu erkennen und so edel zu leben als ich kann, und wenn die Zeit da ist, zu sterben. So viel ich vermag, ermahne ich die andern, ebenso zu handeln. Und zum Dank für Eure Ermahnung, ermahne ich nun Euch, an dem großen Kampfe teilzunehmen, der größer ist als irgend ein andrer auf Erden: an dem Kampfe des Lebens.“

„Was die Frömmigkeit gegen die Götter angeht,“ sagt Epiktet, so müßt Ihr wissen, die Hauptsache ist, daß man von ihnen richtige Vorstellungen hat — daß man glaubt, daß sie *sind* und daß sie das All trefflich

und gerecht regieren; dann aber müßt Ihr Euch in dem Grundsatz befestigen, daß Ihr ihnen gehorcht und Euch ihnen in allem ergebt, was Euch trifft, daß ihr es willig hinnehmt als etwas, das Euch von der höchsten Weisheit gesandt ist."

„Handle nicht so," sagt Marc Aurel, „als ob Du 10 000 Jahre leben solltest. Der Tod schwebt über Deinem Haupte. So lange Du lebst, so lange es in Deiner Macht steht — sei gut" . . .

„Da es möglich ist, daß Du noch in diesem Augenblick aus dem Leben scheiden mußt, so regle darnach all Dein Werk und Deine Gedanken. Von dieser Welt scheiden, wenn es Götter giebt, ist aber nichts, das Dich schrecken darf, denn die Götter werden Dich nicht ins Übel stürzen; wenn es aber keine Götter giebt oder wenn sie sich um die Dinge der Menschen nicht kümmern, was liegt mir daran, in einer Welt zu leben, wo es keine Götter oder keine Vorsehung giebt? Aber sie existieren wahrhaftig und kümmern sich um die Dinge dieser Welt, und sie haben dem Menschen alle Mittel in seine Hand gegeben, daß er wirkliche Übel vermeiden kann.

Und Plutarch: „Die Gottheit wird nicht gepriesen wegen ihres Silbers und Goldes, und der Allmächtige nicht wegen seines Donners und Blitzes, sondern wegen seiner Weisheit und seines Wissens."

Es ist ja sicherlich schwierig, in das genaue Verständnis der Lehren morgenländischer Ethiker einzudringen, aber derselbe Geist weht durch die orientalische Litteratur. Z. B. in dem „Irdenen Wägelchen" des König Sudraka, dem ältesten Sanskritdrama, das wir kennen, bittet der

böse Prinz den Vita, die Heldin zu ermorden, und sagt, daß niemand ihn sehen würde; aber Vita erklärt: „die ganze Natur würde das Verbrechen mit ansehen — die Genien des Waldes, die Sonne, der Mond, die Winde, das Himmelsgewölbe, die festgegründete Erde, der mächtige Yama, welcher die Toten richtet, und in der Seele das Gewissen."

Man nehme sogar ein Beispiel von völlig abweichender Anschauung. „Ist," sagt Plutarch, „der ein Verbrecher, welcher glaubt, daß es keine Götter giebt? Hat nicht einer, der sie für das wirklich hält, was sie nach dem Aberglauben der Menschen sein sollen, Anschauungen, die weit ungeheuerlicher sind? Ich für mein Teil will viel lieber, daß die Leute sagen, es hat nie einen Plutarch gegeben, oder es giebt jetzt keinen, als daß sie behaupten, Plutarch ist ein wankelmütiger, unbeständiger, leicht zum Zorn gereizter, bei jedem geringfügigen Anlaß Rache sinnender, bei jeder Kleinigkeit sich ärgernder Mensch."

Allerdings klingt in den Schriften der römischen Moralisten eine Saite von traurigem Zweifel an, so z. B. in Hadrians Sterbelied an seine Seele:

„Animula, vagula, blandula
Hospes, comesque corporis
Qua nunc abibis in loca:
Pallidula, rigida, nudula,
Nec, ut soles, dabis jocos."

Derselbe Geist spricht aus der Grabschrift des Herzog von Buckingham in der Westminster Abtei:

„Dubius non improbus vixi
Incertus morior, non perturbatus;
Humanum est nescire et errare,
Deo confido
Omnipotenti benevolentissimo:
Ens entium miserere mei.“

Vieles hat man für Religion gehalten, besonders Selbstsucht, aber auch Furcht, Hoffnung, Liebe zur Musik, zur Kunst, zum Gepränge; Gewissenskrupel nehmen oft die Stelle der Liebe ein, und die Herrlichkeit des Himmels wird oft von Edelsteinen und Juwelen abhängig gemacht. Manche, wie man trefflich bemerkt hat, ziehen Christo nach, nicht wegen der Wunder, sondern wegen der Brote.

In vielen Fällen liegen religiöse Streitigkeiten nur in Worten. Es giebt eine morgenländische Erzählung von vier Männern, einem Araber, einem Perser, einem Türken und einem Griechen, welche verabredeten, gemeinsam eine Abendmahlzeit zu halten, aber als sie zusammengekommen waren, stritten sie darüber, was sie essen wollten. Der Türke schlug Azum vor, der Araber Aneb, der Perser Anghur, während der Grieche auf Staphylion bestand. Und wie sie so stritten

„Mit Trauben, sieh, beladen schwer
Ein Esel kommt des Wegs daher.
Auf springen all', mit freud'ger Hast
Sich weisend die purpurne Last.
„Sieh, Azum!“ ruft der Türke. „Ha,
Anghur!“ der Perser, „was kann da
Wohl besser sein?“ „Aneb das ist,“
Der Maure schreit. „Daß ihr es wißt,

Staphylion!“ der Griech'. — Den Schmaus
Drauf hielten sie.
Du lern' daraus!“*)

Als bei einer Gelegenheit der Dekan Stanley Lord Beaconsfield gegenüber seine Ansichten darlegte, soll dieser versetzt haben: „Ja, Herr Dekan, das ist alles recht schön, aber denken Sie daran: Keine Dogmen, keine Dekane!“ Solche Dekane wie Stanley zu verlieren, wäre ja ein großes Unglück. — Die Religionen bauen sich nicht auf Dogmen auf; im Gegenteil, diese bilden oft genug die Hindernisse ihrer Entwickelung.

Wir mögen nicht immer mit Spinoza übereinstimmen; aber hat er nicht recht, wenn er sagt: „Daher ist es das erste Gebot des göttlichen Gesetzes, ja seine wahrhaftige Summa: Gott bedingungslos als das höchste Gut zu lieben — bedingungslos, sage ich, und nicht aus irgend einem Nebengrunde, sei es Liebe oder Furcht?“ Und wiederum: Das wahre Wesen der Religion ist der Glaube „an ein höchstes Wesen, das seine Lust hat an Gerechtigkeit und Gnade, dem alle, welche selig werden wollen, gehorchen müssen, und das wir durch Gerechtigkeit und Liebe gegen unsern Nächsten verehren.“

Es giebt zwei Arten von Zweifel, und oft verwechseln wir eine weise Zurückhaltung des Urteils mit der Schwäche des Zögerns. Eine Meinung bekennen, für welche wir keinen zureichenden Grund haben, ist einfach unlogisch; aber wenn es nötig ist zu handeln, so müssen wir dies thun auf Grund der besten uns zu Ge-

*) Aus Arnold, Perlen des Glaubens.

bote stehenden Erkenntnis, mag diese auch noch so gering sein. Hierin liegt die Bedeutung des gesunden Menschenverstandes, des Genies eines Feldherrn, der Weisheit eines Staatsmannes. Pyrrho, der allbekannte Repräsentant des Zweifelns, hat oft weise mit seinem Urteil zurückgehalten, machte sich aber durch sein zauderndes Handeln und durch sein Apologisieren lächerlich, indem er allen Gründen der Philosophie Widerstand leistete, sich aber durch einen wütenden Hund aus seiner Stellung vertreiben ließ.

Man fasse aus der Bibel alles das zusammen, was für Christi Jünger nach der Lehre des Meisters selbst nötig ist, und wie wenig Dogma bleibt übrig! „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: Die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt erhalten.“ „Daran soll jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.“ Und wiederum: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Eine Lehre, die die Kinder uns geben sollen, ist die, daß die Religion Sache des Herzens und nicht nur des Kopfes ist.

Warum wollen wir erwarten, daß uns die Religion Fragen in Bezug auf den Ursprung und das Geschick des Weltalls lösen soll? Auch von der gründlichsten Abhandlung verlangen wir nicht, daß sie uns den Ursprung der Elektricität oder der Wärme angebe. Die Naturgeschichte wirft auf den Ursprung des Lebens kein Licht. Hat die Biologie es sich je zur Aufgabe gemacht, das Dasein zu erklären?

„Simonides wurde in Syrakus von Hiero gefragt,

wer oder was Gott wäre. Er erbat sich einen Tag Zeit, um über die Antwort nachzudenken. An den folgenden Tagen verdoppelte er jedesmal die Zeit, die er zum Nachdenken noch nötig hätte, und als Hiero nach dem Grunde fragte, versetzte er, daß je länger er über die Sache nachdenke, je dunkeler sie ihm erscheine."

Ein Spruch der Veden sagt: „In der Mitte der Sonne ist das Licht, und in der Mitte des Lichtes ist die Wahrheit, und in der Mitte der Wahrheit ist das ewige Sein." Man hat Gott als einen Kreis definiert, dessen Mittelpunkt überall und dessen Peripherie nirgends sei — aber das johanneische „Gott ist die Liebe" spricht mächtiger zu der Seele des Menschen.

Die Kirche ist kein Platz zum Studium oder für die Spekulation. Wenige werden mit Eugénie de Guérin die innige Zuneigung zu der Kapelle von Cahuze zu teilen vermögen, wo sie nach ihren Worten „tant de misères" zurückließ.

Zweifel schließt den Glauben nicht aus. Und wenn wir zugeben müssen, daß es noch viele in Dunkel gehüllte Punkte giebt und wohl noch lange geben wird, so ist es wohl zu verzeihen, wenn wir uns erlauben, uns in Bezug auf unsern Ursprung und unsre Bestimmung verschiedene Ansichten zu bilden.

Leider haben viele ein schlechtes Leben durch Reinheit des Glaubens aufwägen wollen — eine vergebliche und nutzlose Bemühung! Recht thun ist die sichere Leiter, welche uns in den Himmel führt, obgleich wahrer Glaube uns helfen will, sie zu finden und zu ersteigen.

Obgleich aber die religiöse Wahrheit nimmermehr

Verbitterung rechtfertigen kann, so ist sie doch der höchsten Anstrengung des Denkens und des Studiums wert.

Ich hoffe, man wird von mir nicht glauben, daß ich irgendwie einen ehrlichen Versuch, die Wahrheit zu erkennen, mißachte oder die Frömmigkeit derer, welche für ihre Religion gestorben sind, unterschätze. Aber sicherlich ist es ein Mißgriff, wenn man Märtyrertum als ein Verdienst betrachtet, während es doch von seinem eigenen Gesichtspunkt aus in Wahrheit ein Vorrecht war.

Es ist unmöglich, die der Seele innewohnende Kraft, „die Wahrheit zu lieben und alles um der Wahrheit willen zu thun“*) zu hoch anzuschlagen. Um die Wahrheit zu erkennen, sollten wir vor keinem Schmerz zurückweichen, aber sicherlich andern keinen zufügen.

Wir können sicher sein, daß Streitereien die Religion nie fördern können, und daß Verfolgen keineswegs mit Bekehren gleichbedeutend ist. Diejenigen, welche wirklich glauben, daß alle, welche mit ihnen nicht einer Meinung sind, ewige Qualen erdulden müssen, scheinen ja allerdings logisch gerechtfertigt zu sein, wenn sie sogar bis zum Tode verfolgen. Ein derartiges Vorgehen kann, wenn es konsequent durchgeführt wird, eine bestimmte Sekte ausrotten, und alle Leiden, welche die Menschen dabei erdulden würden, wären ja von jenem Gesichtspunkt aus nichts im Vergleich zu den Qualen der Hölle. Nur wird man zugeben müssen, daß eine derartige Religionsansicht mit dem Glauben an Gottes Güte völlig unverträglich ist und, wie mir scheint, in keiner Weise mit Christi Lehre in Einklang gebracht werden kann.

*) Plato.

Übrigens hat die Inquisition selbst von ihrem eigenen Gesichtspunkt aus im allgemeinen nur Mißerfolg zu ververzeichnen gehabt. Das Blut der Märtyrer ist die Saat der Kirche.

„In Gemäßheit des Befehls des Konzils zu Konstanz (1415) wurden die Überreste Wickliffes ausgegraben und zu Asche gebrannt; diese wurde in den Swift, einen in der Nähe vorbeifließenden Bach, geworfen; dieser führte die Asche mit sich fort und trug sie in den Avon; dieser in den Severn; der Severn in die schmalen Seen, diese führten sie in den großen Ozean. So ist Wickliffes Asche das Sinnbild seiner Lehre, welche jetzt über die ganze Welt verbreitet ist." *)

Der Talmud erzählt, daß Schammai einst von jemand gebeten wurde, ihn den Talmud in einer Lektion zu lehren. Schammai trieb ihn zornig fort. Der Mann kam dann mit derselben Bitte zu Hillel. Hillel sagte: „Thue andren, was Du willst, daß andre Dir thun sollen. Das ist das ganze Gesetz. Alles andre sind bloß Kommentare darüber."

Die Religionen der niedrigeren Völker sind gleichsam Musterreligionen der Furcht und des Schreckens. Ihre Götter sind eifersüchtig, rachsüchtig, grausam, erbarmungslos, selbstsüchtig, gehässig und sogar kindisch. Sie verlangen, daß man sie durch Feste und Opfer, oft sogar durch Menschenopfer, günstig stimme. Sie sind nicht nur trotzig, sondern auch so launisch, daß es oft selbst bei den besten Absichten unmöglich ist, ihres Wohlgefallens

*) Fuller.

sicher zu sein. Von solchen bösen Wesen erhielten Zauberer und Hexen ihre höllische Macht. Niemand war sicher. Niemand wußte, wo eine Gefahr lauerte. Scheinbar völlig geringfügige Handlungen konnten die ernsteste Gefahr in sich bergen; die scheinbar unschuldigsten Dinge konnten verhängnisvoll werden.

Oft hat man auch an Götter des Verbrechens, des Unglücks und der Krankheit geglaubt. Diese bösen Geister ermutigen natürlich eher das Böse als das Gute. Einer meiner Freunde, ein Mann von energischem Charakter, wurde in eine Gegend Indiens gesandt, wo die Pocken besonders stark herrschten, und wo einer der Haupttempel der Göttin dieser Krankheit geweiht war. Mein Freund impfte die Leute, trotz manchen Widerstandes, und die Krankheit verschwand, zum großen Erstaunen der Eingebornen. Aber die Priester der Göttin der Pocken kamen nicht in Verlegenheit; sie nahmen bloß das Bild ihrer zu Schanden gewordenen Göttin herunter und baten meinen Freund um eine Darstellung seiner selbst, um sie an Stelle jener aufzustellen.

Wir, die wir glücklich genug sind, in einem verhältnismäßig aufgeklärten Jahrhundert zu leben, können uns kaum noch vorstellen, wie unsre Vorfahren unter dem Glauben an die Existenz geheimnisvoller und böswilliger Wesen litten, wie ihr Leben durch diese schauervollen Furchtgedanken verbittert und umdüstert war.

In dem Maße aber als die Menschen in der Bildung Fortschritte machten, ist auch die Religion mit ihnen fortgeschritten; ihre Vorstellungen von der göttlichen Macht sind allmählich immer höher und reiner geworden.

Wir fangen eben jetzt erst an, uns die Vorstellung anzueignen, daß ein liebender und barmherziger Vater unbewußten Irrtum nicht ahnden würde, ja wohl nicht einmal die Thatsache, daß man ihm eine so gehässige Ungerechtigkeit zuschreibt. Aber was kann klarer sein, als Christi Lehre in diesem Punkte. Immer wieder und wieder schärfte er sie seinen Jüngern ein. „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig."

„Wenn wir," sagt Ruskin, „statt die Menschen ihrer Laster wegen zu tadeln, vielmehr ihre Herzen zu gewinnen suchten; wenn wir statt das zu betonen, was Gott von ihnen fordert, vielmehr ihnen seine Güte schilderten; wenn wir neben jeder Warnung des Todes die Beweise und Verheißungen des ewigen Lebens verkündigten; kurz, wenn wir nicht das Dasein eines furchtbaren Gottes lehren würden, den die Menschen zwar nicht zu leugnen vermögen oder wagen, den sie sich aber so nie denken wollen, oft auch nicht können; wenn wir ihnen statt dessen einen nahen, sichtbaren, unentrinnbaren, aber allgütigen Gott zeigten, dessen Gegenwart die Erde selbst zum Himmel macht — ich glaube, es würden weniger taube Kinder am Markte sitzen."

Aber man darf nicht glauben, daß die, welche zweifeln, ob die letzten Wahrheiten des Weltalls durch menschliche Worte ausgedrückt werden können, oder ob wir, falls dies möglich sein sollte, diese Wahrheiten verstehen könnten, — daß sie die Bedeutung religiösen Forschens unterschätzen. Ganz im Gegenteil. Ihre Zweifel kommen nicht vom Stolz, sondern aus der Demut; nicht weil sie die göttliche Wahrheit nicht würdigen, sondern weil sie zweifeln,

ob wir sie genügend würdigen können, und weil sie sich der Zurückführung des Unendlichen auf das Endliche gegenüber skeptisch verhalten.

Sicherlich: Was auch immer die Wahrheit ist in religiösen Fragen, über sie *streiten* ist unrecht. „Mögen die andern sich zanken," sagte Augustin, „ich will bewundern."

Diejenigen, welche mit ihrem Urteil zurückhalten, sind deswegen keine Skeptiker; oft sind gerade die, welche meinen, sie wissen das meiste, am meisten von Zweifel und Angst heimgesucht.

Es ist in religiösen Dingen wie bei Kindern des Nachts. Dunkel und Unwissenheit rufen den Schrecken hervor; Licht und Liebe treiben die Furcht aus.

Wenn wir in die Zukunft blicken, dürfen wir wohl mit Ruskin hoffen, daß „je weiter sich die Wohlthaten des Friedens ausbreiten werden, um so mehr der Weg für eine christliche Kirche bereitet werden wird, die weder ihr Bestehen auf der Unwissenheit, noch ihren Fortschritt auf Streitereien aufbauen, sondern in Licht und Liebe herrschen wird."

Zwölftes Kapitel.

Die Hoffnung auf Fortschritt.

„Was dürfen wir nicht von der Zukunft hoffen, wenn der Geist wissenschaftlichen Forschens sich über alle diese weiten Länder ausbreiten wird, in denen jetzt der Fortschritt der Zivilisation, jenes Forschens sicherer Vorläufer, angefangen hat und gewaltig fortschreitet? Und was dürfen wir nicht von der Ausübung aller dieser Geisteskräfte erwarten, welche unter bisher noch nie dagewesenen Verhältnissen in Thätigkeit treten sollen, dabei in einem so ungeheuren Gebiet, das weit alle die Länder an Größe übertrifft, die bisher die gesamte Ernte des menschlichen Geistes gezeitigt haben." Herschel.

Auf doppelter Grundlage, wenn nicht noch aus mehr Gründen, dürfen wir auf einen Fortschritt in der Zukunft hoffen. Erstlich ist es möglich, daß durch die vermehrte Kenntnis der Natur, der Eigenschaften der Materie und der uns umgebenden Erscheinungen, unsre Kinder sich des Genusses weit größerer Vorteile erfreuen werden, als uns selbst vergönnt war. Zweitens wird die Ausdehnung und Verbesserung der Erziehung, der wachsende Einfluß von Kunst und Wissenschaft, Poesie

und Musik, Litteratur und Religion, aller der Kräfte, welche zum Guten führen — alles das wird, wie wir mit Fug hoffen dürfen, den Menschen auf einen höhern Standpunkt erheben, ihn zum Herren seiner selbst und fähiger machen, seine Vorzüge zu würdigen und sich ihrer zu erfreuen, so daß das italienische Sprichwort zur Wahrheit wird, daß wo Licht ist, da Freude ist.

Eine Erwägung, die den Fortschritt ungemein hat verzögern helfen, ist der unbestimmte Gedanke gewesen, daß es in gewissem Sinne undankbar, ja ruchlos sei, wenn man das zu verbessern trachte, was uns die göttliche Vorsehung gegeben hat. So soll sich Prometheus den Zorn Jupiters zugezogen haben, weil er die Menschen den Gebrauch des Feuers gelehrt hatte; und andre Segnungen entgingen ähnlicher Bestrafung nur dann, wenn sie von der Gewitztheit der Priester als Gunstbezeugung irgend einer besonderen Gottheit hingestellt wurden. Diese Anschauungen sind auch heute noch nicht ganz ausgestorben. Ich selbst erinnere mich noch der Zeit, wo viele ausgezeichnete Personen Gewissensbisse oder Vorurteile dem Chloroform gegenüber hatten, weil sie sich einbildeten, Schmerz sei uns unter gewissen Umständen von Gott verordnet.

In den Zeiten der alten Sachsen soll Edwin, König von Northumberland, seine Edlen und Priester um sich versammelt haben, um darüber zu beraten, ob ein Missionar, der dorthin gekommen war, angehört werden solle oder nicht. Man wurde nicht einig, aber endlich erhob sich ein greiser Häuptling und sagte: „Du weißt, o König, wenn Du an einem Winterabend in Deiner Halle beim Mahle sitzest, um

Dich im Kreise Deine Genossen, — wenn die Nacht düster und schaurig ist und Regen und Schnee draußen wüten, die Halle aber drinnen beim lodernden Feuer hell und warm ist — dann kommt es wohl vor, daß sich ein Sperling aus der düsteren Nacht in die hell erleuchtete Halle flüchtet, durch die Halle hindurchfliegt und dann am andern Ende wieder in die düstere Nacht hinausfliegt. Wir sehen ihn ein paar kurze Augenblicke, aber wir wissen nicht, woher er kam, noch wohin er in der Schwärze des Sturmes draußen geht. So ist das Leben des Menschen. Er zeigt sich eine kurze Zeit in der Wärme und Helle dieses Lebens, aber was vor diesem Leben war oder auf dies Leben folgt, wir wissen es nicht. Wenn uns daher diese neuen Lehrer über die Finsternis, die vorher war, und über die Finsternis, die nachher kommt, aufklären können, so wollen wir sie hören und sie sollen uns lehren."

Es ist aber oft gesagt worden, daß, wie groß und unvermutet auch die neuesten Entdeckungen gewesen sein mögen, gewisse letzte Probleme für uns immer ungelöst bleiben müssen. Ich für mein Teil möchte davon Abstand nehmen, irgend welche derartige Beschränkungen zu behaupten. Als Park die Araber fragte, was des Nachts aus der Sonne würde, ob sie immer dieselbe oder jeden Tag neu sei, versetzten sie, daß eine solche Frage närrisch sei und gänzlich außerhalb des Bereichs menschlichen Forschens liege.

In seinem Cours de Philosophie Positive hat es Comte noch im Jahre 1842 in Bezug auf die Himmelskörper als etwas ganz selbstverständliches ausgesprochen: „Wir können hoffen, ihre Formen, Entfernungen, ihre

Größe und ihre Bewegungen zu bestimmen, aber wir werden nie und durch keine Mittel im Stande sein, ihre chemische Zusammensetzung oder mineralogische Bildung zu studieren." Aber nach ein paar Jahren ist diese vermeintliche Unmöglichkeit thatsächlich erfüllt worden: so unsicher ist es, die Möglichkeiten der Wissenschaft vorher zu umgrenzen.

Es ist wahrlich heut ebenso wahr als zu Newtons Zeit, daß das unendliche Meer der Wahrheit unentdeckt vor uns liegt. Oft wünsche ich, daß irgend ein Präsident der Royal Society oder der British Association sich zum Thema seiner jährlichen Rede nehme: „Was wir nicht wissen". Wer kann sagen, am Vorabend welcher Entdeckungen wir vielleicht eben jetzt stehen! Es ist wunderbar, ein wie außerordentlich kleiner Schritt oft Jahre lang zwischen dem Menschen und einer wichtigen Entdeckung liegt. Man denke z. B. an das elektrische Licht. Es war Jahre hindurch bekannt gewesen, daß wenn man ein Kohlenstäbchen in einen luftleeren Glasbehälter brachte und einen elektrischen Strom hindurchleitete, die Kohle mit intensivem Licht glühte, aber andrerseits wurde sie so heiß, daß das Glas sprang. Deswegen war das Licht nutzlos, weil die Lampe zersprang, sobald sie erleuchtet war. Edison kam auf den Gedanken, wenn man die Kohlenfasern dünn genug machte, so würde man die Hitze vermeiden, aber doch eine große Fülle von Licht haben. Edisons Recht auf sein Patent wurde eben aus diesem Grunde bestritten. Man sagte: die bloße Einführung einer so geringen Verschiedenheit wie die Ersetzung des dünnen Stabes durch feine Fasern, sei ein so geringfügiges

Neues, daß es nicht patentiert werden könne. Die Verbesserungen, die von Swan, Lane, Fox und anderen angebracht wurden — so wichtig sie, zusammengenommen, sind, so sind sie doch Schritt für Schritt gemacht worden.

Oder man denke weiter an die Entdeckung der Anästhetica. Am Anfange dieses Jahrhunderts entdeckte Sir Humphrey Davy das Lachgas, wie es damals genannt wurde. Er fand, daß es vollkommene Unempfindlichkeit gegen Schmerz hervorbrachte und doch der Gesundheit nicht schadete. Ein Zahn wurde thatsächlich unter dem Einfluß dieses Gases und mithin schmerzlos herausgenommen. Diese Thatsachen waren unsern Chemikern bekannt, sie wurden den Studenten in unsern großen Krankenhäusern erklärt, und doch kam ein halbes Jahrhundert hindurch niemand auf die so naheliegende Anwendung. Die Operationen wurden immer noch wie vorher ausgeführt, die Patienten erduldeten dieselben schrecklichen Qualen, und doch war das wohlthätige Element in unsrer Hand, seine göttlichen Eigenschaften waren bekannt, aber nie kam einer darauf, Gebrauch davon zu machen.

Ich kann noch ein Beispiel anführen. Es ist allgemeine Annahme, daß das Drucken im 15. Jahrhundert entdeckt wurde; dies ist auch richtig in Bezug auf die praktische Verwertung desselben. Thatsächlich aber war das Drucken lange vorher bekannt. Die Römer hatten Stempel; auf den Denkmälern der assyrischen Könige ist der Name des regierenden Fürsten richtig aufgedruckt. Was ist der Unterschied? Ein kleiner, aber über alles wichtiger Schritt. Der wahre Erfinder des Druckens war der Mann, in dessen Kopf der glückliche Gedanke auf-

blitzte, für jeden Buchstaben statt für ganze Wörter besondere Stempel zu nehmen. Wie gering erscheint die Verschiedenheit, und doch kam 3000 Jahre hindurch niemand auf den Gedanken. Wer vermag zu sagen, was für andere wie einfache und doch wie weitreichende Entdeckungen eben in diesem Augenblick vor unsern Augen liegen.

Archimedes sagte, daß wenn man ihm einen Punkt geben würde, wo er stehen könnte, er die Welt aus den Angeln heben würde. Durch eine Wahrheit geht es zur andern, jede Entdeckung macht eine andere, und was mehr ist, eine höhere möglich.

Wir fangen eben jetzt erst an, von der wunderbaren Einrichtung und Mannichfaltigkeit der Natur einen Begriff zu bekommen. Ich habe an anderm Ort die Aufmerksamkeit hierauf gelenkt und namentlich auf die rätselhaften Sinnesorgane mancher Tiere hingewiesen.*)

Wir haben allen Grund zu hoffen, daß die zukünftigen Studien auf diese interessanten Gebilde viel Licht werfen werden. Viel werden uns jedenfalls die Verbesserung unserer Mikroskope, der Gebrauch neuer Reagenzien und mechanischer Mittel nützen; aber die letzten Atome, aus denen die Materie besteht, sind so unendlich klein, daß es schwer vorherzusehen ist, auf welche Weise eine endgültige Lösung dieser Probleme möglich sein wird.

Loschmidt, dessen Angaben seitdem durch Stoney und Sir W. Thomson bestätigt worden sind, hat berechnet, daß jedes Atom der Materie höchstens $^1/_{50\,000\,000}$ Zoll im Durchmesser groß ist. Unter diesen Umständen können

*) Lubbock, Die Sinne der Tiere.

wir gegenwärtig scheinbar kaum hoffen, daß wir durch die Verbesserung des Mikroskops unsre Kenntnis der Atome sehr vermehren werden. Mit unsern jetzigen Instrumenten können wir auf Glas gezogene Linien unterscheiden, die $^1/_{90\,000}$ Zoll breit sind; aber infolge der Eigenschaften des Lichtes selbst können wir, wie es scheint, nicht hoffen, daß wir Gegenstände, die sehr viel kleiner als $^1/_{100\,000}$ Zoll im Durchmesser sind, werden unterscheiden können. Unsre Mikroskope können zweifellos verbessert werden, aber die Beschränkung liegt hier nicht in der Unvollkommenheit unsrer optischen Mittel, sondern in der Natur des Lichtes.

Es ist ausgerechnet worden, daß ein Eiweißteilchen von $^1/_{80\,000}$ Zoll im Durchmesser nicht weniger als 125 000 000 Moleküle enthält. Bei einer einfacheren Zusammensetzung würde die Zahl noch viel größer sein, bei Wasser z. B. nicht weniger als 8 000 000 000 betragen. Selbst wenn wir nun Mikroskope bauen würden, die weit stärker wären als alle, die wir jetzt besitzen, so wäre es uns doch damit nicht möglich, unmittelbar durch Anschauung ein Bild von der letzten Organisation der Materie zu erhalten. Der kleinste Teil organischer Materie, der durch unsre stärksten Mikroskope klar nachgewiesen werden kann, kann in Wahrheit sehr zusammengesetzt sein; er wird durch viele Millionen Moleküle gebildet, und daraus folgt, daß es fast eine unendliche Zahl von Strukturen organischer Gewebe geben kann, von denen wir gegenwärtig garnicht vorher sehen können, auf welche Weise es möglich sein wird, sie zu prüfen.*)

*) Lubbock, 50 Jahre der Wissenschaft.

Andrerseits hat man gezeigt, daß Tiere Laute hören, die wir bei der Einrichtung unsres Gehörs nicht zu vernehmen im stande sind, und ich habe bewiesen, daß Ultra-Violett-Strahlen auf sie einwirken, während dieselben für unser Auge unsichtbar sind.*)

Da uns nun jeder Strahl homogenen Lichtes, den wir mit unserm Gesichtsnerv empfinden, als eine besondere Farbe erscheint, so ist es wahrscheinlich, daß auch diese ultra-violetten Strahlen den Tieren als eine bestimmte und besondere Farbe erscheinen müssen, von der wir uns keine Vorstellung machen können, die aber von den übrigen Farben ebenso verschieden sein muß wie Rot von Gelb oder Grün von Violett. Auch entsteht die Frage, ob nicht weißes Licht, sofern diese besondere Farbe zu ihm hinzukommt, für diese Tiere von unserm weißen Licht verschieden ist.

Auf Grund dieser Erwägungen muß sich uns der Gedanke aufdrängen, wie verschieden die Welt den anderen lebenden Wesen erscheinen mag — fast hätte ich gesagt muß — als sie uns erscheint. Ein Ton ist die Empfindung, die in uns hervorgerufen wird, wenn die Schwingungen der Luft das Trommelfell unsres Ohrs erreichen. Sind es wenige, so ist der Ton tief, werden es mehr, so wird er heller und heller, wenn es aber 40 000 in der Sekunde sind, können wir sie nicht mehr hören. Die Lichtempfindung wird in uns hervorgerufen, wenn die Lichtwellen das Auge treffen. Wenn 400 Millionen Millionen Ätherschwingungen die Netzhaut in einer Sekunde

*) Lubbock, Ameisen, Bienen und Wespen.

treffen, bringen sie die Empfindung von Rot hervor, wird die Zahl größer, so geht die Farbe in Orange, dann in Gelb, Grün, Blau und Violett über. Aber zwischen 40 000 Schwingungen in der Sekunde und 400 Millionen Millionen haben wir kein Sinnesorgan, das irgend eine Empfindung aufnehmen könnte. Zwischen diesen Grenzen aber kann es jede beliebige Zahl von Empfindungen geben. Wir haben 5 Sinne und bilden uns oft ein, es könne nicht mehr geben. Aber es ist klar, daß wir das Unendliche nicht nach den uns gezogenen engen Grenzen messen dürfen.

Wenn wir nun aber die Sache von der andern Seite ansehen, so finden wir gerade, daß die Tiere außerordentlich künstlich eingerichtete, reich mit Nerven versehene Sinnesorgane haben, deren Funktionen wir uns aber bisher nicht zu erklären vermögen. Es kann fünfzig andre Sinne geben, die von den unsern ebenso verschieden sind wie Hören vom Sehen; und selbst innerhalb der engen Grenzen unsrer eignen Sinne kann es eine endlose Zahl von Tönen geben, die wir nicht hören können, und Farben, die so verschieden sind wie Rot von Grün, und die wir doch nicht zu empfinden vermögen. Diese und tausend andre Fragen harren noch ihrer Lösung. Die uns umgebende, uns so vertraute Welt kann für die andern lebenden Wesen etwas ganz verschiedenes sein. Sie kann für diese voll von Musik sein, die wir nicht hören, von Farben, die wir nicht sehen, von Empfindungen, die wir nicht kennen. Ausgestopfte Vögel und Tiere in Glaskästen aufstellen, Insekten aufreihen und trockene Pflanzen zu Herbarien ordnen, sind nur die

Kärrnerarbeiten des Studiums; auf die Gewohnheiten der Tiere achten, ihre Beziehungen zu einander verstehen, ihren Instinkt und ihren Verstand studieren, darüber ins klare kommen, welches ihre Fähigkeiten sind und wie sie sich zu den Kräften der Natur stellen, einen Begriff davon erhalten, wie die Welt ihnen erscheint — das bildet, wie mir wenigstens scheint, das wahre Interesse der Naturwissenschaft, und kann uns sogar den Faden geben, Sinneswahrnehmungen und Empfindungen zu entdecken, von denen wir jetzt keine Vorstellung haben.*)

Von diesem Gesichtspunkt aus scheinen mir die Möglichkeiten des Fortschritts fast unbegrenzt zu sein.

Soweit es sich um die gegenwärtige Stellung des Menschen handelt, kann nach meiner Ansicht die Thatsache, daß Fortschritte gemacht sind, nicht in Frage gestellt werden.

Im Mittelalter z. B. herrschte Bildung und Verfeinerung des Lebens kaum außerhalb der Grenzen der Höfe, und auch da keineswegs immer. Das Leben in englischen, französischen und deutschen Schlössern war roh und fast barbarisch. Galton hat der Meinung Ausdruck gegeben, die zu untersuchen ich nicht berufen bin, daß die Bevölkerung von Athen im ganzen genommen uns ebenso überlegen war wie wir den australischen Wilden. Aber wenn dies sich auch so verhält, so ist doch unsre Zivilisation viel weiter verbreitet, so daß das allgemeine Niveau europäischer Bildung viel höher ist.

Zum großen Teil ist dies ohne Zweifel der Leich-

*) Lubbock, Die Sinne der Tiere.

tigkeit zuzuschreiben, mit der die Welt Zugang zu den Schätzen der Litteratur unsres Landes hat, zu dieser Litteratur, die, um mit Macaulay zu reden, „der glänzendste, reinste und dauerndste aller Ruhmestitel unsres Landes ist; zu der Litteratur, die so reich ist an kostbarer Wahrheit und kostbarer Dichtung, zu der Litteratur, die sich des Fürsten aller Dichter und des Fürsten aller Philosophen rühmt; zu der Litteratur, die einen Einfluß ausgeübt hat, der weiter geht als der unsres Handels und mächtiger ist als der unsrer Waffen."

Wenige von uns wenden ihre ganze Kraft auf die Ausbildung ihres Geistes. Der Körper hört in wenigen Jahren auf zu wachsen; aber der Geist, wenn wir ihn gewähren lassen, wächst so lange wir leben.

Der weitere Fortschritt der Zukunft wird nicht, wie wir sicher annehmen dürfen, auf bloße materielle Entdeckungen beschränkt sein. Wir fühlen es, daß wir auf dem Wege zu höheren geistigen Kräften sind; Probleme, die uns heut außerhalb der Fassungskraft menschlichen Gedankens zu liegen scheinen, werden ihre Lösung finden und den Weg zu immer weiterem Fortschreiten öffnen. Übrigens wird der Fortschritt, wie wir hoffen dürfen, nicht bloß materiell, nicht bloß geistig, sondern auch sittlich sein.

Es ist so natürlich, wenn wir auf die Schönheit Englands, auf die Lage unsrer Städte, die Größe unsres Handels, den Reichtum unsres Landes und den Umfang unsres Reiches stolz sind. Aber der wahre Ruhm eines Landes besteht nicht in der Ausdehnung seiner Herrschaft, noch in der Fruchtbarkeit des Bodens noch in der Schön-

heit der Natur, sondern vielmehr in der sittlichen und geistigen Überlegenheit des Volkes.

Und doch, wie wenige von uns, sie seien reich oder arm, haben aus sich das gemacht, was sie sein könnten. Wenn er sein Bestes thut, wie Shakespeare sagt, „was für ein Kunstwerk ist der Mensch! Wie edel ist seine Vernunft! Wie unendlich seine Fähigkeit! In Form und Bewegung, wie bestimmt und bewunderungswürdig ist er!" Von wenigen aber kann man bisher sagen, daß sie dies hohe Ideal erreicht haben.

Die Hindus haben die Vorstellung, daß die lebenden Wesen nach dem Tode in einer andern Form weiter leben; diejenigen welche recht gethan haben, auf einer höheren, die welche unrecht gethan haben, auf einer niedrigeren Stufe. Der Gedanke hieran ist nach ihrer Meinung ein mächtiger Antrieb zu tugendhaftem Leben. Mag dies nun vom zukünftigen Leben wahr sein oder nicht, sicherlich gilt es von diesem unsern Leben. Wenn wir heut unser Bestes thun, erheben wir uns am nächsten Morgen zu höherem Leben; wenn wir aber unsern Leidenschaften und Versuchungen nachgeben, steigen wir mit gleicher Gewißheit auf eine niedrigere Stufe hinab.

Es ist eine bemerkenswerte Beleuchtung der Einheit des Menschen und eine Ermutigung für diejenigen von uns, welche keinen Anspruch darauf machen können, Genies zu sein, daß trotz einiger selbstverständlich vorhanden gewesenen Ausnahmen, die Zeiten des Fortschritts im ganzen doch die gewesen sind, in denen ein Volk als *solches* gearbeitet und gedacht hat; der Fortschritt ist nicht ganz die Frucht der Anstrengungen weniger großer Männer,

sondern auch der tausend andern Menschen, nicht eines einzelnen Genies, sondern der nationalen Arbeit.

Unser Leben ist von Geheimnissen umgeben, unsre Welt selbst ist ein Punkt im endlosen Raum; und nicht nur die Zeit unsres eignen Lebens, sondern auch die des gesamten Menschengeschlechts, ist gleichsam nur ein Augenblick in der Ewigkeit der Zeit. Wir können uns einen Anfang nicht vorstellen, und können kein Ende absehen.

Aber wenn wir bisher auch noch nicht zu erkennen vermögen, von welcher Seite der Forschung her uns ein Schlüssel zur Lösung der Probleme gegeben werden wird, so können wir doch andrerseits daran festhalten, daß jede Vermehrung unsrer Kenntnis ein kleiner Schritt zu der großen Offenbarung ist.

Der Fortschritt kann langsamer und kann schneller sein. Möglicherweise erleben ihn andere und nicht wir. Wir erleben ihn nicht, wenn wir nicht darnach ringen, seiner würdig zu sein. Aber kommen wird er sicherlich.

Die Zukunft des Menschen ist voller Hoffnung, und wer vermag vorher zu sagen, wozu der Mensch bestimmt ist?

Dreizehntes Kapitel.

Die Bestimmung des Menschen.

„Denn ich achte, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sind, die an uns soll geoffenbaret werden." Röm. 8, 18.

So haben wir allerdings eine sichere und gewisse Hoffnung auf den Fortschritt des Menschengeschlechts; aber sofern es sich um den Menschen als Individuum handelt, läßt sich nicht leugnen, daß wir im Lauf der Jahre immer mehr das Interesse an vielem verlieren, das uns in der Jugend die größte Freude gewährte. Aber wenn wir unsre Zeit gut angewandt haben, wenn wir unsre Hände weise „am Feuer des Lebens" gewärmt haben, so gewinnen wir mehr als wir verlieren. Nimmt unsre Kraft ab, so fühlen wir auch weniger die Notwendigkeit, sie zu gebrauchen. An die Stelle der Hoffnung tritt allmählich Erinnerung; ob dadurch nun unser Glück größer wird oder nicht, hängt davon ab, was unser Leben gewesen ist.

Es giebt ja selbstverständlich Menschen, deren Leben mit dem Vorrücken der Jahre an Wert verliert, indem

eine Freude nach der andern verblaßt und auch die Freuden, welche bleiben, allmählich ihren Reiz verlieren; aber das Leben andrer Menschen gewinnt an Reichtum und Frieden alles und mehr als das wieder, was die Zeit ihnen geraubt hat.

Die Freuden der Jugend mögen ja lebhaft und reizvoll sein, aber im besten Fall haftet ihnen immer etwas von Hast und Unruhe an. Sie können nicht die Fülle und Tiefe haben, welche den Tröstungen des Alters eigen sind und zu den reichsten Belohnungen eines selbstlosen Lebens gehören.

Es ist wie mit dem Ende des Tages, so mit dem des Lebens; wohl sind Wolken da: aber wenn der Horizont klar ist, so kann es ein schöner Abend sein.

Das Alter hat eine reiche Fülle von Erinnerungen. Die Freude des Lebens ist

„Zu schön als daß sie bleiben kann,
Doch schöner noch, wenn sie entrann." *)

Swedenborg hatte die Vorstellung, daß sich das Leben der Engel im Himmel beständig zu dem Lenze ihres Lebens zurückbewegt, so daß die, welche am längsten gelebt haben, thatsächlich am jüngsten sind; und haben wir nicht alle Freunde gehabt, welche dies Ideal zu verwirklichen schienen? Welche in Wahrheit — d. h. im Geiste — die Frische der Kindheit sich bewahrten?

„Wenn ich über das Alter nachdenke," sagt Cicero, „so finde ich vier Ursachen, weswegen man es für elend hält: erstlich, weil es uns das Besorgen unserer Geschäfte

*) Montgomery.

unmöglich macht; zweitens, weil es den Körper schwächer macht; drittens, weil es uns fast alle Freuden nimmt; viertens, weil es dem Tode so nah ist." Aber wir wollen doch einmal sehen, wie weit ein jeder dieser Gründe stichhaltig und vernünftig ist.

Frei sein von den aufreibenden Geschäften des Lebens, fühlen, daß man ein Recht auf Muße und Ruhe gewonnen hat, ist sicherlich an und für sich kein Übel.

Von der zweiten gegen das Alter erhobenen Anklage habe ich schon in dem Kapitel über die Gesundheit gesprochen.

Die dritte ist, daß es keine Leidenschaften kennt. „O hehres Vorrecht des Alters! wenn es wirklich das von uns nimmt, was der größte Fehler unsrer Jugend ist." Aber die höheren Gefühle unsrer Natur werden durch das Alter keineswegs notwendigerweise geschwächt, oder vielmehr, sie werden klarer, da sie von den gröberen Elementen unsrer niedrigen Natur geläutert sind.

Dann wahrlich kann es gesagt werden: „Der Mensch ist die Sonne der Welt, mehr als die wirkliche Sonne. Das Feuer seines wunderbaren Herzens ist das einzige Licht, die einzige Wärme, welche wert ist, gemessen und bestimmt zu werden."

„Allein," sagt Manu, „wird jeder Mensch in die Welt geboren; allein stirbt er; allein empfängt er den Lohn seiner guten Thaten, allein die Strafe seiner Sünden. Ist er tot, so liegt sein Körper wie ein gefallener Baum auf der Erde, seine Tugend begleitet seine Seele. Daher soll der Mensch Tugend sich aufsammeln und aufspeichern, damit sie sein unzertrennlicher Gefährte in dem

Dunkel werde, durch das wir alle hindurch müssen, durch das aber der Weg uns so schwer wird."

Ist es nicht seltsam, daß viele Menschen bewußt einen Weg einschlagen, von dem sie wissen, daß er, um es gelind auszudrücken, nicht der des Glückes ist. Sie wollen lieber andere unglücklich machen als selber glücklich sein.

Plato erklärt dies im Phädrus dadurch, daß er den Menschen als ein dreifaches Wesen, mit drei Naturen, hinstellt und ihn einem Paar geflügelter Pferde und einem Rosselenker vergleicht. „Von den beiden Pferden ist das eine edel und edler Abkunft, das andere unedel und unedler Abkunft; sie zu lenken ist, wie zu erwarten, keine leichte Sache." Das edle Roß bemüht sich, den Wagen in die Höhe zu führen, aber das unedle sucht ihn hinabzuziehn. Mit der Zeit, wenn der Rosselenker weise und fest ist, wird uns der edle Teil unsrer Natur mehr und mehr erheben.

„Der Mensch," sagt Shelley, „ist ein Instrument, über welches eine Reihe äußerer und innerer Eindrücke hinziehn, wie die wechselnden Stöße des schwankenden Windes über eine Äolsharfe, der dadurch eine immer wechselnde Melodie entlockt wird."

Cicero nennt die Nähe des Todes den vierten Nachteil des Alters. Vor den Augen vieler steht immer das Dunkel des Todes, wie der Sarg bei den altägyptischen Gastmählern, und wirft einen Schatten auf allen Sonnenschein des Lebens. Aber sollen wir den Tod so ansehen?

Shelleys schöne Verse

„Gleich einer Kuppel bunten Glases ragt
Unschön das Leben in den klaren Glanz
Der Ewigkeit — bis es der Tod zerschlägt"

enthalten, wenigstens nach meiner Meinung, einen doppelten Irrtum. Das Leben braucht den klaren Glanz der Ewigkeit nicht unschön zu unterbrechen, auch schlägt der Tod es nicht notwendigerweise in Stücke.

Niemand wird je wissen, daß er tot ist.

Der Tod ist „das Ende von allem, für viele eine Erlösung, von den verschiedensten Menschen ersehnt, der niemandem einen bessern Dienst erweist als denen, zu welchen er ungerufen kommt."*)

Nach den Stürmen des Lebens bringt der Tod den Frieden.

Man hat oft gemeint, daß die Reise zu

„Dem unbekannten Land, aus dem noch nie
Ein Wandrer heimgekehrt"

voller Schmerzen und Leiden sein muß. Aber dem ist nicht so. Der Tod ist oft friedlich und fast schmerzlos.

Beda übersetzte während seiner letzten Krankheit das Evangelium Johannis ins Angelsächsische. Am Morgen seines Todes sagte sein Schreiber, welcher seine Schwäche bemerkte: „Es ist nur noch ein Kapitel übrig, und es scheint, daß Dir das Sprechen schwer wird." „Es wird mir leicht," versetzte Beda; „nimm Deine Feder und schreibe so schnell Du kannst." Am Schluß des Kapitels sagte der Schreiber: „Es ist zu Ende;" er versetzte: „Du hast recht gesagt, consummatum est." Dann verteilte

*) Seneca.

er seine geringe Habe unter die Brüder, nachdem diese ihn auf seine Bitte nahe zu der Stelle gebracht hatten, wo er gewöhnlich betete, sagte: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste," und als er das letzte Wort gesprochen, verschied er.

Goethe starb anscheinend völlig schmerzlos, als er sich gerade zum Schreiben hingesetzt und seine Freude über die Wiederkehr des Frühlings geäußert hatte.

Man erzählt von Mozarts Tode, daß „das unvollendete Requiem auf seinem Bett lag und daß es sein letztes Bemühen war, einen besonderen instrumentalen Effekt zum Ausdruck zu bringen, als er in den Armen seines Weibes und seines Freundes Süßmaier sein Leben aushauchte."

Plato starb beim Schreiben, Lucan wie er eine Stelle seines Buchs über den Kampf von Pharsalus vorlas; Blake starb singend, Wagner indem er sein Haupt schläfrig an die Schulter seines Weibes lehnte. Viele sind im Schlaf hinübergegangen. Verschiedene erste medizinische Autoritäten haben ihre Verwunderung ausgesprochen, daß der Sterbende selten Schrecken oder Widerstreben empfindet. Und selbst die, welche eines gewaltsamen Todes sterben, zum Beispiel in der Schlacht, fühlen wahrscheinlich wenig Schmerz.

Aber dann die Zukunft? Man kann sagen, daß es jetzt hauptsächlich zwei Ansichten giebt. Es giebt manche, die zwar an die Unsterblichkeit der Seele, aber nicht an die der individuellen Seele glauben. Daß wir unser Leben in dem unsrer Kinder weiter leben, scheint sich ja wie von selbst aus dem Gleichnis des Apostels Paulus

zu ergeben, daß sich das Leben des Weizenkornes in der Pflanze des folgenden Jahres fortsetze.

So lange es in der That Glück giebt, ist es selbstsüchtig, unsern Anteil an demselben zu sehr zu betonen. Nehmen wir an, die Seele ist unsterblich, aber in dem künftigen Zustande unsres Seins reiche die Erinnerung in dies Leben nicht zurück, ist da für mich das, was der in diesem Körper wohnenden Seele begegnet, von größerer Bedeutung als das, was einer andern Seele begegnet? Hängt nicht von diesem Gesichtspunkt aus der Wert persönlicher Fortdauer mit der Frage, ob das Gedächtnis auch ununterbrochen ist, zusammen? Wie dem aber auch sein mag: Nach der allgemeinen Ansicht behält die Seele, auch wenn sie vom Körper getrennt ist, ihr persönliches Bewußtsein, und wird vom Tode wie von einem Schlaf erwachen; und wenn wir auch nicht für gewiß behaupten können:

„Millionen geist'ger Wesen wandeln ungesehn
Auf dieser Erd' bei Tage und bei Nacht,"*)

so leben diese doch irgendwo im Weltenraum, und wir sehen sie an, wenn wir zu den Sternen emporblicken, obgleich sie unserm Auge nicht sichtbar sind.

In keinem Fall aber kann der Tod als ein Übel angesehen werden. Etwas andres ist es, wenn man wünscht, daß Jugend und Kraft durch die Zeit unvermindert bleiben möchten.

„Wenn wir denn nicht zur Unsterblichkeit bestimmt sind, so ist es doch für den Menschen etwas Ersehnenswertes,

*) Milton.

zu seiner Zeit zu sterben. Denn wie die Natur allen andern Dingen eine Grenze vorschreibt, so dem Leben. Nun ist aber das Alter der Schluß des Lebens, gleich dem letzten Akte eines Spieles: seiner Ermüdung sollten wir entgehen, namentlich wenn Überdruß hinzukommt."*)

Mancher müden Seele wird der Gedanke tröstlich gewesen sein:

„Nur wen'ge Jahre noch,
Nur kurze Zeit es währt,
Dann sind bei denen wir, die ruhn
In stiller Kirchhofserd'.

Nur wen'ge Kämpfe noch,
Ein Scheiden da und hier,
Dies Ringen, jene Thränen noch:
Und nimmer weinen wir."

Aber von niemandem ist dieser Gedanke je großartiger ausgedrückt worden als von Shelley:

„Still, still! Er ist nicht tot, er schläft auch nicht.
Von dieses Lebens Traum ist er erwacht.
Du bist's, der traumbethört mit Geistern ficht,
Den Ausgeburten wahnverwirrter Nacht.
Er stieg empor, ließ unsre Nacht zurück.
Neid und Verleumdung, Haß und Groll und Schmerz,
Und jene Unruh', die wir Lust und Glück
Benennen, stört und quält nicht mehr sein Herz.
Befreit ist er von dem, was niederwärts
Zum Schmutz uns zieht; nun trauert nimmermehr
Ein stumpfes Herz, ein graues Haupt" — — —

Nach der allgemein verbreiteten Ansicht befreit der

*) Cicero.

Tod die Seele von der Haft des Körpers und ruft uns vor den Richterstuhl.

Wir haben Körper, aber „wir sind Geister". „Ich bin eine Seele," sagte Epictet, „welche einen Körper um sich hat." Der Körper ist nur die vergängliche Form des unsterblichen Wesens. Plato machte den Schluß, daß wenn die Wege Gottes gerecht sein sollen, es ein zukünftiges Leben geben muß.

Für den Betagten ist der Tod auf jeden Fall eine Befreiung. Die Bibel betont immer wieder und wieder, was für ein kostbares Gut der Friede sei. „Meinen Frieden gebe ich euch; ich gebe euch nicht, wie die Welt giebt." Der Himmel wird als ein Ort beschrieben, wo die „Gottlosen aufhören mit Toben, und die ruhen, welche viele Mühe gehabt haben."

Aber ich meine, ein jeder muß sich selbst fragen, worin die Freuden des Himmels bestehen mögen.

Es würde mit dem Ideal weniger Menschen im Einklang stehen, wenn es im Himmel „noch einen Kampf ums Dasein" gäbe. Dann wären wir wenig besser daran als jetzt. Die Welt ist sehr schön, wenn wir uns ihrer nur im Frieden freuen könnten. Andrerseits würde eine rein passive Existenz im Himmel, ein bloßes Vegetieren, wenig Anziehung für uns haben. Es würde fast unerträglich sein.

Während einerseits die Unruhe des Wechsels mit wahrem Glück nichts zu thun zu haben scheint, so würde uns doch eine ermüdende, endlose Einförmigkeit, immer und immer für alle Ewigkeit dasselbe, ohne Abwechslung

und Erfrischung — eher als Stumpfheit denn als Seligkeit erscheinen.

Hierauf scheint uns die Wissenschaft eine Antwort an die Hand zu geben und uns das zu zeigen, was unser Herz ausfüllen könnte: die Lösung der Rätsel, die uns hier Schwierigkeiten machten, neue Begriffe, das Aufrollen der Geschichtsblätter der Vergangenheit; die Welt der Tiere und Pflanzen; die Geheimnisse des Raumes; die Wunder der Sterne und der Unendlichkeiten jenseits der Sterne. Bekannt zu werden mit all den schönen und interessanten Stellen unsrer Welt wäre wahrlich etwas, auf das wir uns freuen könnten; und unsre Welt ist nur eine von vielen Millionen. Oft frage ich mich, wenn ich nachts staunend zu den Sternen emporblicke, ob es mir je gegeben sein wird, als ein körperloser Geist sie zu besuchen und zu erforschen. Wenn wir einst diese gewaltige Reise gemacht hätten, wären wohl neue Interessen in uns aufgetaucht, und wir könnten ganz gut von neuem anfangen.

„Ich weiß," sagt Greg, „daß Gott mir nicht den Himmel eines asketischen Gemüts, eines orthodoxen Theologen, eines düftelnden Mystikers, oder eines strengen Märtyrers, der gleich bereit ist Wunden zu schlagen wie zu tragen, verheißen hat; sondern einen Himmel reiner und unvergänglicher Gefühle; eines Buchs des Wissens mit ewigen Blättern, und unendliche Fähigkeit, es zu lesen — einen Himmel, wo die, welche wir lieben, um uns sind, nie uns mißverstehen und von uns nie gequält werden; einen Himmel, wo wir herrliche Werke thun können und auch ganz die Kraft haben, sie zu

thun — einen Himmel voll gelöster Rätsel und erfüllter Ideale."

Cicero übertrieb wahrlich nicht, wenn er sagte: „O herrlicher Tag, wenn ich mich zu jener göttlichen Gesellschaft und Versammlung der Geister aufmachen und diese unruhige und unreine Welt verlassen werde. Denn dann komme ich nicht nur zu den großen Männern, von denen ich eben sprach, sondern auch zu meinem teuren Cato, dem besten und frömmsten Mann, den es je gegeben hat. Ach, ich habe seinen Körper verbrannt, und er hätte doch meinen verbrennen sollen. Aber seine Seele ist mir nicht entrissen, sondern oft rückwärts schauend ist sie sicherlich dahin gegangen, wohin, wie sie wußte, ich auch kommen werde. Ja, es war ein Schmerz für mich, aber geduldig trug ich ihn; nicht daß ich gleichgültig war, sondern ich tröstete mich in dem Gedanken, daß die Trennung und Scheidung zwischen uns nicht lange dauern würde. Aus diesen Gründen, o Scipio (da du ja sagtest, ihr beide, du und Lälius, hättet euch oft darüber gewundert), ist das Alter für mich erträglich — ja, nicht nur keine Last, sondern sogar eine Lust. Und habe ich nicht recht, wenn ich an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele glaube, so beharre ich gern in meinem Irrtum, der mir eine Quelle so großer Freude ist, und ich wünsche nicht, daß er mir genommen werde, so lange ich lebe; wenn ich aber im Tode kein Bewußtsein habe, wie einige schwachköpfige Philosophen annehmen, so brauche ich wenigstens nicht zu fürchten, daß tote Philosophen meinen Irrtum bespötteln werden."

Auch darf ich die so schöne Stelle der „Apologie"

nicht übergehen, wo sich Sokrates in seiner Verteidigung vor dem athenischen Volke so ausläßt: „Wir wollen eine andre Betrachtung anstellen, und wir werden sehen, mit wie großem Recht wir den Tod als ein Gut ansehen dürfen. Eins von beidem: entweder ist der Tod ein Zustand des Nichtseins und der Unbewußtheit oder, wie die Menschen sagen, er ist für die Seele der Durchgang zu einer andern Welt. Wenn wir nun annehmen, daß wir im Tode kein Bewußtsein haben, sondern schlafen gleich denen, deren Schlaf auch nicht einmal durch Träume beunruhigt ist, so ist doch der Tod ein unaussprechlicher Gewinn. Denn gieb einem Menschen eine Nacht, in der sein Schlaf auch nicht einmal durch Träume beunruhigt ist, laß ihn diese Nacht mit andern Tagen und Nächten seines Lebens vergleichen und laß ihn dann sagen, wie viele Tage und Nächte er im Lauf seines Lebens besser und mit größerem Genuß verbracht hat als diese eine. Ich meine, keiner, nicht bloß ein gemeiner Mann, sondern auch der größte König nicht, wird viele solche Tage und Nächte finden. Ist nun der Tod so, so sage ich: Sterben ist ein Gewinn. Ist aber der Tod der Durchgang zu einer andern Welt, und sind dort, wie die Menschen sagen, alle Tote — wo kann es, ihr Freunde und Richter, ein größres Gut geben?

„Wenn wirklich dann der Pilger in jener Welt dort unten ankommt und hinfort, von den Lehrern der Gerechtigkeit dieser Welt befreit, die wahrhaftigen Richter findet, welche dort Recht sprechen sollen: Minos und Rhadamantus, und Äacus und Triptolemus und andre Söhne der Götter, welche in ihrem Leben recht gehandelt

— dann verlohnt sich wahrlich diese Pilgerreise. Was würde man nicht geben, wenn man sich mit Orpheus, Musäus, Hesiod und Homer unterhalten könnte? Wahrlich, wenn dies wahr ist, so möchte ich immer wieder und wieder sterben. Und was mich angeht — was für ein einzigartiges Interesse muß es für mich haben, wenn ich dann mit Palamedes, Ajax dem Sohn des Telamon, und anderen Helden des Altertums zusammentreffen und mich unterhalten kann, die ebenso wie ich durch ungerechtes Urteil den Tod erlitten haben; ich meine, es wird für mich kein geringer Trost sein, wenn ich meine Leiden mit den ihrigen vergleiche. Vor allem werde ich dann mein Forschen nach dem, was wahr und falsch ist, fortsetzen können; so wie in dieser Welt, so werde ich es in jener thun, und ich werde erkennen, wer weise ist und wer sich die Miene giebt als sei er es, und er ist es doch nicht. Was würde man nicht geben, o ihr Richter, könnte man den Führer des großen trojanischen Heerzuges Auge in Auge schauen, oder Odysseus oder Sisyphus, oder unzählige andre, Männer und auch Frauen. Welche Wonne wäre es, mit ihnen sich zu unterhalten und sie zu fragen. In jener Welt wird man nicht hingerichtet, weil man Fragen stellt, sicherlich nicht! Denn abgesehen davon, daß man in jener Welt glücklicher ist als in dieser, so ist man auch unsterblich, wenn das wahr ist, was die Menschen sagen.

„Deshalb, o ihr Richter, seid unbekümmert um den Tod und wisset es als gewiß, daß den Guten nichts Böses treffen kann, es sei im Leben oder nach dem Tode. Ihn und die Seinen verlassen die Götter nicht; auch ist

es kein bloßer Zufall, daß jetzt mein Ende herbeigekommen ist. Vielmehr sehe ich klar, daß zu sterben und erlöst zu werden, besser für mich ist; deswegen antwortete das Orakel nicht. Deshalb zürne ich auch denen nicht, die mich verurteilen, noch denen, die mich verklagt haben; sie haben mir nichts Übles gethan, obwohl sie ja wahrlich nichts Gutes gegen mich im Sinne hatten; und deswegen mag ich sie wohl mit Recht tadeln. Die Stunde des Scheidens ist da, wir gehen ein jeder seinen Weg — ich zu sterben und ihr zu leben. Was besser ist — Gott allein weiß es."

In der Weisheit Salomonis (3, 1—5) ist uns verheißen:

„Der Gerechten Seelen aber sind in Gottes Hand, und es berühret sie keine Qual.

Sie scheinen in den Augen der Thoren gestorben zu sein, und ihr Hingang wird für ein Unglück gehalten,

Und ihr Scheiden von uns für Vernichtung. Sie aber sind in Frieden.

Und wenn sie auch nach Ansicht der Menschen gestraft werden, so ist doch ihre Hoffnung der Unsterblichkeit voll.

Nach geringer Züchtigung werden sie reichlich beglückt werden; denn Gott hat sie erprobt und seiner wert gefunden."

Und wahrlich, wenn in der Stunde des Todes das Gewissen Frieden hat, so braucht der Geist nicht unruhig zu sein. Die Zukunft ist ja allerdings voller Zweifel, aber doch reicher an Hoffnung.

Wenn wir nach den Kämpfen des Lebens in eine Ruhe eingehen,

„Wo die Gottlosen aufhören mit Toben,
Und die ruhen, die viel Mühe gehabt,"

so wird sie für manche müde Seele eine hochwillkommene Stätte sein, und selbst dann können wir sagen:

„Tod, wo ist dein Stachel?
Hölle, wo ist dein Sieg?"

Wenn wir aber andrerseits, demütig, jedoch voll Zuversicht auf die Güte eines allmächtigen und liebenden Vaters vertrauend, in die Welt eines ganz neuen Lebens eingehen, wo wir nicht nur hoffen dürfen, diejenigen anzutreffen, von denen wir so oft gehört haben, an deren Werken wir uns erquickt haben und denen wir so viel verdanken, sondern auch die, welche wir hier geliebt und verloren haben; wenn wir die Fesseln des Fleisches und die Beschränkungen unsres irdischen Daseins hinter uns lassen; wenn wir zu den Engeln und Erzengeln und den ganzen himmlischen Heerscharen kommen — dann wahrlich darf uns die sichere und gewisse Hoffnung beleben, daß die Interessen und Freuden dieser Welt nichts sind im Vergleich zu der Herrlichkeit, die in unsrer ewigen Heimat unser wartet.

C. G. Röder, Leipzig.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Verlag von **Friedrich Pfeilstücker** in **Berlin, W.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie auch durch die Verlagshandlung:

1888 bis 1891

Soziale Briefe aus Berlin

Mit besonderer Berücksichtigung der sozialdemokratischen Strömungen

von

Otto von Leixner.

XVI, 392 Seiten. — Preis M. 4.—, gebunden M. 4.75.

Dieses bereits im dritten Tausend vorliegende neueste Werk des beliebten Ästhetikers und Publizisten hat in der Presse den wohlverdienten Beifall gefunden. So schreibt Karl Pröll:

Diese Briefe bringen wirkliche, eingehende Belehrung; sie sind nicht mit den gewohnten feuilletonistischen Plaudereien über Berlin zu verwechseln. Ein unbestechlicher Dichter, beurteilt Leixner ebenso strenge die Sünden, Laster und Eitelkeiten der bevorzugten Stände, wie die materialistischen Neigungen und die Utopien der nach einer besseren Lebensstellung ringenden, aber geistig und sinnlich noch unfreien Arbeiterklassen. Es sind die Briefe eines ethischen Apostels unserer Tage, die hinausflattern, mahnend und verkündend, auf welchen Wegen das rechte Heil zu suchen sei.

Ähnlich äußern sich andere Zeitungen und Zeitschriften, z. B.:

Illustrierte Zeitung . . . Es sind mannhafte Gedanken und Überzeugungen, aus der Tiefe geschöpfte Urteile, von hohem sittlichem Ernst bestimmte Gesichtspunkte, welche L.'s ebenso markigen als eleganten Schilderungen zu Grunde liegen, die immer auf das oft verborgene Innere der Zustände zurückgehen.

Tägliche Rundschau . . . Man wird erquickt durch den naturwahren Humor, mit dem L. einen sonntäglichen Ausflug nach der Hasenhaide schildert; man empfindet: so denkt, so spricht, so lebt das Volk, das ist nicht in der Studierstube zusammengetüftelt, sondern anschaulich und frisch aus dem Leben aufs Papier geworfen . . . Aus jeder Zeile leuchtet ein hoher, sittlicher Ernst, eine umfassende Menschenliebe, die sich auch da noch verrät, wo der Autor satirisch wird. Und das Buch ist voll von feiner Satire, in der Leixner ja Meister ist . . .

Allgemeine Zeitung . . . Ein gediegenes, anziehendes Buch von einem Manne, der seit einer Reihe von Jahren mit scharfem Auge und warmem Herzen der Entwicklung der Reichshauptstadt folgt . . .

Dresdner Anzeiger . . . Ein Buch von hervorragender kulturgeschichtlicher und politischer Bedeutung . . . Der Verfasser des außerordentlich empfehlenswerten Buches bringt neben großer Sachkenntnis eine überraschende Unbefangenheit und Sachlichkeit mit, die seinem Werke überall Eingang verschaffen müssen . . .

Die Gegenwart . . . voll guter Beobachtung und gesunden Menschenverstandes . . .

Der Bär . . . zweifellos ist in den letzten Jahren kein Werk erschienen, welches das innere Leben Berlins so scharf beleuchtet, welches in dem Maße von treffender Beobachtungsgabe und tiefer Sachkenntnis Zeugnis ablegt . . .

Blätter für litterarische Unterhaltung . . . ungewöhnlich gediegene und dabei mannichfaltige Studien auf dem Gebiete der bürgerlichen Gesellschaft Berlins . . . Wir wünschen dem edlen Buche Otto von Leixners freieste Bahn und offenste Aufnahme . . .

Deutsches Wochenblatt . . . Das eingehendste Studienbuch, das uns bisher über Berlin geboten worden . . . Es ist ein höchst lehrreiches, ja es ist ein soziales Erbauungsbuch, das Leixner der Nation vorgelegt hat, um sie zur Selbsterkenntnis und zur Läuterung ihres innern Wesens zu veranlassen . . .

Verlag von Friedrich Pfeilstücker in Berlin, W.

Bibliothek des Humors.

Unter diesem Titel giebt die Verlagshandlung eine Sammlung heraus, welche in einer Reihe von geschmackvoll ausgestatteten Bänden die besten Blüten des Humors bieten soll. Während andere Werke ähnlicher Art mehr oder minder als wahllose Anekdotenjäger sich darstellen, will die „Bibliothek des Humors" die bedeutendsten und interessantesten Gebiete in ihren Bereich ziehen und nach Form und Inhalt einer planmäßigen Anordnung und sorgfältigen Wahl folgen. Den Hauptteil nimmt in breitem Rahmen die Gegenwart ein.

Die ganze Reihe wird zwölf Bände umfassen, welche in feinem, jeder besseren Bücherei würdigen Einbande zum Preise von 2 Mark auch einzeln käuflich sind.

Inhalt:

Erster Band: **Medizinischer Humor.** Zweiter Band: **Brandenburgisch-preußische Geschichte.** Dritter Band: **Geistlicher Humor.** Vierter Band: **Lehrer und Schüler.** Fünfter Band: **Juristen.** Sechster Band: **Liebe und Ehe.** Siebenter Band: **Deutsche Geschichte bis 1861.** Achter Band: **Neue deutsche Geschichte.** Neunter Band: **Theater.** Zehnter Band: **Schriftsteller, Künstler und Dichter.** Elfter Band: **Musik.** Zwölfter Band: **Militärisches.**

Band 1—6 sind bis Ende September 1891 bereits erschienen.

Märchen

von **F. von Woringen.**

Dritte Auflage.

Mit zahlreichen Bildern von Martin Ränike.

Preis gebunden M. 2.50.

Empfohlen von den Jugendschrift-Kommissionen der Berliner, Königsberger und schweizer Lehrervereine.

Die Nationalzeitung schreibt: Die Märchen von Woringen sind, gewiß zur Freude vieler, in dritter Auflage wieder erschienen. Das anmutige Märchenbuch kommt zu rechter Zeit, damit es die Alten den Jungen und auch die Alten sich selber unter den Weihnachtsbaum legen können. Die Märchen eignen sich für Knaben und Mädchen von 8 Jahren aufwärts. Fast noch mehr erfreuen sich Erwachsene jeden Alters daran.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 045377246